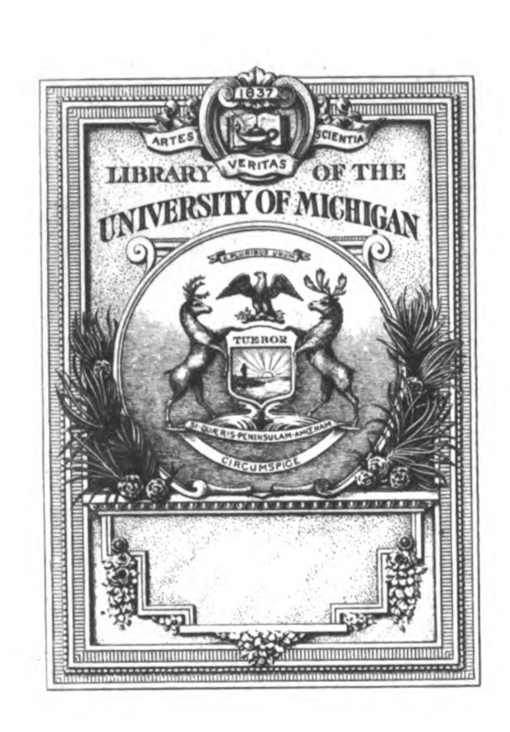
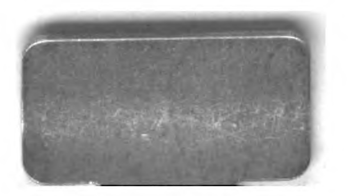



1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

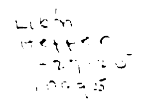


III. JAHRGANG NUMMER 1—12

ZEITSCHRIFT DES DEUTSCHEN VEREINS FÜR BUCHWESEN UND SCHRIFTTUM

1 · 9 · 2 · 0

SCHRIFTLEITUNG: MUSEUMSDIREKTOR PROFESSOR DR. SCHRAMM / LEIPZIG / ZEITZER STRASSE 14



Inhaltsverzeichnis

der Zeitschrift des Deutschen Vereins für Buchwesen und Schrifttum, 3. Band, 1920

Beilagen

Bücher und Zeitschriftenschau

Namen-Register

Schlagwort-Register.

ZEITSCHRIFT DES DEUTSCHEN VEREINS FÜR BUCHWESEN UND SCHRIFTTUM

Nr. 1/2 JANUAR/FEBRUAR 1920

Meroitische Schrift.

Von Dr. Hans ABEL-Leipzig.

„Meroitisch" ist die Kultur des Reiches von Meroe, das sich um die Wende der Zeitrechnung südlich von Ägypten im Niltal bis weit in den Sudan hineinerstreckte. Seit dem dritten vorchristlichen Jahrtausend waren die Ägypter erobernd und kolonisierend über die Südgrenze ihres Reiches, in Nubien, vorgedrungen. Sie hatten dem Lande ihre überlegene Kultur gebracht, und bis zum Beginn des letzten Jahrtausends v. Chr. war Nubien ägyptische „Provinz". In Ägypten selbst gewann gegen Ende des zweiten Jahrtausends die Priesterschaft, vor allem die des Reichsgottes Amon, immer mehr die Gewalt im Staate, die Tempel waren die Herren riesiger Latifundien, die Könige waren nur noch Puppen in den Händen der Oberpriester des Amon, bis schließlich nach dem Sturz des letzten Ramessiden sich der Oberpriester des Amon die Königskrone aufsetzte. (1070 v. Chr.). Gegen diese Priesterherrschaft jedoch macht sich eine Reaktion seitens der Führer der Söldnerheere geltend, eine Dynastie, von einem General gegründet, besteigt den Thron. Sie hat ihr Machtgebiet besonders in Unterägypten; Oberägypten mit der alten Hauptstadt Theben, der Heimat des Amon, bildet ein im wesentlichen selbständiges geistliches Fürstentum. Zu diesem gehört, der geographischen Lage entsprechend, Nubien. Um 950 gewinnt eine neue Söldnerdynastie in Unterägypten den Thron, die ihre Macht auch über Oberägypten auszudehnen vermag. Da zieht sich die orthodoxe Priesterschaft, die eine weltliche Regierung nicht ertragen will, in den Süden zurück. Die Dynastie Scheschonk's, des Sisak der Bibel, begnügte sich mit der Herrschaft über das eigentliche Ägypten, ihr politisches Interesse richtete sich auf Asien, ihr Schwergewicht lag in Unterägypten. Nubien wird ein selbständiger Priesterstaat, der in der Folge nur noch kurze Jahre mit Ägypten vereinigt wird, und das, indem Nubien sich das Mutterland unterwirft.

So entsteht ein großes Reich im Süden Ägyptens, das zur Hauptstadt Napata (das heutige Gebel Barkal) hat. Dieses Reich, das man als das aethiopische bezeichnet, ist der Vorläufer des eigentlichen meroitischen, zu dem die Übergänge in Dunkel gehüllt sind. Seine Entstehungsgeschichte macht es begreiflich, daß seine Herrscher ganz dem Einfluß der Priesterschaft unterliegen, die Priester sind die eigentlichen Herren des Landes, und zwar die Priester des Amon. Amon ist aber immer noch der Gott von Theben, der ägyptische Gott, dessen Verehrer nur unter der Ungunst der Zeiten in fremdes Land geflüchtet sind; hier, in Äthiopien, hat das wahre Ägyptertum eine Stätte gefunden. So klammert man sich starr an alles Ägyptische an, Schrift und Sprache ist ägyptisch, wenn auch Entgleisungen den Fremden verraten. Die Sprache des Volkes aber war unägyptisch, und mit der dauernden politischen Trennung von Ägypten schwand naturgemäß die Kenntnis des Ägyptischen immer mehr, die in ägyptischen Hieroglyphen und ägyptischer Sprache abgefaßten offiziellen Inschriften wurden dem Volk auch in seinen höheren Schichten, sicher auch einem großen Teil der Geistlichkeit, immer unverständlicher. So schuf man für die einheimische Sprache eine eigene Schrift.

Wann das geschehen ist, ist nicht genau festzustellen. Kambyses, der persische Eroberer Ägyptens, unternimmt einen mißglückten Zug gegen das Äthiopenreich, dann verschwindet dies für rund 300 Jahre aus unserer Überlieferung. Als es wieder auftaucht, ist die Hauptstadt verlegt nach Meroe, zwischen der Mündung des Atbara in den Nil und Chartum. Das ist dann das meroitische Reich. Aus der Zwischenzeit rühren Inschriften in Napata her, die auch Königsnamen nennen, aber deren absolute und relative Chronologie ist unbekannt. Diese Inschriften sind ägyptisch abgefaßt. Und rein ägyptisch sind auch die Inschriften, mit denen der erste uns wieder greifbare König, Ergamenes, (um 200 v. Chr.), die Wände des Tempels von Dakke in Nubien schmückt. Aber das sagt nur, daß um diese Zeit die Kenntnis der Hyieroglyphen noch vorhanden war, wenigstens in diesem Teil des Reiches hart an der ägyptischen Südgrenze; es beweist nicht, daß es damals noch keine einheimische Schrift gab. Daß beide Schriften zeitweise nebeneinander standen, ist eigentlich selbstverständlich und wird zum Überfluß noch gezeigt durch die Inschriften des Sockels von Wad Benâgâ (Abb. 1), die im allgemeinen ägyptisch abgefaßt sind, die Namen des Königs und der Königin aber daneben auch in einheimischer Schrift aufweisen. Leider können wir den Sockel nicht datieren. Nur das können wir feststellen: von rd. Chr. Geburt an, vielleicht schon ein reichliches Jahrhundert früher, haben wir im Gebiet des meroitischen Reiches eine beträchtliche Zahl, gegen 300, Inschriften, teilweise von erheblichem Umfang, in dieser einheimischen Schrift, die man daher meroitisch nennt. Das Ägyptische scheint daneben, abgesehen von den Grenzdistrikten, verschwunden, wohl aber ist das Griechische, die damalige Weltsprache, auch in Nubien und dem Sudan einigermaßen bekannt gewesen. Diese Verdrängung des Ägyptischen hängt wohl damit zusammen, daß der oben erwähnte König Ergamenes nach Nachrichten griechischer Schriftsteller die Priestergewalt stürzte; die Amonspriesterschaft war es ja gewesen, die besonders die Verbindungen mit Ägypten, dem Wohnsitz und der Heimat ihres Gottes, aufrecht erhalten mußte. So tritt eine einheimische Negersprache mit selbständiger Schrift an Stelle der ägyptischen.

Die oben skizzierte Kulturgeschichte des Landes läßt schon erkennen, daß eine solche Schrift abgeleitet sein wird von der ägyptischen. Zur Zeit, wo die meroitische Schrift geschaffen wurde, der zweiten Hälfte des letzten vorchristlichen Jahrtausends, waren in Ägypten zwei Schriftarten in Gebrauch (vgl. Bonnet, Ägyptisches Schrifttum, S. 8): die Monumentalschrift der Hieroglyphen und die Verkehrsschrift des Demotischen. Beide Schriftarten haben die Meroiten übernommen. Aber sie haben dabei einen wichtigen Schritt getan, der freilich in der ägyptischen Schrift bereits in Uranlage vorhanden war und bei dem vor allem wohl die Kenntnis der griechischen (und aramäischen?, in Elephantine befand sich ja eine jüdische Kolonie) Schrift von Einfluss war: sie haben den ganzen Ballast der Silben- und Wort- und Deutezeichen über Bord geworfen und eine rein alphabetische Schrift geschaffen. Und zwar haben sie sich dabei nicht der Zeichen bedient, die in klassischer Zeit das sog. hieroglyphische Alphabet bilden, sondern sie haben ihre Zeichen ausgesucht zum großen Teil aus denen, die, ursprünglich Silben- oder Wortzeichen, in der letzten Phase des ägyptischen Schrifttums einkonsonantigen Wert erhalten haben. Das zeigt, daß wir die Schaffung der meroitischen Schrift trotz gewisser Ansätze in den ägyptisch geschriebenen Inschriften des äthiopischen Reiches schon um 700 v. Chr. nicht über die letzten Jahrhunderte v. Chr. hinaufrücken dürfen. Auch der Schriftcharakter der wulstigen Zeichen entspricht ganz dem Stil der ptolemäischen und römischen Inschriften Ägyptens (Abb. 2).

Die ersten meroitischen Inschriften wurden von Cailliaud, der 1820 das Land besuchte, publiziert, andere Reisende und Forscher, besonders Lepsius, gaben weiteres hinzu. Lepsius fand vor allem den schon erwähnten Sockel von Wad Benâgâ (Abb. 1), der jetzt in Berlin ist. Er weist die Namen des Königs und der Königin in ägyptischen und meroitischen Hieroglyphen auf; von dieser Bilingue ist die Entzifferung der meroitischen Schrift ausgegangen. Vieles hat schon Brugsch (Zeitschrift für ägypt. Sprache XXV, 1887) richtig erkannt, soweit es sich um Hieroglyphen handelt, an meroitischem Demotisch hat er sich nicht versucht. Dies entziffert zu haben, und zugleich eine im wesentlichen wohl endgültige Bestimmung der Hieroglyphen gegeben zu haben, ist das Verdienst von F. LL. Griffith.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war durch englische und amerikanische Ausgrabungen im Sudan unser Material an meroitischen Inschriften be-

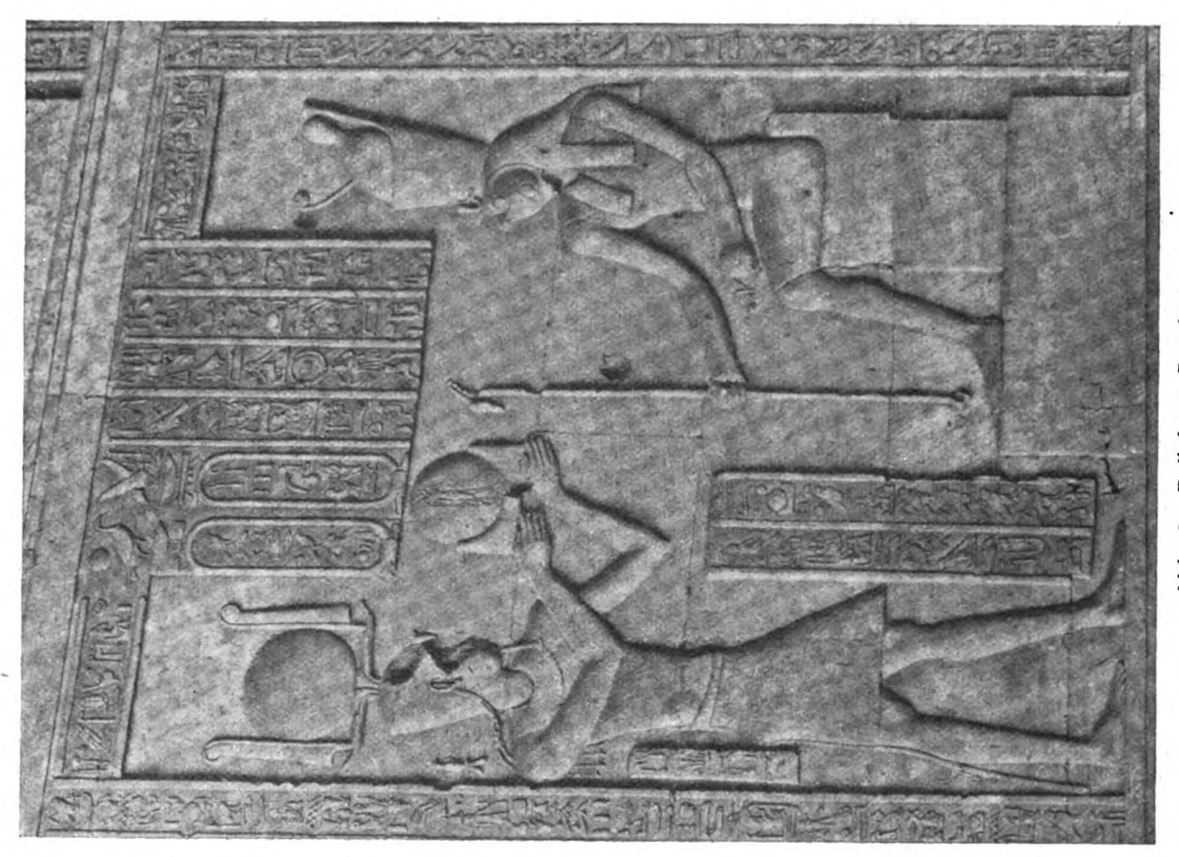


Abb. 2. Relief aus Dendera.



Abb. 1. Sockel von Wad Benâgâ.

Hierogl.	Dem.	Lautwert	Hierogl.	Dem.	Lautwert
[illegible]	[illegible]	a, '	[illegible]	[illegible]	l
[illegible]	[illegible]	e	[illegible]	[illegible]	ḫ
[illegible]	[illegible]	ê	[illegible]	[illegible]	ẖ
[illegible]	[illegible]	i	[illegible]	[illegible]	s
[illegible]	[illegible]	y	[illegible]	[illegible]	š
[illegible]	[illegible]	w	[illegible]	[illegible]	k
[illegible]	[illegible]	b	[illegible]	[illegible]	q
[illegible]	[illegible]	p	[illegible]	[illegible]	t
[illegible]	[illegible]	m	[illegible]	[illegible]	te
[illegible]	[illegible]	n	[illegible]	[illegible]	tê
[illegible]	[illegible]	ñ	[illegible]	[illegible]	z
[illegible]	[illegible]	r			

Abb. 3. Das meroitische Alphabet.

trächtlich vermehrt worden. Die große Masse ist demotisch; die hieroglyphischen Texte, schon an sich wenig zahlreich, enthalten großenteils nur Namen. Griffith, der schon in einem Beitrag zu MacIver & Woolley, Areika (Oxford 1909) sich mit der meroitischen Schrift befaßt hatte, erhielt vom Archaeological Survey of Egypt den Auftrag, die meroitischen Inschriften, auch die in Museen verstreuten, zu sammeln. Er veröffentlichte als Frucht dieser Arbeiten die beiden Bände The Island of Meroe and Meroitic Inscriptions, Part I (Arch. Surv. of Egypt, XIX. Memoir, London 1911, zusammen mit Crowfoot) und Meroitic Inscriptions Part II (Arch. Surv. of Egypt, XX. Memoir, London 1912). Endlich gab er Bd. VI der Eckley B. Coxe Junior Expedition to Nubia (University of Pennsylvania), Karanòg, The Meroitic Inscriptions of Shablûl and Karanòg heraus, und in der Vorrede zu diesem letzten Werk bringt Griffith die Ergebnisse seiner Entzifferung. Zunächst stellte er auf Grund gewisser Formeln und Namen, die hieroglyphisch und demotisch erscheinen, die Entsprechungen zwischen beiden Schriftarten fest und konnte nun da die demotischen Inschriften ungleich zahlreicher sind als die hieroglyphischen, an die eigentliche Entzifferung gehen, wobei ihm außer der Bilingue von Wad Benâgâ (s. o.) einige Namen und Titel, die auch in ägyptischen Inschriften vorkommen, Hülfe leisteten. So konnte er für die einzelnen Zeichen des Alphabetes die Lautwerte erkennen, wobei manches freilich noch nicht ganz sicher ist.

Das Alphabet, das Griffith festgestellt hat, umfaßt 23 Zeichen (Abb. 3). Dazu kommt noch,

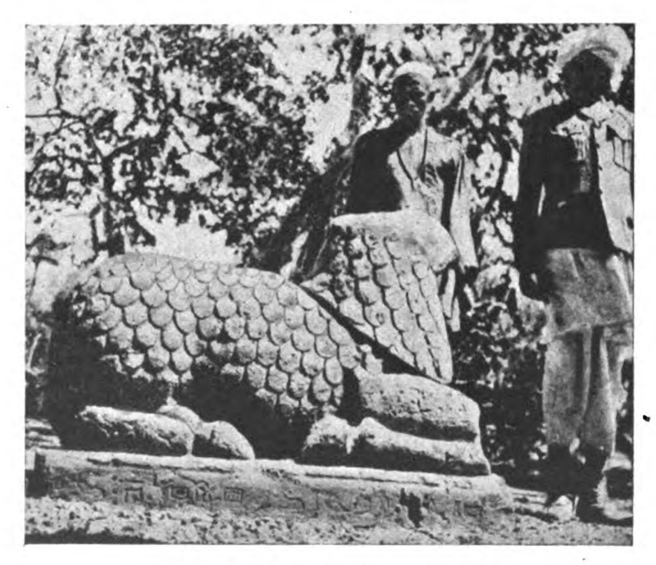


Abb. 4. Der Widder von Sôba.



Abb. 5. Opfertafel aus Wadi Es-Sabû'a.

ein Worttrennungszeichen, das im Hieroglyphischen aus drei, im Demotischen aus zwei quer zur Zeile stehenden Punkten besteht. (Abb. 4, 5). Dieses Trennungszeichen ist eine selbständige Erfindung des Meroiten, im Ägyptischen nicht vorgebildet; an Zusammenhänge mit ähnlichem im Mittelmeergebiet darf man kaum denken. Die Schriftrichtung ist wie im Ägyptischen von rechts nach links, die Zeilen sind horizontal; nur die Hieroglyphen kennen, gleichfalls wie im Ägyptischen (Bonnet S. 10), ihrem dekorativen Zweck entsprechend Ausnahmen von beidem. Im Gegensatz zum Ägypter wendet jedoch der Meroite seine Zeichen so, daß die Köpfe zum Schriftende hinblicken; die Zeichen sind also das Spiegelbild der entsprechenden ägyptischen in normaler Stellung. Doch das gilt nur von den Hieroglyphen; die demotischen Zeichen werden gegenüber den ägyptischen nicht herumgedreht.

Beide Schriftarten sind selbständig dem ägyptischen Hieroglyphischen bez. Demotisch entlehnt. Nur so sind die demotischen Formen verständlich, die den durch Jahrtausende langen Gebrauch abgeschliffenen Abkürzungen, wie sie in Ägypten entstanden, entsprechen. Dieses Verhältnisses, daß die demotischen Zeichen Abkürzungen der betr. Hieroglyphen sind, ist sich der Meroite anscheinend nicht bewußt gewesen, sonst könnte er nicht die einen gegenüber ihrem ägyptischen Urbild ins Spiegelbild verkehren, die anderen aber nicht. Und noch eine weitere Abweichung vom Ägyptischen wird daraus verständlich: Durch die häufigen und weitgehenden Konsonantenverschleifungen und -Schwünde, denen die ägyptische Sprache ausgesetzt war, haben im Spätägyptischen eine Menge von Zeichen, die ursprünglich verschiedene Konsonantenverbindungen bezeichneten, die gleiche Aussprache erhalten, der Ägypter trennte sie nur orthographisch-konventionell. Der Meroite aber nahm sich unter den verschiedenen Zeichen, die alle -s- gesprochen wurden, je ein hieroglyphisches und demotisches in sein Alphabet, ohne Rücksicht darauf, ob sie im Ägyptischen paläographisch zusammengehörten. So auch bei anderen Lauten. Daß endlich das Meroitische, entgegen dem klassischen Ägyptischen (Bonnet S. 4), auch Vokale bezeichnete, war bereits in der Entwickelung des späten Ägyptischen vorgezeichnet und keine Neuerung des Meroitischen.

Die Formen der einzelnen Zeichen sind dem Ägyptischen entlehnt, aber meist mehr oder minder verändert. Auch innerhalb des Meroitischen ist eine gewisse Entwicklung zu erkennen, die Zeichen werden allmählich immer flüssiger; Griffith unterscheidet drei Stile. Doch sind die Unterschiede nicht bedeutend. Eine einzige, hieroglyphische Inschrift, zeigt Besonderheiten, indem sie teilweise dem Ägyptischen ähnlichere Formen aufweist.

Das Meroitische schreibt Vokale. Aber auffällig ist das Fehlen der *— o —* und *— u —*, die doch wohl kaum in der Sprache gefehlt haben. Und weiter schreibt das Meroitische sicher nicht alle Vokale. Die Inschrift Abb. 5 beginnt in Umschrift: *kzigê mitšlbeqêwi ebesñye;* da sind sicher noch Vokale hinzuzudenken. Es war wie im Ägyptischen: der der Sprache Kundige konnte sich oft mit Andeutungen begnügen.

So können wir die meroitischen Inschriften buchstabieren. Aber das Verständnis ist damit noch nicht gegeben. Die große Masse der Inschriften sind Grabsteine. Da lehren Vergleichungen, wie sie Griffith sorgfältig ausgeführt hat, die feststehenden Formeln kennen; man kann ersehen, wo Name und Titel des Verstorbenen und seiner Familienangehörigen stehen. Das hilft auch zur Erkenntnis einiger grammatischer Formen. Dann stockt aber die Arbeit. Noch fehlt die Verbindung zu irgend einer bekannten Sprache und damit die Möglichkeit, Worte und Wortformen genauer festzulegen. Man ist darauf angewiesen, aus der Sprache selbst heraus zu suchen, gewissermaßen eine Gleichung mit lauter Unbekannten zu lösen. Das muß die nächste Aufgabe sein. Gelingt die Lösung, so werden wir eine altafrikanische Sprache vor uns haben; wir werden damit in die Geschichte der mit wenigen Ausnahmen für unsere Kenntnisse bisher geschichtslosen Sprachen einen neuen Einblick tun und damit hoffentlich manches der verwickelten Probleme der Sprach- und Kulturgeschichte Nordostafrikas entwirren können.

Um 500 nach Chr. herum wird Nubien christianisiert. Mit der Verdrängung des alten Glaubens schwindet wie in Ägypten die einheimische Schrift. Man bedient sich einer Schrift, die der christlich-ägyptischen, der sog. koptischen (Bonnet S. 8), entlehnt ist, also auf das griechische Alphabet zurückgeht. Ganz spurlos ist jedoch das Meroitische nicht untergegangen; das Zeichen für den Laut *— ñ —*, der dem koptischen fehlte, hat diese nubische Schrift dem Meroitischen noch entnommen.

Autographe und Originale namhafter lateinischer Schriftsteller des Mittelalters.

Von Universitätsprofessor Dr. Paul LEHMANN in München.

Wenn ich Studenten die Notwendigkeit, Paläographie, Überlieferungsgeschichte und Textkritik zu treiben vor die Augen führen will, frage ich sie gern danach, ob sie sich klar gemacht hätten, daß viele Jahrhunderte zwischen der Antike und dem Mittelalter einerseits, unserer Zeit andererseits dahin geflossen sind. Vielen — leider nicht nur jungen Semestern — ist es gar nicht bewußt, daß bloß ein winziger Teil der griechisch-römischen Literatur in Exemplaren des Altertums vorliegt, die meisten müssen es erst auf der Universität erfahren, wie viel mühsamer, allerdings höchst reizvoller und lehrreicher Arbeit es bedarf, um von der zumeist mittelalterlichen Überlieferung unserer antiken Klassiker zu den Urtexten vorzudringen. Namentlich den Schatz von lateinischen Büchern haben die großartigen Papyrusfunde der Neuzeit nur unerheblich vermehrt. Originale der Reden, Briefe und Abhandlungen Ciceros, der Oden des Horaz, der Vergilischen Dichtungen, der Geschichtswerke des Tacitus, überhaupt Autographe und Handexemplare irgend einer führenden Persönlichkeit des antiken Geisteslebens haben wir meines Wissens nach wie vor nicht. Als Philologie und Geschichtswissenschaft noch weniger entwickelt waren, ist man leichtgläubiger gewesen und hat, wenn auch nur ganz selten an die Erhaltung von Urhandschriften gedacht, so doch häufiger als es richtig war, den Ursprung etlicher alter Codices zu hoch bis ins Altertum hinaufgerückt. Mancher italienische Humanist, der die vorgefundene Schrift „antik" nannte, tat das deshalb, weil er die von ihm mit Ehrfurcht studierten Bände für unmittelbare Reste der römischen Literatur hielt. Aldus Manutius z. B. redete von einem *Volumen — ita antiquum, ut putem scriptum Plinii temporibus.*[1] Ja selbst noch im 19. Jahrhundert gab man einem Vergilcodex, von dem einzelne Blätter aufgefunden wurden, den Ehrennamen „Augusteus" in der Meinung, das Manuskript stamme aus dem Zeitalter des Augustus. Direkt von Autographen der alten Autoren hat man nicht oft zu sprechen gewagt. Gegenwärtig ist mir, daß man im 15. Jahrhundert von einem in Wahrheit karolingischen oder ottonischen Terentiuscodex (Laur. XXXVIII 24) schrieb:[1] *Terentii opus in pergameno vetustissimum, quod dicitur ab ipso Terentio scriptum.* Sebastian Münster bemerkte 1544 von der Lorscher Klosterbibliothek:[2] *Ich hab bücher darin gesehen, die soll Virgilius mit eigner hand geschriben haben.* Vielleicht ist der vergilische Palatinus gemeint, der nicht älter als saec. VI ist. Mehr wohl kommt es vor, daß patristische Handschriften original genannt sind, und an sich wäre es ja recht gut möglich, daß man Autographa von Kirchenvätern hätte, da kirchliche Codices aus dem 4.—6. Jahrhundert in stattlicher Zahl auf uns gekommen sind. Dennoch haben wir auch von den Kirchenvätern keine Originale. Am Schluß einer Cambridger Handschrift (Emmanuel College Ms. III 3. 5.) saec. XV der Institutiones des Lactanz heißt es: *Si cupis hos libros magis emendatos habere, vade ad Italiam ad abbaciam Nonantule Cisterc. ord. territorii Bononiensis et ducatus Mutinensis et ibi reperies originalem ipsius Lactancii scriptum manu sua.* Darin ist offenbar auf den jetzt als Ms. 701 in der Universitätsbibliothek zu Bologna aufbewahrten Uncialcodex angespielt. Abgesehen vom Paläographischen machen uns die zahlreichen Textverderbnisse das Festhalten an der behaupteten Originalität unmöglich. In das ehrwürdige Augustinmanuskript, das jetzt im Escorial liegt, am Ende des Mittelalters aber dem deutschen Benediktinerkloster Sponheim gehörte, hat eine Hand des 15. Jahrhunderts geschrieben: *Sancti Augustini episcopi libri de baptismo, quos manu fertur scripsisse propria.* Die Schriftzüge weisen aufs 7. Jahrhundert. In beiden angeführten Fällen handelt es sich um eine wahrscheinlich junge, jedenfalls unhaltbare Tradition.

Besser wird es erst, wenn wir an die mittelalterliche Literatur herangehen. Allerdings ist es auch für die Hauptmasse der Literatur des sogenannten Mittelalters die Regel, daß wir die förmlich publizierten Werke nur aus Abschriften kennen, und, wenn gelegentlich vor der Neuzeit von Originalen die Rede ist, sind es nicht selten legendarische, zweifelhafte, oft sicher falsche Angaben.

[1] Vgl. Plinii epistolae, rec. H. Keil, Leipzig 1870 p. XXII.

[1] P. Terentii comoediae, ed. F. Umphenbach, Berlin 1870, p. XVIII.

[2] P. Lehmann, Johannes Sichardus, München 1911, S. 136.

Immerhin läßt sich eine für manchen vielleicht erstaunlich große Menge von Originalhandschriften oder doch Originaleinträgen berühmter mittelalterlicher Autoren feststellen.

Ohne das Material in diesem Aufsatze, der vor allem Anregung und Überblick geben soll, vollständig vorführen und in jeder Hinsicht erschöpfen zu wollen, erlaube ich mir im Folgenden möglichst kurz von den vermeintlichen und den echten Autographen oder Originalen namhafter lateinischer Schriftsteller des Mittelalters zu sprechen.[1]

Beginnen wir mit dem 6. Jahrhundert und der Persönlichkeit, die feste Brücken von der Antike zum Mittelalter geschlagen hat! Von Cassiodors Hand ist noch nichts nachgewiesen, dagegen scheinen ziemlich viele z. T. in Cassiodors Scriptorium entstandene Codices seiner großartigen Bibliothek unter den Bobienses in Mailand, Turin, Rom, Verona u. a. Stätten, zu stecken. Sollten da nicht auch Cassiodors eigene Schriftzüge einmal auftauchen? Von seinem Hauptwerk, den Institutiones, verweist die älteste Handschrift (Bamberg H. J. IV, 15 saec. VIII ex.) ausdrücklich auf das Urexemplar.

Die Handschrift der Regula S. Benedicti, welche die nach Rom flüchtenden Mönche als das Original ihres Stifters in Ehren hielten, lag bis 581 in Montecassino, von 581 bis ungefähr 717 in Rom, seitdem bis 883 in Montecassino, 883—896 in Teano. Dort verbrannte sie mit dem Kloster. 100 Jahre vorher aber, im Jahre 787, hatte sich Karl der Große die Urhandschrift sorgsam kopieren lassen. Aus dem Aachener Normalexemplar sind verschiedene noch erhaltene Handschriften in St. Gallen, Wien, München u. a. geflossen. Erfunden ist die im 9. Jahrhundert auftauchende Nachricht von einer eigenhändigen Abschrift, die Benedikt seinem nach Frankreich ziehenden Schüler Maurus mitgegeben hätte. Dieses angebliche Autograph des Ordensgründers wurde während des Mittelalters im Kloster Marmoutier wie eine Reliquie aufgehoben. Wir haben namentlich dank L. Traube den Originaltext Benedikts, nicht aber die Originalniederschrift oder eine Originalabschrift.[2]

Von einem Zeitgenossen der beiden Männer, die für das abendländische Klosterwesen und Geistesleben von unermeßlicher Bedeutung geworden sind, haben wir das meines Wissens älteste Autograph eines mittelalterlichen Gelehrten. Der Codex Bonifatianus 1 in Fulda, der Canonestafeln, Tatians Evangelienharmonie in der Bearbeitung Viktors, Lesestücke u. a. aus und zu den Paulinischen Briefen, die biblische Apostelgeschichte, ein Verzeichnis der Apostelgräber, die kanonischen Briefe, die Apokalypse und Verse des Papstes Damasus auf den Apostel Paulus enthält, ist nicht nur im Auftrage des Bischofs Viktor von Capua (541—554) in schöner Unciale geschrieben, sondern von ihm selbst 546/547 durchgesehen und verbessert worden. Zumal die genau datierten Unterschriften am Ende der Apostelgeschichte und der Apokalypse zeigen deutlich Viktors feine Schriftzüge.[1]

Iren und Angelsachsen haben die monastische Tätigkeit Benedikts, die von Cassiodor angestrebte Organisation der christlichen Wissenschaft in den Klöstern, die von Cassiodor, Viktor u. a. ausgeübte philologische Arbeit an den schriftlichen Schätzen der Antike und des Christentums mit besonderem Erfolge fortgesetzt. Für die Angelsachsen bedeutet da Beda († 735) den Höhepunkt. Die handschriftliche Überlieferung der eigenen Werke des wahrhaft ehrwürdigen Beda Venerabilis ist zwar außerordentlich alt, für sein Hauptwerk, die große Kirchengeschichte Englands, reicht sie fast bis in des Verfassers Lebenszeit zurück, im Original aber ist weder eine der geschichtlichen noch der grammatischen noch der bibelerklärenden und sonstigen Arbeiten erhalten. Jenes Urexemplar von Beda in actus apostolorum, von dem es in einer Abschrift saec. XV in Oxford Coll. Nov. Ms. LVII heißt:[2] *Originale istius operis est in libraria ecclesiae Christi Cantuariae,* vermag ich wenigstens zur Zeit nicht nachzuweisen. Jedoch ist behauptet worden und möglich, daß wir von Beda angefertigte Kopien besäßen. Seit dem 14. und 15. Jahrhundert sind Handschriften der Evangelien

[1] Ich beschränke mich auf die wichtigsten Literaturangaben, mache besonders auf Abbildungen der Handschriften aufmerksam.

[2] Vgl. für das Vorstehende L. Traube, Textgeschichte der Regula S. Benedicti, München 1898.

[1] Vgl. E. Ranke, Specimen novi testamenti Fuldensis, Marburg 1860, tab. 1; ders., Codex Fuldensis etc., Marburg und Leipzig 1868 p. IX sqq., tab. I et II; Zangemeister et Wattenbach, Exempla codicum Latinorum litteris maiusculis scriptorum Heidelberg 1876, 1879, tab. XXXIV; K. Scherer, Die Codices Bonifatiani in der Landesbibliothek zu Fulda, Fulda 1905, S. 6 ff., Tafel 1.

[2] Vgl. O. Coxe, Catalogus codicum mss. qui in collegiis aulisque Oxoniensibus hodie adservantur I (Oxford 1852) Mss. coll. nov. p. 16.

— jetzt Durham A. II. 16[1] —, der Paulinischen Briefe — jetzt Cambridge, Trinity College Western Ms. 216 + London Cotton. Vitellius C. VIII f. 83—87[2]) — der Psalmenerklärung Cassiodors — jetzt Durham B. II. 30[3]) — als „de manu Bedae" bezeichnet worden.[4]) Da die Schrift verschiedenartig ist, können nicht alle 3 (bez. 4) Bände von Bedas Hand geschrieben sein. Ob für einen der Bände, von dem jeder einzelne übrigens auch von mehreren Schreibern geschrieben ist, die Zuweisung an Beda stimmt, wage ich nicht zu entscheiden, zumal da ich nur einzelne Seiten kenne. Die Forscher datieren die Codices verschieden. Für den Cambridger Band nennt Lindsay die Bedatradition „not impossible". Der Ansicht Zimmermanns, daß er Bedas Urheberschaft für den Durhamer Cassiodor — den er irrig einen Psalter nennt — „endgiltig widerlegt" habe, kann ich nicht teilen, ohne mich damit auf die mittelalterliche Legende festlegen zu wollen. Vielleicht brächte eine Untersuchung der in dieser Hs. stehenden nichtcassiodorischen Vorrede uns der Entscheidung näher. Nach dem Incipit kann die Praefatio bedanisch sein.

Umstritten ist auch die Frage, ob wir Autographa jenes als Schriftsteller zwar nicht bedeutenden Angelsachsen haben, der in Deutschland den Boden für die Aufnahme und Weiterführung der Geistesarbeit Bedas und seiner Landsleute bereitet hat: Bonifatius († 754). Unter den drei Codices Bonifatiani in Fulda befindet sich ein insulares Evangeliar (Bonif. 3), von dem man spätestens schon im 9. Jahrhundert behauptet hat, es wäre von B. selbst geschrieben. Keltische Glossen, die Unterschrift eines wohl irischen Schreibers Cadmug und paläographische Beobachtungen haben die Forschung mehrfach dazu geführt,[1]) die Schriftzüge dem Angelsachsen Bonifatius abzusprechen. Doch hat Lindsay[2]) selbst seine frühere Ansicht vom irischen Ursprunge des Bandes später aufgegeben, da die irischen Glossen und die Schreiberunterschrift nicht Original, sondern Abschrift zu sein schienen, Abkürzungen und Schrift eher cornisch als irisch wären. Danach ist die Fuldaer Überlieferung nicht mehr ganz unwahrscheinlich. Glaubhafter freilich ist, daß von Bonifatius' Hand die Marginalnotizen auf einigen Seiten des obenerwähnten Cod. Bonif. 1 (aus dem Nachlaß Viktors von Capua) stammen.[3]) Die Züge und Kürzungen dieser Glossen sind englisch und zeigen nahe Verwandtschaft mit Einträgen in den Halbuncialcodices Kassel Theol. F. 65 (Hegesippus, aus Fulda!) und Oxford Douce 140 (Primasius). Rühren die Glossen des Cod. 1 von Bonifatius her, kann er nicht Schreiber von Cod. 3 sein, da die graphischen Unterschiede zu groß sind.

Die gewiß insulare Hand Alchvines, der als Gelehrter und Schriftsteller seinen großen Landsmann überragte, kennen wir nicht. Die sogenannten Alcuinbibeln sind alle nicht autograph, zumeist sicher nachalchvinisch. Eine von Hrabanus Maurus († 856) geschriebene Bibel soll in Paris gewesen sein.[4]) Codices in Rom und Wien sind vielleicht nicht eigenhändige Originalausfertigungen von Hrabanus Werk De laude S. crucis.[5]) Den Münchner Textzeugen (Cod. lat. 6382, aus Freising, f. 44 R) eines Briefes des als Grammatiker hervorgetretenen Freisinger Bischofs Erchanbert (836

[1]) Vgl. J. O. Westwood, Facsimiles of the miniatures and ornamentes of Anglo-Saxon and Irish mss., London 1868, p. 8 sqq.; The new palaeographical society pl. 54—56; C. H. Turner im Journal of theological studies X (1909) p. 530 sqq. (I. Hälfte 8. Jahrhundert, ohne etwas von Beda zu sagen); E. H. Zimmermann, Vorkarolingische Miniaturen, Berlin 1916, S. 24, 306, Tafel 327 (3. Viertel 8. Jahrhunderts, ohne Beda zu erwähnen).

[2]) Catalogue of ancient mss. in the British Museum. Part. II (London 1884) p. 55; M. R. James, The western mss. in the library of Trinity College Cambridge I (Cambridge 1900) p. 293 sqq., IV (1904) p. VII und plate 1; W. M. Lindsay, Notae Latinae, Cambridge 1915, p. 450.

[3]) Vgl. Westwood, l. c. p. 77, pl. 17 u. 18; Palaeographical Society pl. 164; E. H. Zimmermann, a. a. O. S. 118 ff., 271 f., Tafel 222, 247/248 (Mitte 8. Jahrh.); James, l. c. 293.

[4]) Vgl. Publications of the Surtees society VII (1838) p. 16, 18, 213 und die genannten Beschreibungen.

[1]) Vgl. K. Scherer, Die Codices Bonifatiani usw., S. 30 ff. u. Tafel 3; W. M. Lindsay, Irish minuscule script, Oxford 1910 p. 4 sq. und pl. III

[2]) Notae Latinae p. 321

[3]) Vgl. E. Ranke, Specimen S. 10 und tab. 2 et 3, Codex Fuldensis; K. Scherer, Die Codices Bonifatiani S. 9 f. (irisch!), Tafel 1; F. Steffens, Lat. Paläographie 2. Aufl. Tafel 21; A. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands I (1904) S. 479 ff.

[4]) *Parisius — — — ubi et biblia habetur quam Rabanus doctissimus vir propria manu scripsit ut dicit Lira* Erfurt Domkapitelsbibl. Ms. hist. 6 f. 50v. Die Stelle bei Nicolaus von Lyra habe ich bisher vergeblich gesucht.

[5]) Vgl. J. v. Schlosser im Jahrbuch der Kunstsammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses. XII (Wien 1892) S. 27 f. Dazu E. H. Zimmermann, Die Fuldaer Buchmalerei in karol. u. otton. Zeit, Wien 1910, S 87.

bis 854) halte ich entgegen der üblichen[1]) Meinung nicht für autograph. Wie Paschasius Radbertus († 847) der namentlich durch die bahnbrechende Behandlung der Transsubstantiationslehre berühmte Corbier Theologe, geschrieben hat, können uns vielleicht die Korrekturen und Glossen einer St. Petersburger Ambrosiushandschrift zeigen.[2]) Sedulius Scottus, der um die Mitte des 9. Jahrhunderts im lotharingischen Reiche lebte, einen wichtigen Fürstenspiegel, gewandte Dichtungen, gelehrte Bibelkommentare und grammatisch-philologische Arbeiten hinterließ, ist der Sitte seines Volkes und seiner Zeit entsprechend ein tüchtiger und eifriger, wenn auch nicht vollendet zu nennender Kalligraph gewesen. Das griechische Psalterium mit lateinischer Interlinearversion in irischer Schrift Paris Arsénalbibl. Ms. 8407 (Ms. graec. 2), worin auch noch andere griechisch-lateinische Texte (Cantica, Paternoster, Symbolum Nicaenum, Graeca aus den Institutiones des Lactanz) stehen, ist laut der Inschrift fol. 55: „σηδυλιος σκοττος. εγω. εγραψα" sein Werk[3].) Andere griechisch-lateinische Codices wie St. Gallen 48 (Evangelien) Basel A. VII 3 (Psalter) Dresden A. 145^b (Paulinische Briefe) und die lateinische Sammelhandschrift mit antiken und mittelalterlichen Dichtungen, Kommentaren etc. Bern 363 stammen zum mindesten aus seinem irischen Kreise.[4])

Wichtiger als alles bisher Besprochene ist, daß wir die Werke eines der tiefsten und fruchtbarsten Denker des Mittelalters, des berühmten Johannes Scottus, der den Hof Karls des Kahlen zierte, zwar nicht in originaler Aufzeichnung, aber in Exemplaren besitzen, die er selbst des öfteren und aufs Genaueste durchgearbeitet hat.[1]) Von seiner Hauptschrift περὶ φύσεως liegt in Reims 875 von einem Reimser Kalligraphen die älteste Reinschrift mit wichtigen Einschüben, Verbesserungen, Änderungen, Glossen von des Autors insularer Hand vor. Ein Bambergensis H. J. IV 5 (und 6) zeigt die zweite oder dritte Revision, in der jene Zusätze und Veränderungen schon verarbeitet sind, und dazu neue Eingriffe vom Verfasser selbst. Der tiefsinnige Kommentar des Scottus zum Johannesevangelium in Laon Ms. 81 enthält ebenfalls mehrere autographe Verbesserungen und Zusätze. Und Bamberg Q. VI 32 läßt uns seine Arbeit an älteren, nicht von ihm selbst verfaßten Werken sehen. „Wir kennen die Hand des Johannes", sagt Meister Traube, „eine charakteristische irische Gelehrtenhand, die aber nicht über das Pergament fliegt wie die seiner humanistisch gerichteten Landsleute im Bernensis 363, sondern nachdrücklich, nachdenklich und doch mitteilsam, in den Worten und Sätzen verweilt, — — Ich glaube, es ist nicht nur die Freude des Entdeckers, die mir diese Hand lieb und deutlich macht, als sähe ich sie vor mir wie die des Erasmus auf dem Bilde Holbeins, die an der Paraphrase des Markus schreibt."[2])

Ganz anders sehen die St. Galler Autogramme von Notker Balbulus († 912), dem köstlichen Erzähler der Geschichten von Karl dem Großen, Notker dem formvollendeten Sequenzendichter, aus.[3]) Das ist klare, nach Harmonie strebende Schönschrift, bei der sich die Individualität nicht hervordrängt. Ob wirklich, wie J. Schwalm[4]) vermutete, die Gedichtchen in Wolfenbüttel Weißenb. 60 fol. 134 autograph sind, ist noch zu untersuchen.

Den Münchener Codex lat. 6388 hatte G. H. Pertz irrtümlich für das Autograph der Werke des italienischen Historikers Liudprand von Cremona († 972) gehalten.[5]) Dagegen liegen in Berlin (Ms.

[1]) Vgl. E. Dümmler in den MG. Epp. V 338; M. Manitius, Geschichte der lat. Literatur des Mittelalters I 491; W. M. Lindsay, Notae Latinae p. 467.

[2]) Vgl. Lindsay in der Revue des bibliothèques XXII, 406.

[3]) Vgl. B. Montfaucon, Palaeographia graeca, Paris 1708, p. 235—247 mit Schrifttafel; H. Omont in den Mélanges Graux, Paris 1884 p. 313 mit 1 Heliogravüre; H. Martin, Catalogue des mss. de la bibliothèque de l'arsénal VI (1892) p. 463 s.; L. Traube, O Roma nobilis, München 1891, S. 48 f., 63.

[4]) Vgl. L. Traube, O Roma nobilis S. 52; S. Hellmann, Sedulius Scottus, München 1906, S. 148; Der Codex Boernerianus der Briefe des Apostels Paulus in Lichtdruck nachgebildet, Leipzig 1909 — W. M. Lindsay, Early Irish minuscule script S. 47 ff.; ders., Notae Latinae p. 445, 454, 483; F. Steffens, Lat. Palaeogr. 2. Aufl. Tafel 57.

[1]) Vgl. L. Traube, Autographa des Johannes Scottus. Aus dem Nachlass her. von E. K. Rand, München 1912 (Abhandl. d. Kgl. Bayer. Akademie d. Wiss. Philos.-philol. u. hist. Klasse XXVI 1) mit Tafeln.

[2]) Traube im Vorwort zu E. K. Rand, Johannes Scottus, München 1906. Quellen und Untersuchungen zur lat. Philologie des Mittelalters I 2 S. IX.

[3]) Vgl. A. Chroust, Monumenta palaeographica 1. Serie Lieferung XV Tafel 5—7. Lehrreich der Wechsel des Aussehens der in zeitlichen Zwischenräumen geschriebenen Textstücke.

[4]) Neues Archiv d. Ges. f. ältere deutsche Geschichtskunde XXVII, 740 ff.

[5]) Vgl. Jos. Becker, Textgeschichte Liudprands von Cremona, München 1908: Quellen und Untersuchungen zur lat. Philologie des Mittelalters III 2.

lat. qu. 336 u. Phill. 1676), Rom (Vat. lat. 4965), Verona (Cap. Ms. XIX 1, 7 u. LXVIII 65) mehrere echte Konzepte und Einträge von dem aus der Gegend von Lüttich stammenden unruhvoll, nicht unschuldsvoll hin und her geworfenen Bischof Ratherius von Verona († 974) vor, der sich durch viel (z. B. auch Catull) umfassende Gelehrsamkeit, Kampflust, satirischen Geist, eigenartige Sprache auszeichnet und zumal mit seinen Selbstbekenntnissen, Pamphleten, Invektiven und Verteidigungsschriften, als genialer Tagesschriftsteller, neue Lichter und Schatten in die lateinische Literatur des Mittelalters bringt.[1])

Einen Historiker des 10. Jahrhunderts sieht man in der Bamberger Handschrift E. III. 3 an der Arbeit. Im Auftrage Erzbischof Gerberts von Reims hat sich Richer, ein Mönch von St. Remi 992 daran gemacht, die Geschichte, namentlich die französische, von 882 bis auf seine Zeit zu schildern. Bis ins Jahr 995 ist seine Darstellung gekommen, für die folgenden drei Jahre liegen nur noch einzelne Notizen vor. Aber auch die fortlaufende Erzählung ist nicht in einem Zuge geschrieben, sondern bei Buch II cap. 78 abgebrochen, überarbeitet und dann erst fortgesetzt. Der Verfasser legt viel Wert auf die Form seiner Darstellung, ändert mitten im Schreiben einzelne Ausdrücke, ja ganze Sätze, besonders des Sprachlich-Stilistischen wegen. Er liebt gelehrte Ausdrucksweise. Ein Beispiel genügt: Während er *murum* in der Feder hat, fällt ihm das gewähltere *peribolum* ein, da bricht er mitten im Wort mit *mu* ab und schreibt das halbgriechische. Bei der Revision beseitigt er Schreibfehler und feilt weiter am Stil, setzt für *ducere volui* in der Widmung *ducendum existimavi, longe diverso* für *prestantiore, digesserim* für *dixerim, non minimae* für *magnae* ein, außerdem aber ändert er sehr stark sachlich unter Schreiben und Radieren zwischen den Zeilen und an den Seitenrändern ab, macht Zusätze, schaltet neue Blätter ein, Änderungen, die oft sehr einschneidend aus politischen Rücksichten, die Wahrheit entstellen. Die Handschrift ist das Konzept eines offenbar unvollendet gebliebenen und kaum je abgeschriebenen Werkes. Richer ist kein großer und kein reiner Geschichtsschreiber, aber er bietet wertvolle Nachrichten, und wir müssen froh sein, daß wir nicht eine Abschrift haben, die alles wie in einem Guß geschaffen böte, sondern Entwürfe, die uns einigermaßen ahnen lassen, was für ein Mann Richer war und was er schriftstellerisch anstrebte.[1])

Die für die Geschichte des sächsischen Kaiserhauses und des nördlichen sowie mittleren Deutschlands überaus wichtige Chronik Thietmars von Merseburg († 1018) ist ebenfalls im Original erhalten, das noch die allmähliche Entstehung erkennen läßt. Der Verfasser hat bei der Gegenwart begonnen und erst später diese ältesten Bogen und Blattlagen mit der die früheren Zeiten behandelnden Partien vereinigt. Bei einer Durchsicht änderte er hie und da im Ausdruck, fügte einige kurze Bemerkungen zu, ließ größere Lücken ausfüllen. Die (früher dem Peterstifte in Merseburg gehörende) Urhandschrift Dresden R. 147[2]) ist vorwiegend von Schreibern des Bischofs vielleicht nach Diktat geschrieben worden, nur hie und da begegnet man Thietmars eigenen Schriftzügen. Unfertig wie die Richerchronik macht doch Thietmars Original allein schon durch die klare sorgfältige Buchschrift einen besseren Eindruck. Eigenhändige Einträge finden sich auch in einem Merseburger Messbuch und Nekrologium.

Mit Richer und Thietmar beginnt eine fast nirgends unterbrochene Reihe mittelalterlicher Schriftstellerautographen, in der allerdings gerade die besten oder einflußreichsten Literaturwerke fast sämtlich fehlen.

Von Ademar de Chabannes († 1034), Mönch in St. Martial de Limoges, sind eigene historische Arbeiten, Dichtungen, Predigten u. a. in z. T. eigenhändigen Niederschriften oder doch mit seinen Bemerkungen versehenen Abschriften, außerdem von ihm kopierte antike, patristische, mittelalterliche Texte bunten Inhalts (Kommentare des Beda und Hieronymus; Äsopfabeln; Dichtungen Vergils, Aviens, Prudentius, Althelms u. a.; Astronomisches und

[1]) Zu den Autographen vgl. E. Dümmler im Neuen Archiv d. Ges. f. ä. deutsche Geschichtskunde IV (1879) S. 177 ff.; V. Rose, Die lat. Meerman — Hss. des Sir Thomas Phillipps in der Kgl. Bibl. zu Berlin, Berlin 1892, S. 79; C. Cipolla in den Studi e documenti di storia e diritto. XXIV (Rom 1903) p. 51 sqq mit 1 Tafel; W. M. Lindsay, Notae Latinae p. 489 f. — Feine Charakteristik der Persönlichkeit, die zu den interessantesten des Mittelalters gehört, bei A. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands III (1906) S. 284 ff.

[1]) Vgl. Richeri historiarum libri IV, ed. G. Waitz, Hannover 1877 (SS. rer. Germ. in usum scholarum) p. X sqq. und die Abbildungen in den MG. SS. III, bei Arndt-Tangl, Schrifttafeln zur Erlernung der Lat. Palaeogr. Tafel 53; A. Chroust, Mon. palaeogr. Serie I Lief. XXIII. 6.

[2]) Vgl. die photographische Wiedergabe mit Vorrede von L. Schmidt, Dresden 1905 und F. Kurzes Erörterungen im Neuen Archiv XIV 59—86.

Komputistisches, Grammatisches etc.) überliefert.[1] Wir sehen die Schriftzüge eines emsigen Gelehrten, dem es nicht auf die äußere Form seiner Aufzeichnungen ankommt.

Eine der frischesten Dichtungen des Mittelalters, den köstlichen Roman „Ruodlieb", der um 1030 in Tegernsee entstanden zu sein scheint, hat man in München entdeckt. Die Bruchstücke machen „den Eindruck einer Originalniederschrift".[2])

Die Hand Ekkeharts IV. von St. Gallen († um 1060), der seines künstlerisch höherstehenden Namensvetters lateinisches Waltharilied stilistisch überarbeitet zu haben behauptet und die Casus S. Galli fortgesetzt hat, begegnet sehr oft in noch erhaltenen Handschriften seines Klosters. Ungefähr 30 Bände mit Werken des Ambrosius, Augustinus, Hieronymus, Eugippius, Boethius, Julianus Toletanus, Florus Lugdun., Haymo, mit Orosius, Josephus, Hegesippus u. a. hat er selbst textkritisch und sachlich gemustert, emendiert und glossiert. Es steckt manche wichtige Angabe in diesen Bemerkungen und die ganze Arbeitsweise ist so instruktiv,[3]) daß eine genaue Untersuchung der Tätigkeit Ekkeharts an den St. Galler Handschriften nützlich und lohnend wäre.[1]) Seine zahlreichen nicht so sehr ästhetisch wie stofflich, kulturhistorisch bedeutsamen Dichtungen stecken autograph in mehreren Codices, vor allem füllen sie St. Gallen 393, das sog. Buch der Segnungen.[2]) Die Schrift ist deutlich, ohne schön zu sein. Rasuren, Streichungen, Korrekturen und Glossen, die oft übereinandergeschichtet sind und bald den Text verbessern, bald Erläuterungen, Parallelstellen, Quellen u. dergl. bringen, lassen erkennen, wie sich Ekkehart mit seinen Dichtungen immer wieder beschäftigt hat. In St. Gallen 621 mitten in der auf Notker Labeos Geheiß von Ekkehart IV geschriebenen Orosiushandschrift stehen (p. 321) übrigens 2 lateinische Zeilen[3]) von dem namentlich um deutsche Sprache und Literatur so hoch verdienten Notker Labeo Teutonicus, († 1022), zu denen Ekk. interlinear mit roter Tinte bemerkt hat: *has duas lineas amandas dominus Notkerus scripsit. Vivat anima eius in Domino.*

Das 11. Jahrhundert hat literarische Persönlichkeiten von weit größerer Eigenart als Ekkehart hervorgebracht, von ihnen sind Petrus Damiani, Otloh und Lanfranc mit Autographen vertreten.

Schriften des Petrus Damiani, († 1072), des heißblütigen Streiters für die Kirche, des eifrigen Erneuerers monastischer Zucht sollen[4]) in Rom. Vat. lat. 3797 im Original auf uns gekommen sein. Der Codex wurde schon 1433 Ambrogio Traversari in Faenza als Autograph gezeigt.[5]) Aus Bannisters Bemerkungen[6]) ist jedoch zu schließen, daß Rom. Vat. lat. 3797 eine dem Autor fast gleichzeitige Kopie der Werke Damianis ist. Allerdings

[1]) Vgl. vor allem L. Delisle in den Notices et extraits des mss. de la Bibl. Nat. XXXV (1896) p. 241—358. Einschränkungen bei J. Lair in den Etudes critiques sur divers textes des X e et XI e siècles. II (Paris 1899) p. 277 sqq. — Berlin Meerman — s. 93 (Phill. 1664; V. Rose im Verzeichnis der lat. Hss. der Kgl. Bibl. zu Berlin I 196 ff. u. Delisle p. 244 ss. mit pl. I schreiben fast alles Ademars Hand zu, vgl. dagegen Lair p. 277 sq.); Leiden Voss. lat. oct. 15 (Delisle p. 301 sqq. mit pl. III hält die Hauptmasse für autograph, Lair p. 280, mit Schriftprobe, nur die Marginal- u. Interlinearnotizen. Vgl. auch die Reproduktion des lat. Äsops mit Einleitung von G. Thiele in den Codices Graeci et Latini photographice depicti. Suppl. III (Leiden 1905); Paris lat. 1978 f. 102 u. 103 (Delisle p. 350 sq. mit Pl. VI; Lair p. 281); lat. 2400 (Delisle p. 296 sqq. z. T. autograph); lat. 2469 (Delisle p. 276 sqq. mit pl. II; Lair p. 279 sq. bestreitet den autographen Charakter); lat. 3794 f. 43—102 (Delisle p. 320 sqq. mit pl. IV); lat. 5288 f. 51—58 (Delisle p. 342 sq. u. Recueil de fac-similés à l'usage de l'Ecole des chartes, Paris 1880, nd. 71; Schriftprobe bei Lair); lat. 5321 f. 119—125 (Delisle p. 344 sq); lat. 6190 f. 53—57 (Delisle p. 332 sqq. mit pl. V; Lair p. 280, mit 2 ganzseitigen Tafeln und einer Schriftprobe, hält nur f. 56 und einzelne Notizen auf f. 54 u. 55 für eigenhändig) lat. 13320 f. 52—59 (Delisle p. 342 sq., vielleicht autograph).

[2]) Vgl. die Abbildungen u. Erörterungen bei A. Chroust, Mon. Paläogr. II. Serie Lief. 2 Tafel 7; E. Petzet u. O. Glauning, Deutsche Schrifttafeln II (München 1911) Tafel 16.

[3]) Vgl. die reichhaltigen, aber nicht erschöpfenden Untersuchungen von Dümmler in der Zeitschrift für deutsches Altertum XIV (1869) S. 1 ff., von J. Egli in seiner Ausgabe des Liber Benedictionum. — Über die z. T. sonst nicht überlieferten, anscheinend echten Enniuszitate Ekkeharts vgl. jetzt E. Norden, Ennius und Vergilius, Leipzig-Berlin 1915, S. 78 ff. und W. Jäger im Hermes LI (1916) S. 310 ff.

[1]) Vgl. außer Dümmler und Egli das von G. Scherrer bearbeitete Verzeichnis der Hss. der Stiftsbibliothek von St. Gallen, Halle 1875, S. 630.

[2]) Vgl. außer Dümmlers Aufsatz Beschreibungen und Abbildungen bei A. Chroust. Mon. pal. I. Serie Lieferung XVI, 6; F. Steffens, Lat. Paläogr. Tafel 59b; Der Liber Benedictionum Ekkeharts IV. nebst den kleineren Dichtungen a. d. Cod. Sangall. 393 zum 1. Male vollständig her. u. erl. von Joh. Egli, St. Gallen 1909 mit 3 Tafeln.

[3]) Facsimile in MG. SS. II tab. 6.

[4]) Vgl. A. Capecelatro, Storia di S. Pier Damiano e del suo tempo, Florenz 1862, p. 582 sq.

[5]) Vgl. R. Sabbadini, Le scoperte dei codici latini e greci, Florenz 1905, p. 95.

[6]) Analecta hymnica. LI. 238.

kennt Bannister Capecelatros Behauptung des autographen Charakters offenbar nicht.

Als ein Kämpfer um die Reinheit des kirchlichen, zumal des klösterlichen Lebens, ein Kämpfer um die eigene Seele steht der bayerische Benediktiner Otloh († nach 1070) vor uns. Aus seinen Schriften ragen die autobiographischen Bücher der Versuchungen und Visionen hervor. In Tegernsee, Hersfeld, Würzburg und vor allem im St. Emmerankloster zu Regensburg hat er für sein eigenes Stift und andere Klöster und Kirchen von Jugend an eifrig Bücher kopiert. Die Münchener Codices lat. 14137, 14490, 14673, 14756, 18611, 18937, Berlin Phill. 16359 und London (Brit. Mus.) Add. Ms. 22793 zeugen noch heute von seinem Schreibfleiß. Außer Abschriften (z. B. der Dionysius-Übersetzung des Johannes Scottus) sind Originale der eigenen hagiographischen, autobiographischen, erbaulichen Werke darunter.[1]) Sowohl die Textschrift wie die feinen, individuell anmutenden Glossen und Korrekturen scheinen von seiner Feder herzurühren.

Der aus Oberitalien stammende Erzbischof von Canterbury Lanfranc († 1089), der seit 1070 als einer der größten Staatsmänner unter den mittelalterlichen Erzbischöfen Englands das britische Kirchenwesen neuorganisiert und gekräftigt hat, ist auch ein Förderer der Wissenschaft gewesen. Außer durch eigene Schriften, deren bekannteste die Abendmahlsfrage behandelt, bewies er das durch Abschreiben, Verbessern, Erklären, Anschaffen antiker und christlicher Texte. Aus der Zeit seines Wirkens in der Normandie (Kloster Bec) haben wir in Alençon Ms. 136[2]) und Le Mans Ms. 15[3]) Werke des Ambrosius und Cassianus, die von seiner Hand korrigiert sind. In Canterbury besaß man, wie ein zu seiner Zeit entstandener Bibliothekskatalog und ein anderer des 13. Jahrhunderts berichtet, einen Priscian, ein Homiliar, 3 Exemplare der Paulinischen Briefe *Lanfranci* wohl von ihm geschenkte Bände.[4]) Die Decreta pontificum in Cambridge Trinity College Ms. B. 16. 44 sind vielleicht zu einer Hälfte von

[1]) Abbildungen bei Arndt-Tangl, Schrifttafeln Tafel 19; A. Chroust, Mon. palaeogr. 1. Serie Lief. III, 7, 8 Catalogue of the extraordinary collection of splendid mss. — — — formed by G. Libri, London 1859, Tafel XX. Petzet u. Glauning, Deutsche Schrifttafeln I no 13.

[2]) f. 143: *Lanfrancus hucusque correxi.* Seine „Adnotatiunculae in nonnullas Cassiani collationes" sind aus dieser Hs. veröffentlicht worden. Vgl. Migne, Patrol. lat. CL 443 f.

[3]) f. 141: *Hucusque ego Lanfrancus correxi.*

[4]) Vgl. M. R. James, The ancient libraries of Canterbury and Dover, Cambridge 1903, p. XXIX 9, 7, 53, 88.

ihm selbst geschrieben. Sicherer noch als Lanfrancautogramm ist der in dieser Handschrift zu findende Eintrag:[1]) *Hunc librum dato precio emptum ego LANFRANCUS archiepiscopus de Beccensi cenobio in Anglicam terram deferri feci et ecclesie Christi dedi. Si quis eum de iure prefate ecclesie abstulerit, anathema sit.*

Sehr gut sind die Historiker des 11. und 12. Jahrhunderts durch Autographe und Originale vertreten. Ich nenne kurz den absonderlichen irischen Inklusen von Fulda und Mainz Marianus Scottus[2]) († 1086), Bernold von Konstanz[3]) († 1100), den Prior des Klosters auf dem Bamberger Michelsberge Frutolf[4]) († 1103), den gelehrten Hugo[5]) von Flavigny († 1099) und den zuverlässigen Leo Marsicanus († 1115), zuletzt Kardinalerzbischof von Ostia, dessen von Fleiß, reichen Kenntnissen, Klarheit und weisem Maßhalten zeugende Chronik des Klosters Montecassino jetzt ein Schatz der Münchener Staatsbibliothek[6]) ist.

[1]) Vgl. M. R. James, The western mss. in the library of Trinity College Cambridge I (1900) p. 540 sq.

[2]) Weltchronik in Rom Pal. lat. 830. Ein Teil ist Reinschrift eines Schreibers nach einem verlorenen Original Marians, andere Teile bieten Ergänzungen und Fortsetzungen unter Marians Leitung arbeitender Schreiber. Nur die 4. Hand ist die des Autors, der 1073 die Schlußredaktion besorgte. Vgl. MG. SS. V tab. IV; B. Güterbock in der Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung N. F. XIII (1895) S. 89 ff.; F. Ehrle et P. Liebaert, Specimina codicum Latinorum tab. 23.

[3]) Weltchronik in München lat. 432. Vgl. MG. SS. V tab. 3. Eine genaue Untersuchung der Hs. wird eine Monographie von A. Duch bringen.

[4]) Weltchronik in Jena. Vgl. MG. SS. VI. tab. 1 und H. Bresslau im Neuen Archiv XXI (1895) S. 198 ff. mit Tafel. Eigenhändiges Original De divinis officiis Bamberg Ed. V. 13. Vgl. A. Chroust, Mon. palaeogr. 1. Serie Lief. XXI, 2; Bresslau, a. a. O. 223 f. Eigenhändige Abschrift von Bernos Prologus in Tonarium in Karlsruhe Karlsr. 505 f. 1—14, Vgl. Bresslau, a. a. O. 218, 222, 226 ff.

[5]) Weltchronik und allerhand andere eigenhändige Aufzeichnungen und Excerpte (Heilmittel, Diät, griechisches Alphabet und Vaterunser, Papstdecrete u. a.) mit vielen eingeschalteten Blättern und Zetteln, Randbemerkungen, Korrekturen etc. in Berlin Phill. 1870, Autograph einer großen theologischen Dichtung in Berlin Phill. 1814. Vgl. MG. SS. VIII 284 sq., tab. III; V. Rose, Verzeichnis der lat. Handschriften der Kgl. Bibl. zu Berlin. I. (1893) S. 321 ff.

[6]) Cod. lat. 4623. Von 1098 bis zu seinem Tode hat Leo unablässig daran gearbeitet, die Form verbessernd, den Inhalt aus den Urkunden und der Literatur durch vielerlei Zusätze und Berichtigungen bereichernd. Während W. Wattenbach u. a. nur einen Teil der Hs. für autograph halten, weist Chroust alle Teile mit allen Korrekturen und Nachträgen Leo zu. Vgl. W. Wattenbach in MG. SS. VIII u. tab. IV; Arndt-Tangl Tafel 38a; A. Chroust, Mon. Palaeogr. 1. Serie Lief. X 2; E. A. Loew, The Beneventan script, Oxford 1914, p. 330. — Nach Loew begegnen wir Leos Hand auch im Kalender von Rom Vat. Borgian. lat. 211 und in der Vita S. Mennatis Montecassino 413.

In den Bibliotheken von Brüssel[1]), Leipzig[2]) und Wolfenbüttel[3]) kann man die sorgfältige Hand des Hagiographen und Chronisten Sigebert von Gembloux († 1112) kennen lernen, in Alençon, Rouen und Paris die des persönlich sympathischen, anschaulich, lebensvoll schildernden Engländers, Ordericus Vitalis († 1142), der im normannischen Benediktinerkloster Saint-Evroul „der beste französische Historiker des 12. Jahrhunderts" geworden ist.[4])

Montecassinos fruchtbarster Schriftsteller, der talentvolle, allerdings in seiner Eitelkeit vor Fälschungen nicht zurückschreckende Petrus Diaconus, der bald nach der Mitte des 12. Jahrhunderts gestorben zu sein scheint, hinterließ uns

[1]) Ms. 18239/40, zwischen 1101 und 1106 verfaßte Weltchronik, bis 972 autograph, das spätere von S. durchgesehen. Vgl. Bethmann in MG. SS. VI 284 sqq. mit Tafel; J. van den Gheyn, Album Belge de paléographie, Brüssel 1908, pl. X; F. Steffens, Lat. Palaeogr. [2] Tafel 77.

[2]) Stadtbibl. Rep. II F. 69, Vita Wicberti und Gesta abbatum Gemblacensium, vor Nov. 1071 geschrieben. Vgl. MG. SS. VIII 504 sqp. und Arndt-Tangl, Tafel 56.

[3]) Aug. 66.14 (dazu Hannover Ms. 712a), Vita Brunonis Colon. des Ruotger, die eigene Vita Deoderici ep. Mettensis und anderes eigenhändig von S. durchkorrigiert und mit Nachträgen versehen. Vgl. MG. SS. IV 253, 462, tab. 1 und X 552.

[4]) Paris lat. 5506 (tom. 1 u. 2) + 10913, Orderici Historia eclesiastica, zwischen 1123 u. 1142 verfaßt, höchstwahrscheinlich so gut wie alles autograph, sicher Original; lat. 10062 autographes Original der Fortsetzung der Annalen von Saint-Evroul. Vgl. L. Delisle im 5. Bande der Ordericausgabe (1855) mit Tafel (nachgedruckt in der Festschrift Orderic Vital et l'abbaye de Saint-Evroul, Alençon 1912, p. 43 sqq., 62 sqq. u. pl. III); ders. Cabinet des mss. III 287 u. pl. XXXVI 2; derselbe in der Bibliothèque de l' Ecole des chartes XXXIV (1873) p. 270 mit Schriftproben; MG. SS. XX Tafel 2; Album paléographique, Paris 1887, pl. 31. – Paris lat. 6503 f. 59–70, Fragment de l'histoire d'une compagnie de danseurs Saxons. Vgl. L. Delisle, Bibl. de l'Ec. des chartes XXXIV 271 mit Schriftprobe. — Paris lat. 12131, Libri de s. trinitate S. Athanasio et Hieronymo attributi und Guitmundi de trinitate epistola, nach G. Morin, Revue Bénédictine XXVIII (1911) p. 98 sq. von O. korrigiert und adnotiert. — Rouen Ms. 1174, Angelomus in libb. regum u. andere Texte von O. durchgesehen, f. 116—139 Historia Normannorum des Guillaume de Jumièges, Kopie Orderics. Vgl. Delisle in der Bibl. de l'Ec. des chartes XXXIV, 267 ss. mit Schriftprobe. Rouen Ms. 1343, Bedas Kirchengeschichte Englands u. a., teilweise eigenhändige Abschrift. Vgl. L. Delisle in der Bibl. de l'Ec. des chartes X L. VII (1886) p. 629, sqq. — Alençon Ms. 1, f. 30 v. 32 v., Autographer Eintrag eigener lat. Gedichte. Vgl. L. Delisle im Annuaire — Bulletin de la société de l'histoire de France I 2, (1863) p. 1–13. Alençon 6, 14, 26, Hagiographische Texte und Werke Bedas, z. T. eigenhändig von O. abgeschrieben.

die Urhandschrift[1]) seiner eigenen historischen, antiquarischen, literaturgeschichtlichen, hagiographischen Werke prosaischer und poetischer Form und kopierte mit eigener Hand — abgesehen von Verlorenem — Vegetius de re militari, ein Stück aus Varro de lingua latina und — damit die Überlieferung rettend — Frontinus de aquaeductibus,[2]) vielleicht auch die sog. Synonyma Ciceronis.[3]) Petrus schreibt gewöhnlich eine etwas eilige unschöne „karolingische" Minuskel. Ob die uns vorliegenden beneventanisch geschriebenen Codices seiner großen Heiligengeschichte Montecassinos, das sog. Registrum S. Placidi,[4]) und seiner Sammlung von Urkundentexten des Klosters, das sog. Registrum Petri Diaconi[5]) eigenhändig sind, wie Caspar[6]) behauptet, ist nicht ganz sicher.[7])

Des trefflichen normannischen Geschichtsschreibers Roberts von Torigny Fortsetzungen der Historia Normannorum des Guillaume de Jumièges, der Weltchronik Sigeberts und der Annalen von Mont-Saint-Mihiel, Originalexemplare mit zahlreichen Verbesserungen, Zusätzen seiner Hand, befinden sich in Leiden[8]) und Avranches[9]).

[1]) Montecassino Ms. CCLVII u. CCCLXI. Vgl. Bethmann im Archiv der Ges. f. ä. deutsche Geschichtskunde XII 257 ff. u. 506 ff.; Palaeografia artistica di Montecassino, Montecassino 1876, tav. LXII; Bibliotheca Cassinensis V 1 (1894) p. 12 sqq.; E. Caspar, Petrus Diaconus u. die Montecassineser Fälschungen, Berlin 1909, S. 19 f.; E. A. Loew, The Beneventan script, Oxford 1914, p. 86 u. 347.

[2]) Montecassino Ms. CCCLXI. Vgl. F. Steffens, Lat. Palaeogr. [2] Tafel 79b, wo Petrus nicht erwähnt ist; E. Caspar S. 19 u. 31 f.; Reproduktion des Frontinus mit engl. Uebersetzung und Erläuterungen von C. Herschel, New York 1913.

[3]) Vgl. Bethmann im Archiv d. Ges. f. ä. deutsche Geschichtskunde XII 505; E. Caspar S. 19. Beide behaupten, auch der Solinus in Montecassino CCCXCI sei von Petrus geschrieben, jedoch ist die Handschrift nach Loew p. 18 u. 350, dem besten Kenner der süditalienischen Palaeographie, beneventanisch saec. XI.

[4]) Montecassino Ms. DXVIII.

[5]) Montecassino Regesto no. 3.

[6]) S. 19 f.

[7]) Loew p. 351 und 353 setzt beide Hss. ins 12. Jahrh., scheint sie aber nicht für autograph zu halten. Vgl. seine Darlegungen p. 84 sqq.

[8]) Ms. B. P. L. 20 f. 1 — 32; vgl. L. Delisle, Mélanges de paléographie et de bibliographie, Paris 1880. p. 180 sqq. und das mir nicht zugängliche Werk von J. Lair, Matériaux pour l'édition de Guillaume de Jumièges, Paris 1910, mit Vorrede von Delisle und Phototypien aller Blätter.

[9]) Vgl. MG. SS. VI 293 sq. und Delisles Ausgabe der Chronique de Robert de Torigny etc. I (Rouen 1872) p. L I sqq., II 207.

Der Prämonstratenser Robert von Auxerre († 1214) hat uns seine vorzügliche universalhistorische Arbeit in einer Handschrift hinterlassen, die unter seinen Augen geschrieben und dann vom Verfasser eigenhändig verbessert und ergänzt wurde. Man sieht ihn Ausdrücke ändern, überflüssige Stellen tilgen, zwischen den Zeilen und an den Rändern Zusätze machen, durch Verweisungen einzelnen Stücken nachträglich einen besseren Platz geben.[1]

Sonst möge von den Historikern des 13. Jahrhunderts nur noch der höchst eigenartige, ungemein fesselnde Minorit Fra Salimbene de Adam aus Parma († um 1288) genannt werden. Das Autograph seiner durch Subjektivität der Darstellung, Buntheit und Reichtum des Inhalts ihres gleichen im Mittelalter kaum findenden Chronik liegt in Rom Vat. lat. 7260.[2]

Von geradezu unschätzbarem Werte sind die Originale der beiden geistesgewaltigen Dominikaner Albertus Magnus und Thomas Aquinas. Am Ende des 15. Jahrhunderts rühmten sich die Predigerklöster von Köln[3] (de animalibus; in Matthaeum; sermones de eucharistia etc.; super Dionysium Areopagitam; speculum mathematicae), Nürnberg[4] (in ev. Matthaei), Regensburg[5] (in ev. Lucae) und Soest[6] (super logica Aristotelis), Autographa des Albertus Magnus († 1280) zu besitzen; spätestens seit dem 16. Jahrhundert auch die von Augsburg[7] (in epistolas Pauli) und Wien[8] (de natura locorum; de XII causis proprietatum elementorum; in Aristotelis lib. de caelo et mundo). In der Speierer Dombibliothek soll zu Anfang des 18. Jahrhunderts die Urschrift des Methaphysikkommentars gelegen haben.[9] Einige dieser Bände

[1] Vgl. O. Holder-Egger in MG. SS. XXVI 223 sqq. und besonders L. Delisle in der Hist. litt. de la France XXXII 505–515.

[2] Vgl. B. Schmeidler von O. Holder-Eggers Ausgabe MG. SS. XXXII p. XXVI sqq. und tab. I—VI.

[3] Petrus de Prussia, Vita Alberti M. cap. XX, XXV und XLIII; sowie Analecta Bollandiana XIX 276.

[4] Petrus de Prussia cap. XX.

[5] 1. c. cap. XX und XXXVI; Anal. Boll. XIX 276.

[6] 1. c. cap. XX.

[7] Vgl. den Eintrag in München lat. 3682.

[8] Vgl. Mittelalterl. Bibliothekskataloge Oesterr. I 407.

[9] Ein für Leibniz angefertigter Katalog Hannover Kgl. Bibl. Ms. XLII. 1837ⁿ f. 1R: *Alberti Magni in metaphysicam Aristotelis autographum in parvo folio pergam. classis II l. B. Ipse vidi, inscriptionem pergameno grandibus litteris libro agglutinatam eius rei testem legi, Istum librum manu propria scripsit magnus Albertus. Forte scriptura Alberti est, parum elegans viri docti male legenda, legi tamen potest ita in hoc* etc.

kann man lange Zeit verfolgen, aber als erhalten nachgewiesen sind noch nicht alle. Unecht ist das sog. Autograph aus Augsburg in München.[1] Echt scheinen die Kölner Sermones gewesen zu sein. Auch die Beschreibung des Spirensis macht einen vertrauenerweckenden Eindruck. Die drei Originale des Wiener Klosters hat M. Grabmann in Wien Pal. lat. 273 f. 65^{R} – 168^{V} wiederentdeckt und überzeugend für echt erklärt.[2] Im Stadtarchiv zu Köln liegen heute Alberts Matthaeuskommentar und das hochwichtige Tierbuch, beide nach H. Stadlers[3] gründlicher Untersuchung wirklich eigenhändige Urhandschriften. „Eine Menge von Korrekturen durch Ausstreichen halber und ganzer Wörter bis vollständiger Sätze, die sich von gewöhnlichen Abschreibekorrekturen schon durch die Rücksichtslosigkeit unterschieden, mit der sie gemacht sind, besonders aber dadurch, daß sie mitunter auf die Hauptquellen des Albertus, Aristoteles und Avicenna zurückgehen oder sachliche Bemerkungen enthalten, die ein Abschreiber unmöglich machen konnte," zeigen „die Tätigkeit des während der Arbeit ändernden und bessernden Verfassers".[4]

Dem größten Deutschen unter den Philosophen und Theologen des Mittelalters reiht sich der Princeps scholasticorum, der Vollender des Lehrgebäudes der christlich-katholischen Kirche Thomas von Aquino († 1274) mit mehreren Autographen größten Wertes an Während die Thomashandschriften in Montecassino, Pisa, Salerno und Subiaco wahrscheinlich alle nicht eigenhändig sind, haben wir in den Bibliotheken von Mailand, Rom und Neapel, vielleicht auch in Barcelona nicht zu bezweifelnde umfangreiche Proben der schwierigen, schon im Mittelalter mit einem gewissen Recht *littera inintelligibilis* genannten Schrift und der Arbeitsweise des Aquinaten. Die Codices[5] überliefern die Kommentare zu Dionysius Areopagita, zum 3. Sentenzenbuch, zum Propheten Isaias, zu Boethius de trinitate und seine berühmte Summa

[1] Vgl. H. Denifle, Die abendländischen Schriftausleger bis Luther usw., Mainz 1905, S. 106 f.

[2] Vgl. Historisches Jahrbuch XXXV (1914) S. 352–356.

[3] Vgl. Sitzungsber. der Kgl. Bayer. Akad. d. Wiss. Philos-Philol. und Hist. Klasse 1912. 1. Abhandl. mit 3 Tafeln und die im XV. Bande von Cl. Baeumkers Beiträgen zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters begonnene Ausgabe. Schriftproben auch in C. Jessens Ausgabe von Albertus M. De vegetabilibus, Berlin 1867.

[4] Vgl. F. Ehrle in der Zeitschrift für katholische Theologie. VII (1883) S. 22.

[5] Vgl. F. Ehrle, a. a. O. S. 20 ff.

contra gentiles. Namentlich vom Vat. lat. 9850 und dem dazu gehörenden Mailänder Bruchstück kann man sich jetzt, nachdem 1918 der die Summa enthaltende XIII. Band der großen römischen Thomasausgabe mit vorzüglichen Untersuchungen und Abbildungen des Autographs von Suermondt und Mackay erschienen ist, einen der Wirklichkeit entsprechenden Begriff machen. In schnellen sich reichlich der Ligaturen und Abkürzungen bedienenden Zügen, die ganz den emsigen vielbeschäftigten Gelehrten verraten, hat Thomas hier die erste Niederschrift seines Werkes besorgt, die noch manches Wort verwechselt, falsch stellt, irrtümlich ausläßt oder wiederholt, den Autor noch nicht ganz Herr des schwierigen Stoffes zeigt. Aber der Codex ist nicht nur erste Niederschrift. Viele Schreibfehler sind nachträglich auf mannigfache Weise bei mehrmaliger Revision beseitigt, oft mehrere Zeilen, ja Spalten gestrichen und viele z. T. lange Zusätze auf den breiten Seitenrändern gemacht. Man kann die Gedanken des Doctor angelicus fast mit den Händen greifen, wenn man ihn z. B. ein angefangenes Wort, einen Satz abbrechen, ersetzen und anders fortführen sieht. Es ist keineswegs leicht, aber äußerst lehrreich, gerade des Thomas Autographa zu studieren. Zieht man noch die verschiedenen, niemals direkt auf das Urexemplar zurückgehenden Abschriften der Summa heran, kommt man auf mehr als eine reizvolle Aufgabe von Textgeschichte und Textkritik.

Autographa Bonaventuras kenne ich nicht, wohl aber hat man mehrere von einem seiner Schüler. Eines hervorragenden Lehrers der alten Franziskanerschule, des Kardinals Matthaeus de Aquasparta († 1302) Originale in schwer leserlicher Kursive mit Autorkorrekturen und Ergänzungen befinden sich, erst z. T. erforscht, in Assisi und Todi.[2] So gut wie unbekannt[3]) ist eine von Matthaeus dem Kardinal Petrus de Piperno gewidmete Abhandlung De actionibus, die der Cueser Handschrift des Corpus iuris civilis saec. XIII ex. beigegeben ist. Der Band soll zahlreiche Randbemerkungen von der Hand des Matthaeus aufweisen.[1]) Der Dr. illuminatus Raimundus Lullus, der in arabischer, katalanischer und lateinischer Sprache eine unvergleichlich große schriftstellerische Tätigkeit auf den verschiedensten Gebieten von Theologie, Philosophie, Naturwissenschaften und Dichtkunst entfaltet und einen gewaltigen Einfluß auf Mit- und Nachwelt ausgeübt, hat seinen „Liber natalis pueri Jesu" 1310 König Philipp von Frankreich gewidmet. Der von ihm geschenkte, wohl nur in des Verfassers Auftrag geschriebene Codex[2]) ist Paris lat. 3323. Von dem um die katholische Kirche als Ausrotter des südfranzösischen Katharertums verdiente Dominikaner Bernhardus Guidonis († 1331) haben wir so ziemlich alle seine außerordentlich reichhaltigen Geschichtswerke, hagiographischen und theologischen Schriften zu Agen, Bordeaux, Paris und Toulouse teils in vollständig eigenhändigen Exemplaren, (Konzepten und Reinschriften), teils in Codices seiner Schreiber mit eigenhändigen Besserungen, Nachträgen des Verfassers.[3]) Mehrfach hat man verschiedene Originalredaktionen Bernhards vor sich. Der Münchener Cod. lat. 22107 liefert noch das Handexemplar von Johannes v. Viktring († 1345) großem „Liber certarum historiarum" nebst Auszügen aus der antiken Geschichte. Nicht weniger als 3 Originalrezensionen liegen in dem einen Bande vor. Viele Seiten hat Johann ganz in rührigem Schaffen mit seiner kleinen, nicht immer leicht zu entziffernden Schrift bedeckt, anderwärts findet man wenigstens autographe Rundschriften von großem Umfange.[4])

Ganz kann ich es mir nicht versagen, auch auf Autographa großer Humanisten hinzuweisen, da die lateinischen Schriftsteller der Renaissance mit vielem im Mittelalter wurzeln. Es wird aber genügen, wenn ich an die zahlreichen aus verschiedenen Lebenszeiten stammenden Konzepte,

---

[1]) Dank der Güte des Herrn Prof. M. Grabmann (München), der über die Autographen demnächst in der Theologischen Revue sprechen wird, konnte ich den wertvollen Band im Oktober 1919 benutzen. Leicht zugängliche Schriftwiedergaben bei F. Steffens, Lat. Palaeographie 2. Aufl. Tafel 95 und F. A. Endres, Thomas von Aquin, Mainz 1910, Abb. 43.

[2]) Vgl. Ehrle in der Zeitschr. f. kathol Theologie VII 21 und 26; Fr. Matthaei ab Aquasparta o. f. m. etc. quaestiones disputatae selectae. I (Quaracchi 1913), II (1914).

[3]) M. Grabmann, Die philosophische und theologische Erkenntnislehre des Kardinals Matthaeus von Aquasparta Wien 1906 erwähnt in seiner Übersicht S. 14 ff. d. Werk nicht.

[1]) Vgl. J. Marx, Verzeichnis der Handschriftensammlung des Hospitals zu Cues, Trier 1905, S. 269 f.

[2]) Vgl. Histoire litt. de la France XXIX 41 sq.

[3]) Vgl. L. Delisles grosse mit 8 Heliogravüren ausgestattete Arbeit in den Notices et extraits XXVII 2 (1879).

[4]) Vgl. F. Schneiders Untersuchung im Neuen Archiv XXIX (1904) S. 405 ff., seine gute Ausgabe in den SS. rer. Germ. in usum scholarum, Hannover 1909, und Arndt-Tangl, Schrifttafeln 27.

Originalreinschriften, großen und kleinen Selbsteinträge Petrarcas[1] († 1374) und Boccaccios[2] erinnere. († 1375).

Aus dem letzten Jahrhundert des Mittelalters ein Beispiel statt der vielen möglichen: Man kann die Hand des großen deutschen Gelehrten und Kirchenfürsten, des Nicolaus von Cues († 1464) in sehr vielen Bänden der von ihm gestifteten Hospitalbibliothek seiner Heimat studieren,[3] hat das freilich bisher fast gar nicht getan, obwohl die mannigfaltigen Abschriften und Randbemerkungen[4] wichtige Aufschlüsse über Leben und Arbeiten jenes nicht leicht in seiner Bedeutung zu überschätzenden Mannes geben können.

Die Liste liesse sich leicht über Thomas a Kempis fortsetzen bis zu dem merkwürdigen Johannes Trithemius, von dem manches Autograph in Berlin, München, Rom, Würzburg und anderen Orten erhalten ist und Untersuchung verdient. Wir schließen mit Nicolaus Cusanus, einem der letzten ganz großen Schriftsteller Deutschlands, die sich im Mittelalter der lateinischen Sprache bedienten, schließen in der Hoffnung, auch durch unsere bewußt lückenhafte Darbietung die Fachgenossen zu erneutem Studium mittelalterlicher Autographa anreizen und später vielleicht einmal selbst wieder das Thema aufnehmen zu können.

Autographa, namentlich wenn sie des Verfassers eigene Werke bieten, haben mehr als Kuriositätswert, sind mehr als Andenken an große Persönlichkeiten, sind für Forschende, Lehrende und Lernende ein Anschauungsstoff ersten Ranges, der uns manchmal den Entstehungsprozeß der literarischen Denkmale vorführen kann. Durch Korrekturen von Versehen, Umstellungen, Tilgungen, Zusätze u. dergl. zeigen sie nicht selten, was der Schriftsteller gemeint und gewollt, wie er im großen und kleinen gearbeitet, seine Kenntnisse bereichert, seine Darstellung, Auffassung und Absichten geändert und allmählich das geschaffen hat, was dann durch die Abschriften als ein fertiges Ganzes in die Literatur eingeführt ist. Die Aufgaben des Herausgebers, dem das Urexemplar in einer originalen Autorüberarbeitung oder gar in mehrfachen vorliegt, sind verwickelt, da er sich nicht begnügen darf, die Ausgabe letzter Hand fein säuberlich der Öffentlichkeit zu überreichen, sondern möglichst die einzelnen Phasen klarlegen muß, die das betreffende Werk durchgemacht hat. Gelingt ihm das, so kann auch der Bearbeiter und Beurteiler anderer nicht autograph überlieferter Werke vielerlei lernen. Manche Verschiedenheit der einzelnen Textzeugen ist ja darauf zurückzuführen, daß die Abschreiber von verschiedenen Stadien des Originals ausgegangen sind, nicht selten auch die Schichten ungeschickt vermischt haben. Manche Unstimmigkeit des fertigen Werkes erklärt sich — laut Ausweis der Autographa anderer Texte — aus den nicht immer vollgelungenen Versuchen des Autors, seine Arbeit zu feilen, zu berichtigen, zu ergänzen, vielleicht sogar in der Tendenz zu ändern.

Den menschlichen Charakter des mittelalterlichen Schriftstellers aus seinen Schriftzügen beurteilen zu können, lehne ich für meine Person ab. In dem angedeutenden Sinne aber wird die paläographisch-kritische Betrachtung der Autographa zu einer Art Graphologie, daß sie Werden, Wesen und Wollen der literarischen Schöpfungen deuten hilft.

---

[1] Lateinische Petrarcaautographe z. B. Paris lat. 5784: Vita Caesaris, phototyphische Wiedergabe mit Einleitung von L. Dorez, Paris 1906; Rom Vat. lat. 3359: De sui ipsius et multorum ignorantia, vgl. Bibliothèque littéraire de la renaissance. VI. (Paris 1906) tav. I vor der Phototypie des autographen Canzoniere (Rom Vat. lat. 3195) in den Codices e Vaticanis selecti phototypice expressi. VI (Mailand 1906): Rom Vat. lat. 3358: Bucolicum carmen, tav. II des eben genannten Werkes. Vgl. ferner P. de Nolhac, Facsimiles de l'écritures de Petrarque: Mélanges d'archéologie et d'histoire de l'Ecole Française à Rome. VII. (Rom 1887); Pétrarque et l'humanisme, 1. Aufl. Paris 1892, 2. Aufl. Paris 1907 mit verschiedenen Tafeln; auch die Reproduktion des Codice Orsini — Da Costa delle rime e dei trionfi di Petrarca, Rom 1904, und verschiedene Tafeln in E. Monacis Archivio paleografico Italiano tav. 52 | 71; Vitelli e Paoli, Collezione Fiorentina di facsimili palaeografici II (Florenz 1897) tav. 12; F. Steffens, Lat. Paläographie Tafel 83. Ehrle et Liebaert, Specimina codicum Latinorum tab. 45, u. a.

[2] Facsimilie des eigenhändigen Zibaldone, Florenz 1915, einzelne Abbildungen bei O. Hecker, Boccacciofunde, Braunschweig 1902.

[3] Meines Wissens nur eine einzige kleine Schriftprobe gegeben von Jakob Marx in der Festschrift des Priesterseminars zum Bischofsjubiläum, Trier 1906 und vor desselben Verzeichnis der Handschriftensammlung des Hospitals zu Cues, Trier 1905.

[4] Vgl. Cues Cod. 4. 12, 21 (Meister Eckartl), 25, 41, 44, 45, 50, 58, 74, 83 (Opera Raymundi Lulli, größtenteils von Nikolaus kopiert), 85, 93. 94, 96, 107, 108, 166. 168, 177 (Platoübersetzungen), 179, 184 (Aristotels), 185 und 186 Proklos), 205, 211, 212, 217—219, 220 (Predigtkonzepte). 256. 263 u. a.

Die Luxusdrucke und die Bücherliebhaber

Von Prof. Dr. Hans LOUBIER

(aus einem Vortrag, gehalten am 29. Oktober 1919 im Verein für Deutsches Kunstgewerbe in Berlin).

Unserem Thema gemäß wollen wir zusehen, was man unter Luxusdrucken versteht, was man namentlich heutzutage darunter versteht, und untersuchen, warum es gerade jetzt so viele Luxusdrucke gibt, und dann, wie sich die Bücherliebhaber zu den Luxusdrucken verhalten.

Dazu scheint es mir nötig, zuerst die Bücherliebhaber ein wenig unter die Lupe zu nehmen. Da gibt es zwei große Hauptgattungen. Nämlich es gibt erstens solche Bücherliebhaber, die wir hochachten, deren leidenschaftliche Beschäftigung mit Büchern wir anerkennen und hoch einschätzen, und es gibt zweitens solche, deren Sammelart und Sammeleifer wir nur belächeln und verspotten können, deren blinder Eifer in Narretei ausgeartet ist.

Den Fachleuten sind zwei Fremdwörter für diese beiden Gattungen geläufig: unter Bibliophilen versteht man die wahren Bücherfreunde, unter Bibliomanen, deren Sammelwut man als eine Art Wahnsinn bezeichnen muß, die Büchernarren.

Ein wahrer Bücherliebhaber, ein Bibliophile, ist ein Mensch, der Bücher lieb hat, so lieb hat, daß er gute Bücher nicht nur mit Leidenschaft *liest*, sondern sie auch mit Leidenschaft in seinen eigenen Besitz zu bringen trachtet und so zum Büchersammler wird. Eine schöne Leidenschaft.

Von diesen guten Bücherliebhabern gibt es nun viele Arten, so wie es viele Arten von Büchern gibt. So gibt es Sammler, die sich eine gute und reichhaltige Auswahl aus der ganzen Weltliteratur, ihrem Literaturbedürfnis und -Geschmack entsprechend, zusammenstellen in guten Ausgaben und in guten Einbänden. Andere sammeln deutsche Literatur aus allen ihren Epochen in literargeschichtlich wertvollen Ausgaben. Andere wiederum beschränken sich auf einzelne Epochen und sammeln deren Erstausgaben. Ich kenne eine ganze Reihe schöner Privatbibliotheken, die erste Ausgaben unserer Klassiker des 18. Jahrh. umfassen, andere die sich auf einen einzigen der Meister beschränken. So ist, um ein Beispiel zu nennen, die großartige Lessing-Bibliothek entstanden, die der Justizrat C. R. Lessing in Berlin in pietätvollem Andenken an seinen großen Vorfahren zusammenbrachte. Der Goethe-Sammler gibt es viele. Glücklich schätzt sich der Sammler, der erste Goethe-Drucke, und seien es die kleinsten Einzelblätter, sein eigen nennen kann. Nur mit der schuldigen Ehrfurcht vor einem großen Geiste nehmen wir hier ein Bändchen in die Hand, in das ein Goethe seine Widmung einschrieb, oder dort ein Oktavbändchen, das aus eines Schillers Bibliothek herstammt. Wir können's leicht begreifen, daß jemand sich heiß bemüht, Bücher in seinen Besitz zu bringen, auf deren Seiten einmal Blick und Hand eines von ihm hochverehrten großen Dichters oder eines Denkers geruht hat, oder daß sich einer beschränkt auf Bücher mit einer handschriftlichen Widmung, die eine ganze kleine Geschichte erzählen kann aus dem intimen Leben dieser oder jener Geisteskoryphäe. Ein anderer Literaturfreund vertieft sich gern in die schlichten Erstausgaben der Romantiker, die er in seinem Bücherschrank vereinigt stehen hat. Die ersten Ausgaben von Gottfried Keller sind stark begehrt. Die kleineren Bändchen, in denen Theodor Storms Novellen zum ersten Mal gedruckt sind, finden ihre Spezialliebhaber, nicht minder die ersten Drucke von Gerhard Hauptmann u. a. m.

Ich weiß von Büchersammlern, denen die Ausgaben der deutschen Volkslieder am Herzen lagen. Andere Bibliophile, auch bei uns, treibt ihre Neigung, Shakespeare-Ausgaben zu sammeln; wenn sie sehr viel Geld aufwenden können, auch die alten Shakespeare-Folios und -Quartos, oder französische Klassiker, Rabelais, Molière, oder italienische Dichter, Dante, Boccaccio.

Wieder andere führt die Berufstätigkeit dazu, eine Sammlung von Büchern ihres Faches anzulegen. Der Theologe sammelt vielleicht die alten Ausgaben von Luthers, Melanchthons Schriften oder die Bücher des Erasmus, oder alte Drucke mit Eintragungen und Anmerkungen berühmter theologischer Fachgenossen. Der Architekt studiert in seinen Erholungsstunden die schönen alten Ausgaben der Vitruv, Vignola, Serlio wie Hans Grisebach, dessen köstliche Sammlung mir oft durch die Finger geht.

Franz v. Lipperheide kam durch seine Verlegertätigkeit dazu, Bücher zur Kostümgeschichte, zuerst im engeren Sinne, dann weiter und weiter ausgreifend zu sammeln. Und es gibt noch viele andere schöne Themata für einen Büchersammler.

Wir haben aber bis jetzt nur nach denen hingesehen, die Bücher um *ihres Inhalts* willen sammeln. Eine andere Gruppe aber bilden die, die Bücher sammeln um ihrer *äußeren Erscheinung* willen, wegen ihrer Druckausstattung, wegen ihres Ornamentschmucks, wegen ihrer Illustrationen, wegen ihrer Einbände, kurz Bücher als Erzeugnisse der Buchkunst. Dem literarischen Interesse steht das ästhetisch-künstlerische Interesse gegenüber. Dabei braucht aber das eine das andere nicht auszuschließen. In manchen Büchersammlungen greift das eine in das andere über, und beide vertragen sich recht gut mit einander. Es ist ja ein angenehmer Charakterzug an den Büchern, daß sie sich, auch wenn sie den verschiedensten Richtungen, Zeitläuften, Nationen angehören, immer gut vertragen in denselben Bücherschränken.

Auch bei dieser Art von Bibliophilen haben wir wieder Eklektiker und Spezialisten. Die letzteren gliedern sich wieder in Dürer-Sammler, Holbein-, Weiditz-, Amman-Sammler, wir haben Spezialsammler für Chodowiecki, Menzel, Daumier und Gavarni, Doré, Lechter, Slevogt. Eine schöne Aufgabe für vermögende Büchersammler ist es auch, die kraftvollen deutschen Inkunabeln zu sammeln, Gutenbergdrucke, Schöfferdrucke, illustrierte Augsburger Frühdrucke, oder die herrlichen Venezianer Inkunabeln, oder die französischen livres d'heures.

Aldinen, Plantins, Elzeviers oder die graziösen Kupferstichbücher der Franzosen des Louis Quinze und Louis Seize sind wundervolle Objekte anderer Spezialsammlungen; Kelmscott-Drucke, Bücher der Vale und Eragny Press, der Doves Press, Hundertdrucke, Janus-Pressen-, Ernst Ludwig-Pressen-, Pan-Pressen-Bücher sind für solche Sammler gar begehrenswerte Bücher.

Ein eigenes Kapitel für sich bilden die Sammlungen künstlerisch hervorragender und historisch bemerkenswerter Bucheinbände, die allerdings bisher die ausländischen Bibliophilen mehr und höher geschätzt haben als die deutschen. Da gibt es die Groliers, die Majolis, die Canevaris, die Einbände für Henri Deux, für die Diana von Poitiers, für de Thou, die Arbeiten Jakob Krausses für Kurfürst August von Sachsen, die Einbände der Meister Le Gascon, Derome, Padeloup, Roger Payne, Thouvenin, Bozérian, Chambolle-Duru, Zaehnsdorf, Cobden-Sanderson und wie sie alle heißen. Das ist auch wieder ein köstliches Sammelgebiet für einen wahren Bücherfreund.

Aber wie alle Sammler, was sie auch sammeln mögen, Möbel, Münzen, Porzellan, Waffen, Altjapan oder was es sonst sei, so sind auch die Büchersammler in einer gewissen Gefahr bei ihrer Sammeltätigkeit. In dem Eifer, zu erwerben, zu besitzen, kommen sie allzu leicht in die Versuchung, ihr Augenmerk auf Absonderlichkeiten, auf bloße Kuriositäten, auf ausgefallene Seltenheiten zu richten, — oder Besitz über Besitz zu häufen, lediglich der hohen Gesamtziffer wegen, und das, was sie erworben haben, aufzustapeln, niemand, ihnen selbst nicht und noch viel weniger anderen zu Nutz und Frommen, — oder nur zusammenzukaufen, und mit dem ungeheuer vielen Gelde, was sie in ihre Bücher hineingesteckt haben, anderen Leuten gegenüber zu prahlen.

Sammeln wird gar leicht zur *Leidenschaft*, das liegt nun einmal in der Art dieser Tätigkeit und in dem Temperament des geborenen Sammlers, — und, das muß ich zugeben, ein gewisser Sammelfuror gehört mit zum Sammeln, nicht zum wenigsten bei Büchern. Aber die Sammelleidenschaft wird, oft unbemerkt, sozusagen unter der Hand, zur *Manie*, zur Narretei. Und wie häufig ist das beim Büchersammler der Fall. Aus dem Bibliophilen wird der Bibliomane, von denen es eine ganze Sippe gibt.

Der alte Spötter Sebastian Brant hat in seinem Narrenschiff anno 1494 den Büchernarren an die allererste Stelle gesetzt mit dem Vers:

Der erst Narr
Den Vordantz hat man mir gelon,
Dann ich on nutz vil bücher hon,
Die ich nit liß und nit verston.

Das ist also der Bibliomane, der seine vielen Bücher nicht liest und nicht versteht, sie somit ohne Nutz hat. Wie viele solcher Büchernarren würde Sebastian Brant heutzutage antreffen!

Statt vieler möchte ich heute nur noch eine andere Spezies derartiger Büchernarren erwähnen. Es gibt die ganz besondere Spezies der Elzevier-Bibliomanen. Das sind Leute, deren ganzes Sinnen und Trachten darauf gerichtet ist, die kleinen Sedez-Bändchen der Elzevier-Offizin mit möglichst breitem Papierrand zu besitzen. Diese Leutchen hat Charles Nodier, der selbst ein feiner Bibliophile und Bücherkenner war, in einer reizenden kleinen Erzählung „Le Bibliomane" auf das witzigste verspottet. Der Held seiner Erzählung „le bon Théodore," ein Elzevier-Bibliomane comme-il-

faut, ist so glücklich, den berühmten kleinen Elzevier-Virgil von 1676 in einem schönen Exemplar mit schönen breiten Papierrändern zu besitzen. Nun hat er aber auf seinen Elzevier-Spürfahrten ein Exemplar desselben Druckes aufgestöbert, das, wie sein Elzevierometer ausweist, um ein Drittel einer Linie, — „un tiers de ligne!" — höher im Papierformat ist als sein eigenes Exemplar. Er ist überglücklich, geht wieder zu dem Bouquinisten, um dieses unschätzbare Riesenexemplar, „exemplaire géant" des Sedez-Bändchens zu kaufen, aber, o Unglück, er findet es plötzlich verkauft und muß sehen, wie es in andere Hände übergeht. Da bricht der helle Wahnsinn bei ihm aus, in seinen Fieberphantasien ruft er ein über das andere Mal aus: „un tiers de ligne!", und so geht der gute Theodor ob diesem Schmerz vollends zu grunde.

Solcher und anderer Büchernarretei werden verständige Menschen keinen Vorschub leisten, und jeder Büchersammler soll sich selbst vor der Gefahr, sich mit seiner Sammlerwut lächerlich zu machen, mit allen Kräften bewahren.

Das Büchersammeln ist doch im Grunde eine ernsthafte Sache, die mit Ernst betrieben werden will, und die ohne mancherlei Kenntnisse nicht gerät. Die Erfahrung am eigenen Leibe bestätigt es jedem, der mit Büchersammeln anfängt, daß diese Liebhaberei um so besser fährt, je tiefergehendere Kenntnisse derjenige besitzt, der seine Muße dieser Liebhaberei widmen will. Wer seine Bücher liest, gründlich kennen lernt, wiederholt mit wachsendem Glücke genießt und womöglich andere an diesem Glücke teilnehmen läßt, das ist der rechte Bücherliebhaber, den wir alle hochschätzen. Ein großer Bibliophile wie Friedrich der Große bekannte: „Bücher sind kein geringer Teil des Glücks."

Ich kannte einen deutschen Bücherfreund, den ich besonders hoch schätzte, weil er sich *nur* Bücher kaufte, die ihm als Bücher des Inhalts wegen besonders lieb und wert waren, aber diese kaufte er sich in schönen kostbaren Ausgaben, ohne Ansehung des Preises, und genoß sie doppelt in dieser schönen Form. Und mit diesen guten und zugleich schönen Büchern verlebte dieser feinsinnige Bücherfreund Tag für Tag eine stille Nachmittagsfeierstunde, die er der gelehrten Berufstätigkeit auch in der Hast des Großstadtlebens abzutrotzen wußte.

Welch ein Hochgenuß kann es sein, mitfühlenden Sammlern und Kennern seine Bücherschätze zu zeigen, zu erläutern. Wie angenehme Stunden können beide Teile bei einer dadurch angeregten literarischen und ästhetischen bibliophilen Unterhaltung verleben. Und wie fliegen die Stunden bei solcher Unterhaltung über Bücher und vor Büchern dahin. Das weiß ich aus eigener Erfahrung, wenn ich vor guten Freunden die Türen meiner Bücherschränke öffne.

Guter und innerlich vornehmer Bücherliebhaber gibt es nun in Deutschland eine beträchtliche Zahl. In den letzten 20 Jahren ist die Gruppe derjenigen, die auf schöne Bücher, gute Bücher in schöner künstlerischer Ausstattung Wert legen und dafür Geld ausgeben, erheblich gewachsen. Das brachte zuwege, daß unsere neue Buchkunst in Blüte kam, zum Vorteil dieses Zweiges des deutschen Kunstgewerbes.

Die neue deutsche Buchkunst hatte sich in den letzten 20 Jahren vor dem Kriege sehr glücklich entwickelt, das wissen wir alle. Schöne köstliche Drucke waren enstanden, eine Wonne für den feinsinnigen ästhetischen Bücherliebhaber. Das Buch wurde als Kunstwerk gestaltet in voller harmonischer Einheitlichkeit aller Einzelheiten unter Rücksichtnahme auf den Inhalt: gutes Druckpapier, neue künstlerische Druckschriften von Künstlern entworfen, harmonische Satzanordnung, Harmonie zwischen Typenform, Typengrad und Kolumnengröße, Abstimmung der Größe der Papierränder, beste Qualität des Druckes, künstlerischer Buchschmuck, Illustrationen, die der Type und dem Satzspiegel an- und eingepaßt, von wirklichen Buchkünstlern geschaffen wurden, gute künstlerische Einbände aus solidem Material. Man fing auch an, den feinen Handeinband der Buchbindermeister mit Handvergoldung nach künstlerischen Entwürfen zu schätzen und zu bezahlen. Kurzum, unsere Buchkunst blühte, wir brauchten nicht mehr mit Neid nach England hinüberzublicken auf die herrlichen Drucke der Kelmscott-Press, der Doves-Press und anderer Private Presses, wir hatten nun unsere eignen schönen Drucke und eigene Künstlerpressen: die Janus-Presse, die Ernst Ludwig-Presse, die Einhorn-Presse, die Officina Serpentis, die Hundertdrucke, die Rudolfinischen Drucke. Drucker wie Poeschel, Otto von Holten, Drugulin, Spamer, — Verleger wie Diederichs, der Inselverlag, Julius Bard, Hans v. Weber, Georg Müller, Kurt Wolff u. a. m. sind Ihnen gewiß bekannt und geläufig, ebenso die Namen unserer besten Buchkünstler: E. R. Weiß, Tiemann, Behmer, Ehmcke, Kleukens, Behrens, Rudolf Koch. Die

wußten alle den rechten Buchstil zu treffen. Unsere Buchkunst ging sogar mehr in die Breite, drang tiefer in das Volk ein, als das in England der Fall war. 1914 war die Lage so, daß wir von der neuen deutschen Buchkunst noch viel Gutes und Schönes erwarten durften.

Dann kam der Krieg und unterbrach diese stille gedeihliche Entwicklung unserer Buchkunst. Kulturarbeiten wie Buchkunst und Bücherliebhaberei können nur unter den Segnungen des Friedens gedeihen. Buchgewerbe und Bücherherstellung und Buchhandel waren in den ersten Jahren des Krieges vollständig lahmgelegt. Vor den allgewaltigen schweren Lebensforderungen jener Zeit mußten Luxusdinge wie Buchkunst vollkommen ruhen. Dann aber erwachte ein großes Verlangen nach Büchern, nach geistiger Nahrung im Felde und daheim, in Lazaretten und Bürgerstuben. Der Buchhandel lebte wieder auf; alles, was an Büchern, neuen und alten vorhanden war, wurde gekauft. Die Lager der Sortimenter und Verleger und Antiquariate wurden geräumt. Und nun kam, — wie wir das auch bei allen anderen Dingen und Verhältnissen erlebt haben, — eine ungesunde Entwicklung, eine ungesunde Spekulation im Zusammenhang mit den ungeheuren Kriegsgewinnen und Kriegswuchern, wie es sich übrigens auch bei früheren langwährenden Kriegen stets geltend gemacht hatte. Die Kriegsgewinnler, die schnell und leicht große Reichtümer erworben hatten, fingen an, Luxus zu treiben, ihr Geld anzulegen in teuren Pelzen, Schmucksachen, Klavieren, Gemälden und auch in teuren Büchern, in *Luxusdrucken*, um so lieber, je teurer diese Dinge waren.

Der schon erwähnte Bibliophlile Charles Nodier hat einmal spottender Weise, aber sehr treffend gesagt: „Ein Bücherliebhaber kann leicht zum Narren werden, wenn sein Geist abnimmt und sein Vermögen zunimmt."

Das trat nun in krassester Form bei uns ein, es entwickelte sich die neueste Gattung des Büchernarren, der *Bücher-Snob*, dem es fein und nobel vorkommt, teure Bücher zu sammeln und wirklich feine Bücherliebhaber nachzuäffen. Ein großer Sortimenter in Berlin erzählte mir, es seien öfters Leute in seinen Laden gekommen mit der Forderung, ihnen teure Bücher vorzulegen. Was für Bücher denn? Was drin stehe, sei ihnen gleich, nur teuer müßten sie sein und feine Einbände haben. In unsre Bibliothek kam auch jüngst ein Mann, der teure Bücher sehen wollte. Nach Art und Inhalt gefragt, bekannte er, er wollte „teure" Bücher kaufen und frage nicht nach dem Inhalt.

Die Geschichte von einem durch Kriegslieferungen reich gewordenen Sattlermeister ist durch die Zeitungen gegangen. Dieser neugebackene Kulturmensch und Bücherfreund hat sich in seiner künstlerisch eingerichteten neuen großen Wohnung auf Anraten seines Architekten, weil feine Leute so etwas haben müßten, auch ein Bibliothekzimmer einbauen lassen mit schönen Bücherschränken. Und um nun hinter deren Glasscheiben nicht eine gähnende Leere zu behalten, sondern, wie sein Architekt ihm anriet, Buch an Buch in feinen Luxuseinbänden stehen zu haben, ging er hin zu Wertheim und kaufte, — er hatte ja das Geld dazu, — den ganzen Inhalt der mit Luxusdrucken angefüllten Vitrinen auf, — immer 5, 8, 10, 12 Exemplare desselben Buches. Das füllte und machte sich gut in seinen schönen Bücherschränken, und mehr wollte er nicht.

Und diese Büchersnobs können ihr vieles, allzu vieles Geld auch loswerden. Dafür sorgt die Spekulation der Verleger, die die günstige Konjunktur auszunutzen wissen. Die ganz teuren Luxusdrucke sind wie Pilze aus der Erde geschossen. Neben der Pan-Presse, den Prospero-Drucken, den Büchern der Marées-Gesellschaft gibt es jetzt Avalun-Drucke, Phantasus-Drucke, Daphnis-Drucke, Drucke der Wahlverwandten, die Saturne, die Gurlitt-Presse, Luxusdrucke vom Hyperion-Verlag, von Gustav Kiepenheuer, von Paul Graupe, vom Goltz-Verlag und mehr und mehr.

Es sind unstreitig gute, künstlerisch hervorragende Werke mit unter diesen neuen Luxusdrucken, die für ästhetische Bücherliebhaber geschaffen sind und von diesen gekauft werden, denn auch unter diesen richtigen ordentlichen Bücherliebhabern sind jetzt viele, die viel Geld haben. Aber viele der neuen Luxusdrucke sind sehr zweifelhafter Art, oft das Geld, das für sie gefordert wird, nicht im entferntesten wert.

Fedor v. Zobeltitz schreibt im „Kunstwanderer" sehr treffend über die neuen Luxusdrucke: „Man schleuderte Luxusdrucke auf den Markt, bei denen sich nur die Anschaffung als Luxus erwies, die sonst jedoch weder in Bezug auf das Papier noch auf die Satzzurichtung und den Einband den bescheidensten Ansprüchen entsprachen, dafür aber unerhört teuer waren."

(Schluß folgt.)

Zeitungskunde als wissenschaftliches Fach.

Von Dr. Hans H. BOCKWITZ,
Direktorialassistent und Bibliothekar am Deutschen Museum für Buch und Schrift in Leipzig.

ersuche, dem Gebiete der Zeitungskunde eine wissenschaftliche Behandlung angedeihen zu lassen und ihm eine feste Stelle in unserem Hochschulbetriebe anzuweisen, liegen fast anderthalb Jahrhunderte zurück. Sie haben indessen erst in jüngster Zeit dazu geführt, daß einige wenige wissenschaftliche Anstalten regelmäßig stattfindende Vorlesungen und Seminare für dieses Gebiet eingerichtet oder in Aussicht genommen haben.

A. L. von Schlözer war wohl der Erste, der sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts des Gebietes der Zeitungskunde im Rahmen des Universitätsbetriebes tatkräftig annahm. In seinem „Entwurf zu einem Reise-Collegio nebst einer Anzeige seines Zeitungs-Collegio" Göttingen 1777, kündigt er an, daß er „manchmal wieder in den Winterhalbjahren, wie bisher bereits etliche Male geschehen . . . , ein Zeitungs-Collegium zu lesen" vorhabe. Und da der Name „Zeitungs-Collegium" so unbestimmt sei, daß niemand daraus die eigentliche Einrichtung desselben erraten könne, so habe er es für seine Pflicht gehalten, ein für allemal öffentlich anzuzeigen, was er unter einem „Zeitungs-Collegio" verstehe. Dies geschieht in dem „Entwurf" aufs Ausführlichste. Vieles darin ist noch heute zu beherzigen, und es verdient allen Dank, daß G. A. E. Bogeng dieses zeitungsgeschichtlich wertvolle und interessante Dokument durch Veröffentlichung in der Zeitschrift für Bücherfreunde einem größeren Kreis wieder zugänglich gemacht hat.[1])

Schlözers Versuch, das Gebiet des Zeitungswesens universitätsmäßig zu behandeln, scheint für lange Zeit der einzige geblieben zu sein. Mit Recht kann Wettstein in seiner lesenswerten Abhandlung in der Festschrift zur Einweihung der Universität Zürich[2]) seiner Verwunderung darüber Ausdruck geben, daß — aller staunenswerten Entwicklung des Zeitungswesens zum Trotz — weder im 18. noch fast das ganze 19. Jahrhundert hindurch der Versuch Schlözers Nachahmung gefunden habe. Abgesehen von einigen schwachen Ansätzen findet das Gebiet der Zeitungskunde erst 1884 wieder als Lehrfach an einer Universität Eingang und zwar in Basel, wo Professor Bücher in diesem und im übernächsten Jahre Vorlesungen hält. Rund 10 Jahre später beginnt dann Professor Koch in Heidelberg mit der Einrichtung seines journalistischen Seminars an der dortigen Universität und 1903 folgen Bern und Zürich — dort Dr. Bühler vom berner „Bund", hier Dr. O. Wettstein, dessen bis heute stattfindende Vorlesungen bald durch Dr. A. Meyer Ergänzung fanden, der die Handelsjournalistik übernahm.

In Basel ist es bei dem Versuch Büchers geblieben; auch Bern hat mittlerweile die Vorlesungen wieder eingestellt, ebenso verhält es sich mit Heidelberg. In Danzig sind früher einmal an der Technischen Hochschule von Professor Thiess (jetzt Köln) Vorlesungen über Zeitungswesen gehalten worden, die indessen keine Fortsetzung gefunden haben.

Dagegen bestehen zurzeit Vorlesungen bez. Seminare an der Technischen Hochschule in Darmstadt (Dr. Meißner), am Institut für Zeitungskunde an der Universität Leipzig (Professor Bücher und Dr. Kleinpaul), am Orientalischen Seminar in Berlin (Dr. Otto Jöhlinger) und neuerdings an den Universitäten Münster (Dr. Karl d'Ester) und Frankfurt (Handelsredakteur Kahn). In München wurde Anfang dieses Jahres dem Sekretär der Universität Straßburg, Dr. Hausmann, die Venia legendi für Zeitungswesen, Politik und Wirtschaftsgeschichte in der staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität erteilt.

Die berliner Handelshochschule, an der bisher Dr. Haas, der Chefredakteur der Transocean-Dienste, das Fach der Handelsjournalistik vertrat, muß in diesem Semester die Vorlesungen ausfallen lassen, da der bisherige Dozent nach Südamerika übergesiedelt ist. Die junge kölner Universität plant die vordem an der dortigen Handelshochschule von R. Brunhuber begonnenen und von den Redakteuren Traub, Jubi, Jung und Dr. Dresemann fortgesetzten Vorlesungen weiterzuführen, nachdem die Handelshochschule in der wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität aufgegangen ist. Prof. Martin Spahn ist mit Vorlesungen aus dem Gebiete des Zeitungswesens beauftragt

[1]) Zeitschr. f. Bücherfreunde N. F. 1913 (2. Halbj.).

[2]) *Wettstein*, O. Zeitungskunde als wissenschaftliches Fach. S.-A. aus: Festschrift der Dozenten zur Einweihung der neuen Universität Zürich. Zürich 1914.

worden. Einer der bisherigen Dozenten, Arthur Jung, der Chefredakteur des Kölnischen Stadtanzeigers, ist mittlerweile an die neue „Abteilung für Presse- und Werbewesen“ an der detmolder Fürst-Leopold-Akademie berufen worden. Das an der ehemaligen kölner Handelshochschule eingerichtete Seminar für Reklame und Organisationskunde soll seine Arbeiten künftig in Detmold fortsetzen.

Offensichtlich ist es eine geringe Ausbeute, die hier als Resultat einer vor kurzem veranstalteten Umfrage, die an Hochschulen im deutschen Sprachgebiet gerichtet war, vorgelegt werden kann. Allerdings steht noch die eine oder andere Antwort aus, aber wie auch das Resultat ausfallen möge, eine wesentliche Aenderung des Gesamtbildes ist nicht zu erwarten.[1]

Gleichzeitig war eine Anfrage an eine Anzahl Bibliotheken ergangen, ob und in welchem Umfange das Gebiet der Zeitungskunde gepflegt würde. Die Antworten lauteten meist dahingehend, daß diesem Gebiet eine besondere Pflege nicht gewidmet werde, sondern daß, wenn überhaupt, die Literatur über das Zeitungswesen im Rahmen der Aufgaben der Bibliothek mit berücksichtigt werde. In der Tat liegt ja auch für mit Studienanstalten verbundene Bibliotheken kein Anlaß vor, ein Gebiet besonders auszubauen, das an der Anstalt selbst nicht vertreten ist, und so konnte das Resultat nur negativ ausfallen.

Die Frage nach dem *Umfang* der Zeitungsbestände selbst, auf die bisweilen in den Antworten hingewiesen wurde und die an manchen Orten recht erheblich sind, ist absichtlich nicht aufgeworfen worden, da über deren Ermittlung seit 1909 Arbeiten im Gange sein sollen, die eng mit der Frage der Begründung von umfassenden Zeitungssammlungen verbunden sind, Bestrebungen, zu denen sich Martin Spahn und Kekulé von Stradonitz u. a. ausführlich geäußert haben.[2]

Es wäre schließlich noch die Frage nach Spezialsammlungen — seien es Museen oder Archive — offengeblieben. Bekanntlich hat das Zeitungswesen im Deutschen Museum in München im Zusammenhang mit der Erfindung der Buchdruckerkunst und dem Verkehrswesen eine Darstellung erfahren, die den Beweis erbringt, daß eine museale Darstellung des Zeitungswesens wohl möglich ist. Im übrigen erledigte sich diese Frage von selbst insofern, als das sehr vielen Deutschen dem Namen nach bekannte Zeitungsmuseum in Aachen — eine Gründung Oscar von Forckenbecks — seit Jahren auf einem Speicher der Stadtbibliothek ebendort trauert und in solcher Pflege langsam zu Staub werden dürfte, während die politische Registratur des verstorbenen Freiherrn von Fechenbach auf Schloß Laudenbach bei Aschaffenburg, die Pfülf in den „Stimmen aus Maria Laach“[1]) beschreibt, ein Privatunternehmen ist, das speziell politische Zwecke verfolgt, somit als zeitungskundliches Forschungsinstitut nur in beschränktem Maße in Frage kommt und auch der Oeffentlichkeit nicht ohne weiteres zur Verfügung steht. Von einem Zeitungsmuseum in Bern war bisher keine Nachricht zu erhalten, auch erwähnt die dortige Universität ein solches in ihrer Auskunft nicht.

Seit Januar 1919 hat dann unser Deutsches Museum für Buch und Schrift damit begonnen, in einer neueingerichteten „Abteilung für Zeitungswesen“ die ihm zugefallenen Reste der zeitungswissenschaftlichen Abteilung der „Bugra“ (Internationale Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik Leipzig 1914) bearbeitet von Prof. M. Spahn, zu ergänzen und erstrebt in erster Linie, die Belegexemplarsammlung zu vervollständigen, die als zeitungsgeschichtliches Quellenmaterial unentbehrlichen Fest- und Jubiläumsnummern der einzelnen Zeitungen zusammen zu bringen und alles das zu sammeln, was an Bildermaterial, Statistiken u. s. f. über die in- und ausländische Presse aufzutreiben ist. In Ergänzung hierzu wird die Literatur über das Zeitungswesen eingehend verfolgt und beschafft.[2]

Bei solcher Lage der Dinge kann es nicht wundernehmen, daß dem Gebiete der zeitungskundlichen Forschung vorläufig noch kein eigenes Organ zur Verfügung steht, das sich die Aufgabe stellt, vom *rein wissenschaftlichen* Standpunkte aus das umfangreiche Gebiet des Zeitungswesens zu bearbeiten. Ein Blick auf die bestehenden Fachzeitschriften lehrt, daß deren keine sich diesem Berufe so ausschließlich zu widmen vermag, wie

[1]) Für die freundlichst übermittelten Antworten und Auskünfte sei den einzelnen Instituten hiermit bestens gedankt.

[2]) *Spahn,* M. Die Presse als Quelle der neuesten Geschichte. In: Internationale Wochenschrift für Wissenschaft usw. Beigabe zur Münchner Allg. Ztg. 2. Halbj. Nr. 37/38 1908.

Kekulé von Stradonitz, Über Zeitungsmuseen. In: Zschr. f. Bücherfr. N. F. 1909/10. (1. Halbj.)

[1]) *Pfülf,* Otto, S. J. In: Stimmen aus Maria Laach Jhrg. 1909, Heft 9.

[2]) Ausführlich ist das Programm der Abt. f. Zeitungswesen dargelegt in den Heften 7/8 und 9/10 des II. Jahrgangs unsrer Zeitschrift.

es die Bedeutung des Gegenstandes erforderte. Es wäre unbillig, von Blättern wie dem „Zeitungs-Verlag"-Magdeburg, dessen Aufgabenkreis als Organ des weitverzweigten Vereins deutscher Zeitungsverleger von vornherein ein überaus umfangreicher ist, die Pflege der Zeitungskunde in rein wissenschaftlichem Sinne zu fordern. Umsomehr muß anerkannt werden, daß der „Zeitungs-Verlag" bemüht ist, auch der Forschung nach Möglichkeit zu dienen, und seine 20 Jahrgänge stellen ein durchaus unentbehrliches Material dar für Jeden, der auf dem Gebiete des Zeitungswesens forschend tätig sein will.

Während „Die Redaktion", das 1902 von Dr. R. Wrede begründete Organ des Vereins deutscher Redakteure, zeitungswissenschaftlichen Aufsätzen seine Spalten öffnete, befaßte sich die „Deutsche Presse", die Zeitschrift des „Reichsverbandes der Deutschen Presse", der den Redakteurstand vertritt, bisher fast ausschließlich mit Vereinsangelegenheiten. Ähnlich verhält es sich mit der Monatsschrift für die Interessen der Zeitungs- und Druckereibeamten, die unter dem Titel „Der deutsche Zeitungsbeamte" in Hannover als offizielles Organ des Vereins der deutschen Zeitungs- und Druckereibeamten erschien, und ein gleiches ist der Fall bei dem für die Provinz bestimmten Blatt „Provinzdrucker und Lokalpresse". Seit Januar 1919 ererscheint jetzt im zweiten Jahrgang in Berlin die „Zeitungskunde", ein Blatt, das im Rahmen eines buchhändlerischen Verlagsunternehmens gleichmäßig den Interessen der Zeitungsverleger, Redakteure usw. dienen will. Auch dieses Blatt kann nicht als wissenschaftliches Organ im strengen Sinne angesprochen werden, wennschon es oft brauchbare Beiträge bringt.

Speziell dem Fachzeitschriftenwesen widmen sich die „Zeitschrift des Verbandes der Fachpresse Deutschlands" in Berlin und „Die Fachpresse" in Heidelberg. Erstere, früher unter dem Titel: „Presse, Buch, Papier" erschienen, pflegt vorwiegend Vereinsinteressen, während das Heidelberger Blatt den Versuch macht, von der wissenschaftlichen Seite her dem Problem des Fachzeitschriftenwesens näher zu kommen.

Es ist somit zu bemerken, daß offenbar ein Bedürfnis vorliegt, für das gesamte Gebiet des Zeitungs- und Zeitschriftenwesens ein wissenschaftliches Organ zu besitzen und es sind jeweils bestimmte Gründe, die die bestehenden Blätter hindern, sich diesem Vorhaben *ausschließlich* und in *wünschenswertem* Umfange zu widmen.

Diesem Mangel will die „Zeitschrift des deutschen Vereins für Buchwesen und Schrifttum" entgegenkommen und versuchsweise einen Teil des ihr zur Verfügung stehenden Raumes für wissenschaftliche Beiträge aus dem Gebiete des Zeitungswesens bereitstellen, wobei auf die historische Seite besonderer Wert gelegt werden soll. Vielleicht ist der Tag nicht mehr fern, der uns eine ausschließlich der wissenschaftlichen Erforschung dieses so lange vernachlässigten Gebietes dienende eigene Zeitschrift als Sammelpunkt zeitungsgeschichtlicher Arbeiten bringt.

Bis dahin möge der in unserer Zeitschrift gemachte Versuch willkommen sein.

Ein Journallesezirkel vor 300 Jahren.

Mitgeteilt von Dr. Johannes KLEINPAUL-Leipzig.

Eine für die Geschichte des Zeitungswesens in Deutschland in seinen Anfängen sehr interessante und in gewissem Sinne sehr aufschlußreiche Erwerbung hat das Institut für Zeitungskunde an der Universität Leipzig unlängst gemacht. Es sind dies ein Paar von verschiedenen Händen beschriebene Blätter vom März bis Juni 1618, Bemerkungen zu einem Journallesezirkel aus dem ersten Jahre des Dreißigjährigen Krieges.

Die Zeitung selbst, der diese Blätter gewissermaßen als Umschlag dienten, ist leider nicht erhalten, auch, von wo sie ausging, und wo sie in diesem Falle gelesen wurde, auf keine Weise zu erkennen. Es muß jedoch ein kleines Städtchen gewesen sein, in dem sie sehr rasch unter den ein bis anderthalb Dutzend „Herren Compagnons" von Hand zu Hand ging. Sicher ist nur, daß es eine gedruckte Zeitung war, und interessant, daß dieses gedruckte Blatt in dem ganzen Städtchen anscheinend nur in einem einzigen Exemplar gehalten wurde, dessen gesamte „Honoratioren" ihr Neuigkeitsverlangen damit zu befriedigen hofften. Dieses Verlangen hat es freilich, wie die zahlreichen Anmerkungen erkennen lassen, nur in recht geringem Maße befriedigt.

Die kurzen Bemerkungen der einzelnen „Herren Compagnons" sind Empfangsbescheinigungen und Mitteilungen über die Weitergabe von Haus zu

Haus, außerdem aber auch allerhand Kritik an dem in dem Blatte Gebotenen und Angaben, was man sich statt dessen wünschte.

Die ersten Eintragungen stammen vom „18. Marty 1618", an dem die Zeitung zum ersten Male ankam, weitere von „Montag den 1. Juny", „Sambstag, den 6. Juny" und vom 15. Juni. Das Blatt scheint danach zweimal in der Woche erschienen bezw. angekommen zu sein. Es begegnete anfangs offenbar lebhaftem Interesse und wurde überaus schnell gelesen und erstaunlich schnell weiter gegeben; es zeugt von einer geradezu rührenden Aufmerksamkeit, wie man sich hiermit beeilte, damit Jeder das „Allerneueste" so rasch als möglich daraus erfahren konnte. Die Zeitung vom 18. März, die nachmittags 3 Uhr ankam, ging bis 2 Uhr nachmittags des folgenden Tages durch zwölf verschiedene Hände, die vom 1. Juni wurde von vormittags 10 Uhr bis zur Zeit der „Torsperre" am Abend von 17 Teilnehmern gelesen und andern Tages „frùe morgens halb 6" dem Letzten zugeschickt; die vom 15. Juni zirkulierte von nachmittags 4 Uhr bis mittags 1 Uhr des folgenden Tages bei 15, und die Letzte von halb 6 Uhr abends bis nachmittags 3 Uhr des nächsten Tages bei zwölf „Compagnons". Dabei ist freilich in Rechnung zu ziehen, daß die Leute damals sehr zeitig aufstanden, was ja in vorliegendem Falle daraus hervorgeht, daß die Zeitung einmal schon früh halb 6 Uhr weitergereicht wurde.

Daß die Zeitung so schnell von Hand zu Hand wanderte, lag gewiß in erster Linie daran, daß sie nicht allzu viel enthielt, so daß man mit ihrer Durchsicht bald fertig war. Zum Andern daran, daß sie auf die Dauer nicht recht befriedigte, und so haben sie manche Bezieher wohl zuletzt überhaupt nicht mehr angesehen. Für die außerordentliche Schnelligkeit der Abfertigung bezw. Weitersendung zeugen beispielsweise folgende Eintragungen vom 1. Juni:

> Nach 1 Vhr empfang Vnd vor 2 fortgeschickt . . .
> Vmb 2 Vhr nachmittag empfangen Vnd nach Visierung dieselbe alsbaldt fortgeschickt . . .
> Vor 3 Vhr fortgeschickt . . .
> Vmb 1/2 Vier Vhr fortgeschickt . . .
> Empfangen vnd vmb 4 Vhr fortgeschickt . . .
> Empfangen und vor 5 Vhr vorgeschickt . . .

In der Regel behielt keiner die Zeitungen länger als eine Stunde im Hause, mancher nicht einmal so lange.

Die Unzufriedenheit damit, was diese Zeitungen boten, kommt in vielen Bemerkungen, namentlich vom 1. Juni zum Ausdruck, auf die dann später immer wieder zurückgekommen wurde, bis man sie, wie es scheint, abbestellte. Den Anfang mit diesen Bekundungen der „allgemeinen Meinung" machte folgender Eintrag vom 1. Juni:

> „Was ich anfangs für eine Lust Zu diser getruckten Zeittung gehabt, daran sich noch ettliche der H. Compagnons wissen zu erinnern, weiln dann bishero allerley Vnordnung im ankommen, auch keine od doch wenig Particularia dabey befunden, will ich hiemit mich von den H. abgesondert haben, mein quotum neben dem Ausstandgelt nach Verrechnung zuerlägen vnd so Jemandts zu den geschribenen Lust hätte, derselben widumb bestellen, mag sich in seiner Gelegenheit nach anmelden."

Fast alle übrigen Teilnehmer stimmten dem sogleich — oder später — in längeren oder kürzeren ähnlichen Auslassungen bei.

Geschriebene Zeitungen wurden also damals noch den gedruckten, wohl infolge ihrer größeren Schnelligkeit und Beweglichkeit (des Inhalts wie des Betriebes) vorgezogen. Ein Teilnehmer rügt besonders, daß die Zeitungen nichts aus Preßburg und Wien enthielten, ein anderer empfiehlt, statt dessen „die geschriebene Nürnberger Zeitung" zu halten, ein dritter, einen andern „Novellanten" (Zeitungsschreiber und -verbreiter) anzunehmen.

Die „Herren Compagnons" waren die Spitzen der Stadt: der Amtmann, der (oder die) Pfarrer, der Decan, der Schulmeister; dieser erhielt sie anscheinend zuletzt. Für ihn zeugen folgende Zeilen am Schlusse der Niederschriften vom 18. März: „Demnach Ich die Zeittungen vff der schuell gelesen, habe ich dieselbe All baldt ich sie In der Ordnung empfangen, fortgeschickt." Viele dieser Bemerkungen sind mit den Namen der mißvergnügten Leser unterschrieben, ebenso viele aber auch nur mit ihren Anfangsbuchstaben unterzeichnet. Die Namen sind kaum mit einiger Sicherheit zu entziffern und überhaupt alle diese Bemerkungen nur sehr schwer zu lesen, denn es handelt sich immer nur um ganz wenige, meist sehr eilig geschriebene Zeilen von so vielen verschiedenen Händen. Der erste Empfänger der Zeitungen scheint der Stadtvogt gewesen zu sein, der sie auf dem Rathause erhielt und alsbald an die andern Bezieher in stets derselben Reihenfolge weitergab.

Zum altrömischen Zeitungswesen.

„Inito honore primus omnium instituit, ut tam senatus quam populi diurna acta confierent et publicarentur“ lautet die bekannte Stelle bei Sueton (Caes. 2.), die C. J. Caesar bei Antritt seines Konsulates (59 v. Chr.) zum Schöpfer derjenigen Einrichtung im alten Rom macht, die man als das „Zeitungswesen der Römer“ zu bezeichnen sich gewöhnt hat. Allerdings schon insofern nicht mit Recht, als auch bei den Römern das „Zeitungswesen“ — wenn man diesen Ausdruck beibehalten will, — einen Vorläufer in dem ausgedehnten Briefwechsel gehabt hat, der sich allmählich entwickelt hatte, je weiter die Grenzen des Reiches hinausgeschoben wurden, wodurch es für die zahlreiche Beamtenschaft eine Notwendigkeit geworden war, sich brieflich über die Vorgänge in der Hauptstadt auf dem Laufenden halten zu lassen. Über die „Acta“ und ihren Charakter sind sich die Philologen bis heute noch nicht einig, und auch das Verhältnis der „Acta“ zu dem Begriff „Zeitung“, wie wir ihn heute verstehen, ist noch längst nicht geklärt.

Ein neues Licht auf die Frage des „römischen Zeitungswesens“ wirft ein 1913 erschienenes umfangreiches Werk von *Wolfgang Riepl* „Das Nachrichtenwesen im Altertum mit besonderer Rücksicht auf die Römer“, das geeignet erscheint, die ganze Frage, sowohl vom philologischen, als auch, was uns hier besonders interessiert, vom zeitungswissenschaftlichen Standpunkt aus aufs Neue in Fluß zu bringen. Das würde um so nötiger sein, als bis jetzt in den zeitungsgeschichtlichen Schriften nicht einmal darüber Einigung besteht, ob wir es bei den „Acta“ mit einer wirklichen Zeitung, oder nur mit einem zeitungsähnlichen Gebilde, oder mit einer Erscheinung zu tun haben, die besser garnicht zu dem Zeitungsbegriff der Gegenwart in Beziehung gesetzt werden sollte. Jedenfalls wird die zeitungskundliche Forschung auf diese Fragen zurückzukommen nicht umhin können und es mag nicht überflüssig sein, wenn die wichtigste Literatur von diesem Standpunkt aus im folgenden zusammengestellt wird.

Der Belgier Pighius hatte in seinen 1615 erschienenen Annales (II p. 370) 11 Fragmente der Acta veröffentlicht, die später als eine aus dem 15. Jahrhundert stammende Fälschung erkannt wurden.

In dem Streit um die Echtheit dieser Fragmente ist aus der älteren Literatur zunächst Heinze mit seiner Dissertation „De spuriis diurnorum actorum fragmentis“ Greifswald 1680 zu nennen und vor allem der Engländer Dodwell, der in seinen „Praelecta academica“ Oxoniae 1692 für die Echtheit der von Pighius publizierten Fragmente der Acta eintritt. Nach diesem ihrem heftigsten Verfechter werden sie noch heute die *Dodwellschen Fragmente* genannt. Gegen ihre Echtheit wenden sich bereits im 18. Jahrhundert J. Lipsius in seiner Tacitus-Ausgabe (Excurs A zu Ann. V) Utrecht 1721, Peter Wesseling in seinen „Probabilia“, Franequerae 1731 und J. Aug. Ernesti im I. Exkurs zu seiner Sueton-Ausgabe, Lipsiae 1748.

Einen Überblick über die Acta-Literatur im 19. und 20. Jahrhundert, soweit sie für zeitungskundliche Untersuchungen heranzuziehen wäre, gibt das folgende chronologisch geordnete Verzeichnis. Auf eine Aufzählung der einschlägigen Nachschlagewerke, wie Pauly-Wissovas Realencyclopädie mit den Artikeln von Rein, ferner der *Werke* von Teuffel, Becker, Mommsen u. a., um nur einige zu nennnen, in denen die betr. Stellen ohne weiteres zu finden sind, sowie der zeitungsgeschichtlichen Werke, die das Thema der Acta jeweils im Zusammenhange nur streifen, ist verzichtet worden.

Schlosser, F. Christoph: Acta senatus und Acta populi In: Archiv für Geschichte I. Hrsg. Schlosser und Brecht, Frankfurt 1830. — **Zell,** H.: Über die Zeitungen der Alten. Freiburg 1834. — **Prutz,** R. E.: De fontibus quos in conscribendis rebus inde a Tiberio usque ad mortem Neronis gestis auctores veteres secuti videantur. Halle 1838. — **Le Clerc,** J. V.: Des journaux chez les Romains, précédé d'un mémoire sur les annales des pontifes et suivi de fragments de journaux de l' ancienne Rome. Paris 1838. — **Lieberkühn:** De diurnis Romanorum actis. Vimar 1840. — **Lieberkühn:** In: Vindiciae librorum iniuria suspectorum (Epistola . . . ad Clercium). Lipsiae 1844. (Für die Echtheit der Actafragmente) — **Schmidt,** W. Adolph: Das Staatszeitungswesen der Römer. In s. Ztschr. f. Geschichtswissenschaft I. Berlin, 1844. — **Hullemann:** Disputatio critica de annalibus maximis. Amstelodami 1855. — **Heinze,** H.: Die Surrogate der Presse im römischen Altertum. In: Das Ausland, 1857 No. 36 Stuttg. und Augsburg. — **Renssen.** J. W.: Disputatio de diurnis aliisque Romanorum actis. Groningae 1857. — **Zell,** H.: Über die Zeitungen der alten Römer und die Dodwellschen Fragmente. In s. Ferienschriften N. F. I. 2. Heidelberg, 1857. — **Huebner,** Aemilius: De senatus populique Romani actis. In: Jahrbücher für classische Philologie. Hrsg. Alfr. Fleckeisen. Dritter Supplementband, Heft 5 No. 11 Leipzig 1857—60. —

Simian, Alf. Paul: Les Journaux chez les Romains. Etude historique et philosophique. Roanne (1860?) — **Suckau:** Des Journaux chez les Romains. In: Revue germanique XVII, 1861. — **Göll,** H.: Über das städtische Nachrichtsblatt des alten Rom. Schleiz 1866. (Programm.) — **Bräutigam,** J. A.: Zur Geschichte des Zeitungswesens bei den Römern. Leipzig 1868. — **Clason,** O.: Die Presse im alten Rom. In: Gesammelte Aufsätze und Mitteilungen a. d. Börsenblatt f. d. dt. Buchhdl. 1869—73. Leipzig 1875. **Pöhlmann,** R.: Zur Geschichte der antiken Publizistik. 1878. — **Péchenard:** Le Journal chez les Romains. 1894. **Mayhoff,** Karl: Der Journalismus im alten Rom. In: „Nord und Süd", Jahrg. 1895 Bd. 73. — **Schrader,** Bruno: Eine antike Zeitung. Eine römische Erinnerung. Vossische Zeitung Nr. 213 Sonntagsbeilage Nr. 19. Berlin, 1899. **Stein,** A.: Die Protokolle des römischen Senats. Prag 1904. — **Hirschfeld,** O.: Die römische Staatszeitung und die Acclamation im Senat. Sitzungsberichte d. K. Pr. Akademie d. Wiss. XLV. Sonderabdruck. Berlin 1905. — **Riepl,** Wolfgang: In: Das Nachrichtenwesen im Altertum mit bes. Rücksicht auf die Römer, Leipzig 1913, (Abschn. VI. Das Zeitungswesen).

Des dokumentarischen Interesses halber sei anhangsweise eine aus Petronius' Satiren stammende Stelle angeführt, die besser als alles andere einen Begriff von Wesen und Art der „Acta diurna populi Romani", zu geben vermag.

Der reiche Trimalchio kann es sich leisten, sich eine eigene „Zeitung" servieren zu lassen, die ihn über die Vorgänge auf seinen unermeßlichen Gütern auf dem Laufenden hält. Anläßlich eines Gastmahles „unterbricht des Tanzes Lust der Actuarius", der, „gleichsam als ob es die Acta urbis wären", vorzulesen beginnt:

Am 26. Juli wurden auf dem cumanischen Landgute, das Trimalchio gehört, 30 Knaben und 40 Mädchen geboren; von der Tenne in den Speicher sind 500 000 Scheffel Getreide eingebracht worden; Jochochsen wurden 500 gezähmt. Am selben Tage: der Sklave Mithridates ans Kreuz geschlagen, weil er die Manen unseres Cajus verwünscht. Am selben Tage: 100 000 Sestertien in die Kasse eingezahlt, weil sie keine anderweitige Verwendung finden konnten. Am selben Tage: eine Feuersbrunst fand in den Pompeianischen Gärten statt, die im Hause des Wächters Nasta ausgebrochen war.

„Wie? fragte Trimalchio, seit wann sind die Pompeianischen Gärten für mich angekauft?" „Im vorigen Jahr", antwortete der Actuarius, „und deshalb sind sie auch noch nicht in den Bericht aufgenommen". Aufbrausend schrie Trimalchio: „Welche Güter auch für mich gekauft sein mögen, ich verbiete, daß sie in die Rechnungsbücher eingetragen werden, wenn ich nicht innerhalb 6 Monaten davon in Kenntnis gesetzt werde!" Schon wurden auch die Edikte der Aedilen verlesen und die Testamente der Waldhüter, in denen Trimalchio schmählich enterbt wurde, dann die Namenliste der Pächter und die Verstoßung einer Freigelassenen, die von dem Oberaufseher im vertrauten Umgang mit einem Bademeister erwischt worden war; die Verweisung eines Hausmeisters nach Bajae, eine Anklage gegen den Schatzmeister und schließlich eine Schlichtung zwischen Kammerdienern.

Die Stelle lautet bei Petronius (Petronii Saturae rec. F. Bücheler, cur. ed. V. G. Heräus, Berlin 1912 cap. 53, 1—10):

et plane interpellavit saltationis libidinem actuarius, qui tanquam urbis acta recitavit: 'VII. kalendas sextiles: in praedio Cumano, quod est Trimalchionis, nati sunt pueri XXX puellae XL. sublata in horreum ex area tritici millia modium quingenta; boves domiti quingenti. eodem die: Mithridates servus in crucem actus est, quia Gai nostri genio male dixerat. eodem die: in arcam relatum est, quod collocari non potuit, sestertium centies. eodem die: incendium factum est in hortis Pompeianis, ortum ex aedibus Nastae vilici.' 'quid?' inquit Trimalchio, 'quando mihi Pompeiani horti empti sunt?' 'anno priore' inquit actuarius 'et ideo in rationem nondum venerunt'. excanduit Trimalchio et 'quicunque' inquit 'mihi fundi empti fuerint 'nisi intra sextum mensem sciero, in rationes meas inferri vetuo'. iam etiam edicta aedilium recitabantur et saltuariorum testamenta, quibus Trimalchio cum elogio exheredabatur; iam nomina vilicorum et repudiata a circumitore liberta in balneatoris contubernio deprehensa et atriensis Baias relegatus; iam reus factus dispensator et iudicium inter cubicularios actum.' Dr. H. H. B.

Der „Schwarzwälder Bote" Oberndorf a. N.

Der „Schwarzwälder Bote", 1835 in Sulz a. N. von C. G. Fischer begründet, erschien erstmalig am 3. Januar als „Amts- und Intelligenzblatt für den Oberamtsbezirk Sulz a. N.", ging im selben Jahre durch Kauf an Peter Brandecker über, der seinen Sohn Wilhelm, welcher in der Offizin des „Schwäbischen Merkur" die Buchdruckerkunst erlernt hatte, mit der Geschäftsführung betraute. Dieser hat das

unbedeutende, zweimal wöchentlich erscheinende farblose Amtsblättchen in fünfzigjähriger Tätigkeit zu einer angesehenen Tageszeitung Württembergs entwickelt, die als Aktienunternehmen noch heute im Besitz der Familie ist.

1840 war der „Bote" im 5. Jahr seiner Gründung mit 2300 Abonnenten nächst dem Schwäbischen Merkur die verbreitetste Zeitung Württemberg. Bis 1842 wurde er auf einer Holzpresse mit Metallspindel gedruckt, die stündlich 3—400 Abzüge lieferte. Im gleichen Jahr erhielt er die „Konzession", eine Übersicht über die politischen Ereignisse zu bringen.

In den 48er Jahren nahm das (durch Beilagen wesentlich erweiterte) Blatt, (Unterhaltungsbeilage, Dorfzeitung, Gemeinnützige Blätter), das damals rund 5000 Abonnenten zählte, für die Sache des um seine bürgerliche und politische Freiheit ringenden Volkes in preußenfeindlichem Sinne Partei.

Im folgenden Jahre erschien das Blatt 5mal wöchentlich bei einem Gesamtumfang von 1666 Seiten. Seiner freiheitlich politischen Gesinnung halber wurde in der folgenden Reaktionszeit der Herausgeber für kurze Zeit ins Gefängnis gesetzt und der Zeitung der Amtsblattcharakter entzogen, ein Umstand, der die Abonnentenziffer um 1000 sinken ließ und den Umfang um die Hälfte verminderte. Schon 1855 aber ist der alte Abonnentenstand wieder erreicht und seit der Wiedererteilung des amtlichen Charakters (1856) ist eine stete Steigerung der Abonnentenziffer zu verzeichnen: 1859: 7000, 1865: 13300, 1878: 25000 und 1914: 42000 Exemplare.

Seiner Richtung nach steht der „Bote" heute auf dem Boden der deutschen demokratischen Partei, ohne auf deren Programm eingeschworen zu sein.

Literatur: Schwarzwälder Bote 1835 — 1910. Festgruß des Schwarzwälder Boten an seine Freunde. Zum 75jährigen Bestehen. (Mit Abbildungen und einem Facsimilie der ersten Nummer vom 3. Januar 1835) und No. vom 1. Januar 1910. 4 S. 4°. Darin: Dr. W. *Wolf*, Erinnerungen an Haus Brandecker und Dr. A. *Renz*, Zur Geschichte des Schwarzwälder Boten.

Die „Copia der Newen Zeytung auss Presillg Landt".

Notizen zu dem beigegebenen Faksimileabdruck von Dr. H. H. BOCKWITZ-Leipzig.

Vgl. *Weller, Repert. typograph.* Nördlingen 1864 No. 313, (dazu: Zapf, Augsburgs Buchdruckergesch. II, S. 202), No. 314 und 315, (dazu: [Strauß], Monumenta typogr. 1787 p. 99 und Falkenstein, Beschreibung der Dresdner Bibliothek, Dresden 1839, S. 154), ferner: *[Harrisse], Bibliotheca americana vetustissima*, New York 1866, No. 99 und 100; ders., Bibl. americ. vetust. Additions. Paris 1872. (Introduction) S. III und Anm. zu S. 26 ff. ferner: *Weller, Die ersten deutschen Zeitungen* (Bibl. d. Lit. Ver. Stuttg. CXI) Tübingen 1872 S. 5 ff. (Text-Abdruck von Nr. 313 s. Repert. typ.) und S. 87 Nr. 1, 1a, 1b; *Wieser, F. Magalhâes-Straße und Austral-Continent auf den Globen des Johannes Schöner*, Innsbruck 1881 und: Katalog 104 des münchner Antiquariats L. Rosenthal über: „Newe Zeytungen, Relationen und briefliche Mitteilungen des 15. bis 18. Jahrhunderts." München, [1897.]

Weller vermeint drei verschiedene Ausgaben zu kennen, indem er bei dem leipziger Exemplar irrtümlicherweise „Bresillg" anstatt „Presillg" liest, kennt aber, wie bereits Harrisse und Wieser fanden, tatsächlich nur zwei. Dagegen weisen Harrisse und ihm folgend Wieser drei von einander verschiedene Ausgaben der „Newen Zeytung" nach, nämlich:

1) *Copia der Newen Zeytung auß Presillg Landt*, o. O. u. J. (mit Bildholzschnitt, in unserer Beilage an erster Stelle wiedergegeben). Vorhanden (1866) nach *Harrisse* in *New York* (Library of James Lenox, jetzt: Public Library of the City of New York, Astor Foundation) und in *Providence* (Library of John Carter Brown; ferner vorhanden nach *Weller*, Die ersten deutschen Zeitungen, in *München, Dresden* und (da in seinem Repert. typogr. 314=315 oder l. c. 1b=1a), in *Leipzig*.

2) *Copia der Newen eytung auß Presilg Landt*, o. J. (mit portugiesischem Wappenschild) Kol.: Getruckt zu Augfpurg durch Erhart öglin. (In unserer Beilage an zweiter Stelle wiedergegeben). Vorhanden nach *Harrisse* und *Weller* in *München*, nach *Weller* weiterhin in *Regensburg* und *Nürnberg*.

3) *Copia der Newen Zeytung auß Presillg Landt*, o. J. (mit portugiesischem Wappenschild) Kol.: Getruckt zu Augßpurg durch Erhart oglin. Vorhanden (1866) nach *Harrisse* in *New York* (Library of James Lenox, jetzt: Public Library of the City of New York).

Nicht bei Weller.

Copia der Newen Zeytung auß Preſillg Landt.



1

ITem wiſt das auff den Zwelfften tag des Monadts Octobers Ein Schiff auß preſillg landt hye an iſt kummen vmb geprech der Victualia/So dan Nono vñ Criſtoffel de Haro vnd andere gearmirt oder gerüſt haben. Der Schiff ſein Zway/durch des konigs von Portugal erlaubnuß vmb das preſilg landt zubeſchreiben oder zu erfaren Vnd haben das Lanndt in Sechs oder Syben hundert meyll weyt deſchribiert/dann man das vor wiſſen hat gehabt. Vnnd da ſie kommen ſein ad Capo de bona ſperanza/das iſt ein ſpitz oder ort ſo in das meer get/gleich der Nort Affril/vnd noch ein grad höher oder weyter. Vñ do ſie in ſolche Clima oder gegent koñen ſein Nemlich in Viertzig grad hoch/Haben ſie das Preſill mit ainem Capo/das iſt die ſpitz oder ein ort/ſo in das mer get/funden. Vñ haben den ſelbigen Capo vmbſeylet oder vmbfaren/vñ gefundē/das der ſelb Calfo gleich iſt gangen wie Europa leyt mit dem Syt ponente leuante/das iſt gelegēheyt zwiſchen dem auffgangk oder Oſt/vnd nydergannngk oder Weſt/ Dann ſie haben auff der anndern ſeyten auch die landt geſehen/ Als ſie bey Sechtzig meyllen vmb den Capo kommē ſein/zu geleicher weyß als weñ ainer in Leuanten fert/vnd die ſtritta de gibilterra paſſiert/das iſt/furfert/ oder hyndurch einfarn/vnd das landt von Barbaria ſicht. Vnd als ſie vmb den Capo kümen ſein/wie gemelt iſt/vnd gegen vns Nordweſtwertz geſeylet oder gefaren haben. Do iſt vngewitter ſo groß worden/auch windt geweſen/das ſie nicht weyter haben kunnen ſaylen/oder faren. Do haben ſie durch Tramōtana/das iſt Nort/oder mitternacht/wider her vmb auff die annder ſeyten vnd Coſta/das iſt landt/von Preſill müſſen faren. Der Piloto/das iſt der ſchiffuerer/oder Schiflayter/So mit dyſem Schiff gefaren iſt/iſt mein faſt güt frewndt. Iſt auch der berümbteſt ſo in der konig von Portugal hat. Iſt auch etlich Rayß in India geweſen/der ſagt mir vnd verinayndt/das von ſollichem Cabo dye Preſill/ das iſt ein anfangk des Preſill landt/vber Sechshundert meylgen Malaqua nit ſey. Verinayndt auch in kurtzer zeyt durch ſo

A ij

2

Faksimile der „Copia der Newen Zeytung auß Presillg Landt“, o. O. u. J. (Weller, Repert. 315), nach dem Exemplar der Bair. Staats-Bibl.

lichen Viagio/das ist weg oder rayß/von Lissbona gen Mala
qua zufaren vnd widerumb kumen/das dem kunig von Portu-
gal mit der Specerey ein grosse hilff wirdt pringen. Sie finden
auch das das landt võ Presill hynumb get byß gen Malaqua
Vnd als sie wider auff die Costa oder seyten von Presill wider
Westwertz kumen sein/haben sie vil güter Rio/das ist flüß vñ
porten gefunden/deßgleichen am hyndan faren. Als wol gepo
polirt/das ist vol volcks/oder ser wonhafft/ vnd sagen ye mer
gegen Cabo/ye pesser volck sey/mit gü[illegible]rweyß/erbers wesens/
haben in jn gar keyn mißprauch/dann das ain ort mit dem an-
dern kriegt. Essen aber nit an einander/wie in dem vndtern Pre
sill landt/Schlagen aber an einander zu todt/nemen keynen ge
fangen. Sagen das volck sey fast von güter freyer Condicion/
das ist güter Art. Das volck hat auch auff sollicher costa oder
seyten/keyn leze/das ist gesetz/noch kunig/dann das sie die alten
vndter jnen eren/vnd den selbigen volgen/In gleicher weyß als
in dem vndtern Presill landt. Ist auch als ein volck/dann das
sie ein anndere sprach haben. Sye haben auch auff der selbigen
Costa oder lanndt gedechtnuß von sant Thomas/Sye haben
auch den Portugalesern die schrit im landt dynnen wöllen zay-
gen/Zaygen auch an das Creütz im lanndt dynnen steen. Vnd
wann sie von sant Thomas reden/So sagen sie er sey der kleyn
got. Doch es sey ein ander got der grösser sey. Es ist wol zuglau
ben/das sie gedechtnüß von sant Thoma haben/dann wissen-
lich ist/das sant Thomas hyndter Malaqua leibhefftig leyt/
auf der Cost Siramatl/im Golffo de Celon. Sie haissen auch
im landt Ire kynder fast Thomas. Im lanndt dynnen hat es
groß pyrgk/Sagen an etlichen orten nymer der schne darab ku
me/als sie vom landt volck bericht werden. Sye sein in etlichen
Porten gewesen/do sie vil vnnd mancherlay seltzamer fell von
wilden thieren funden haben/So die lewt also rauch an tragẽ
vber die plossen hewt/wissen die nit zuberayten. Nemlich fel võ
Leen vnd Leoparden/der selben vil im landt do sein/Lux auch
Genet/so man in Hyspania secht/auch kleyne fell/wie die Gene
ten sehen/vnd sein treffe wie ein Lux/wann sye sein fast kostlich

3

von haren/vnd dunn von fell/gleich wie ein Mader. Die gros-
sen fell von den Leoparden vnd Luxen zerschneyden sie vñ ma-
chen gürtel darauß/ainer spann prayt. Sie haben auch vil Ot-
ter vnd Pyber/das ain zaichen ist/das das landt groß fliessent
wasser hat. Sie haben auch gürttel von felen die mir vnbekant
sein. Vorgemelter fell/vñ in mer manyr oder weyß rauhe war
hab ich fur mich gekaufft/doch nit vil/dann sie keyn Summa
võ solcher raucher pellaterey pracht haben/sie sagen/haben nit
darnach gestelt/dann sie es fur nicht geacht haben. Sye sagen
das das ander Schiff so noch do hynden sey/pring vil solcher
fell vnd mancherlay ding/dan es lenger geladen hat. Ist auch
der haubeman von den zwayen Schiffen. Ich hab auch vnd-
ter andern dingen drey stuck von etlichen fellen zusamen genedt
kaufft/sein fast alle drey so groß vndter ein rock zufutern/haben
die Portugaleser fur nicht geacht/sie deckẽs im landt vber sich/
ist zu gleicher weyß zusamen genet als man bey vns dye wolffs
deck macht. Es ist fur war ein kostlichs fuetter an im selbs. Die
fell sein als groß an in selbs als ein Dachs/vnnd haben farb als
ein hyrsch. Ist auff dem fell fast rauch võ wollen/hat lang spi-
tzige har/etwas dick/zu gleicher weyß wie ein Zobel. Das fel ist
inen leicht wie ein Mader. Das fel an im selbs schmeckt auß der
massen wol. Das landt hat auch wunderbarlich vil frucht/vñ
die güt/vnd als ander frücht/dan wie wirs in vnnsern landen
haben. Haben auch gefunden in dem landt Cãna fistola/in der
größ eines arms groß. Habẽ auch hönig wachs/ein Gümi/vñ
des vil/geleich wie Gloret/vil vñ mancherlay gefögels/Bauch
von fuessen. Ir were ist mit hanndtpogen/zu gleicher weyß wie
in dem vndtern Presill landt der prauch ist. Haben keyn eysen-
pergk/geben vmb ein Art oder peyhell vnd messer was sie habẽ
wie dan in dem vndtern presill landt der geprauch ist. Sie ha-
ben auch im landt ein sort Specerei/Prent auff der zungen wie
pfeffer/noch resser/wechst in ainem Schelflein mit vil kornlein
darjnnen es wechst. Ist das Gran oder korn zu gleicher weyß
als groß als ein arbayß. Ir solt auch wissen/das sie genügsam
anzaygung pringen/das sie võ Cabo/wie gemelt ist/gegen vns

4

bey Zway hundert meyll sein/daselbst in ainer port vnd fluß ge
wesen sein/do haben sie anzaygen von vil Sylber vñ gold/auch
upffer/so im lanndt dynnen ist. Sie sagen das der Haubtman
von dem anndern Schiff dem kunig von Portugal ein Sylbe-
re Art oder peyhel pring/zu gleicher weyß wie Jr Art von stay
nen sein. Bringt im auch ein metal/sagen sehe wie messing/vnd
emtphahe keyn Rost noch verletzung/wissen nicht ob es nyder
Goldt ist oder was es ist. Sie haben auch an dem selben ort an
der See erkandt von dem selbigen volck ein anzaygung das im
landt dynnen ein pyrg volck sey/hab vill golds/trag das gold
duñ geschlagen/zugleicher weyß wie harnisch an der styrn/vñ
forn an der prust. Der Haubtman pringt auch einen man von
dẽ selbigen landt/der hat den kunig von Portugal ye sehen wöl
len. Der sagt er wöll dem konig von Portugal so vil golds vnd
Sylber anzaygen geben/das im Landt sey/das seine Schiff nit
furen mögen. Die lewt an dem selbigen ort sagen auch das zu zei
ten anndere Schiff auch dar kumen/tragen klayder an als wir.
Die Portugaleser sagen als die Frantzosen/nach des volcks an-
zaygen. Vnd haben auch pert/fast all Rot. Vnd wollen die Er
samen Portugaleser sagẽ/es seien Gezyner/so gen Malaqua na
uigieren/geyt im ein anzaygung/das es war sey/Demnach wis-
send ist in Malaqua das Sylber vñ kupffer besser kauff ist dañ
in vnsern landẽ. Also habt jr die Newen zeyttung. Das Schiff
vndter der Coperta ist mit Presil holtz geladẽ/ob der Coperta
voller erkaufften Jungen knaben vnd maydlen/haben die Por-
tugaleser wenig kost/dann sie das merer tayl mit freyem willen
geben sein worden. Dann das volck alda vermayndt Jre kyn-
der farn in das gelobt landt. Sie sagen auch das volck an dem
selbigen ort werdt biß in Hundert vnd Viertzig Jar alt.

5

Copia der Newen eytung auß Presilg Landt



Druck von Oglin, Augsburg (Weller, Repert 313), nach dem Exemplar der Bayr. Staats.-Bibl.

1

Item wist dz auff den Zwelff-
ten tag des Monadts Octobers Ein Schiff auß
Presillig land hye an ist komen vmb geprech der
Victualia/So dañ Nono vnd Cristoffel de haro vnd an-
dre gearmirt oder gerüst haben. Der Schiff seind zway/
durch des Küngs von Portigal erlaubnuß vmb das Pre-
silg Land zů beschreiben oder zuerfaren Vnnd haben das
Land Sechs oder Syben hundert meyll weit deschribiert
Dan man das vor wissen hat gehabt. Vnnd da sie komen
seind ad Cabo debona sperauza/das ist ain spitz oder ort
das in das meer get/gleich der Nort Affril/ vnd noch ain
grad höcher oder weiter. Vnd do sie in solliche Clima oder
gegent komen seind Nemlich in viertzig grad hoch/habñ
sie das Presil mit ainem Cipo/dz ist die spitz oder ein ort/
so in das meer get/funden. Vnd hoben den selbigen Capo
vmb saylet oder faren/ vnnd gefunden/das der selb Calfo
gleich ist gangen wie Europa leyt mit dem Sye ponente
leuante/das ist gelegenhayt zwischen dem auffgang oder
Ost/vnd nidergangk oder West/Dann sie haben auff der
andern seyteen auch die lannd gesechen/Als sie bey Sech-
tzig meillen vmb den Capo komen seind/zůgeleicher weiß
als weñ ainer in Leuanten fert/vnd die strita degibiltera
passiert/das ist/furfert/oder hyn durch einfarn/vnnd das
Lannd von Barbaria sicht. Vnnd als sie vmb den Capo
kumen sein/wie gemelt ist/vñ gegen vns Nortwest wertz
geseylet oder gefarē haben. Do ist vngewitter so groß wor-
den/auch wind gewesen/das sie nit weiter haben künnen
saylen/oder faren. Do haben sie durch Tramontana / dz ist
Nort/oder miternacht/wider her vmb auff die ander seytñ
vnd Costa/das ist landt/von Presill müssen fark. Der Pi-
loto/das ist der schiffüerer/oder schiff laytter/So mit dis-
em schiff ge faren ist/ist mein fast gůt frewnd Ist auch der
berümbtest so in der Küuig von Portegall hat. Ist auch

(Erste Textseite)

2

taqua das Silber vñ kupffer besser kauf ist dañ in vnsern
landen. Also habt jr die Newen zeyttung. Das Schiff vn-
dter der Coperta ist mit Presil holtz geladen/ob der Coper
ta voller erkauffter Jungen knaben vnnd maydlen/ haben
die Portugaleser wenig kost/dañ sie dz merer tayl mit frey
em willen geben seind worden. Dann das volck alda ver-
maynt Jre kinder faren in das glöbt land. Sy sagñ auch
das volck an dem selbigen ort werd biß in hunndert vnnd
viertzig Jar alt.

C Getruckt zů Augspurg durch Erhart öglin

(Kolophon)

3

Es lassen sich also aus den angeführten Quellen neun, ein bei Wieser (S. 86) erwähntes Exemplar der Sammlung Ternaux-Compans dazu genommen, zehn, und mit dem Exemplar, das der Rosenthal'sche Katalog anführt[1]) insgesamt elf Exemplare des Druckes nachweisen, von denen mindestens sechs, wahrscheinlich sieben, nicht fünf, wie es nach einer Notiz in der Zeitschrift für Bücherfreunde[2]) scheinen könnte, auf dem Titelblatt den Bildholzschnitt zeigen, während die vier aus den genannten Quellen nachweisbaren Öglin'schen Exemplare den portugiesischen Wappenschild auf dem Titelblatt tragen.

Dazu kommt eine von *K. Haebler* im Fürstlich Fuggerschen Archiv entdeckte und von ihm 1895 eingehend behandelte Handschrift („Die Neuwe Zeitung aus Presilg-Land" im Fürstlich Fuggerschen Archiv," in: Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 1895. Bd. XXX S. 352—386), welche die Überschrift trägt:

„Zeitung so ain schiff pracht hat, So von portugall aussgefarn ist, das pressill landt ferrer dann man vor sein wissen hat zu diskopriren vud Am widerkerren Inn yla de madera zukommen ist von Ainem guten freundt aus madera gen Anntorf geschryben worden."

Sie beginnt mit den Worten: „*Wisst, das auf den 12. october 1514 Ain schiff aus presill landt hie ankommen ist.*"

Rodolpho R. Schuller gibt in seiner 1914 erschienen Abhandlung: A nova gazeta da terra do Brasil (Newen Zeytung auss Presillg Landt) e sua origem mais provavel. Com a traducção portugueza e a reproducção em facsimile do precioso pamphleto pertencente á Bibliotheca Nacional do Rio de Janeiro. (Extr. do volumine XXXIII do Annaes da Bibliotheca nacional, Ediçao de quinhentos exemplares. Rio de Janeiro, Officinas Graphicas da Bibliotheca nacional 1914, 27 S. 4⁰) einen Faksimile-Abdruck der „Zeytung" mit portugiesischer Übersetzung nach dem Rosenthalschen Exemplar, das um den hohen Preis von 14400 Mk. nach Amerika in die Sammlung von Dr. José Carlos Rodrigues übergegangen war, mit der es an die Nationalbibliothek in Rio de Janeiro kam. Schuller setzt sich mit den zahlreichen früheren Bearbeitern der „Copia" bis zu der Arbeit von K. Haebler eingehend auseinander. Interessant ist, was er (S. 11) zu dem Bande bemerkt, in dem sich die „Newe Zeytung" mit noch 37 andern Drucken aus dem Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts zusammengebunden befindet (vgl. den Rosenthalschen Katalog und Schullers Aufzählung der Stücke S. 5—11):

„O volume traz dous ex-libris: um não descripto em obra alguma por ser dos mais antigos que se conhecem e que consiste em um brazão com corôa de carvalho de oito folhas e outro mais pequeno, talvez mais moderno, que é o da „Bibliotheca Conventus Bulsanensis ad S. Franciscum Ord. Min. Ref. (ormatorum) Prov. Tyrol."

Na folha de rosto do primeiro opusculo da collecção se acha a seguinte nota manuscripta, por lettra do seculo XVI: „Pro Conventu fratru(m) Minoru(m) Reformatoru(m) Bulsanensiu(m)."

Nao se sabe como, nem quando, essa preciosa collecção de impressos antigos sahiu da livraria do convento dos PP. Franciscanos, de Bolsana, no Tyrol (Austria), para ir parar finalmente, ás mãos dos livreiros-antiquarios Irmãos Rosenthal, de Munich, dos quaes o Dr. Rodrigues a adquiriu pelo respeitavel preco de quatorze mil e quatrocentos marcos."

Die beiden Exlibris, im Rosenthalschen Katalog ist nur von dem älteren, „noch nicht beschriebenen", die Rede, hat Schuller, in Originalgröße reproduziert, seiner Abhandlung beigegeben.[1])

In seinem Weller und Wieser folgenden Fundorts-Nachweis der bekannten Abdrucke der „Zeytung" (S. 11), wobei er die drei verschiedenen Ausgaben des Druckes aber nicht trennt, setzt Schuller bei dem von ihm dem Fürstl. Fuggerschen Archiv in Nürnberg? zugewiesenen Abdruck ein Fragezeichen, während Weller in seiner Bibliographie „Die ersten deutschen Zeitungen" (S. 87, No. 1 a) eine der ihm bekannten Öglin'schen Ausgaben (eytung!), nach Nürnberg in das von Scheurl'sche Archiv im Germanischen National-Museum verweist, wo sie sich heute noch befindet.

Von dem Schicksal desjenigen Exemplares der „Zeytung", das sich in der Sammlung des französischen Gelehrten Henri Ternaux-Compans befand,

[1]) Von diesem Exemplar wurde ein (jetzt vergriffener) Facsimileabdruck veranstaltet.

[2]) Jahrgang 1, 1897/98 S. 59. Notiz von F. B. anläßlich des Erscheinens des Rosenthalschen Katalogs Nr. 104.

[1]) Zu dem von Schuller reproduzierten „noch nicht beschriebenen" Exlibris des Bandes teilt mir Frh. E. von Berchem in München mit, daß es sich um das Wappen der Familie Schöneich in Schlesien handelt, nicht zu verwechseln mit dem bekannten, ebenfalls aus Schlesien stammen den Grafengeschlecht von Schönaich.

der das Verdienst hat, als erster eine (zwar nicht immer ganz exakte[1]) französische Übersetzung des Druckes veranstaltet zu haben (Archives des voyages Vol. II S. 306 ff., Paris 1840, ist auch Schuller Näheres nicht bekannt. Anscheinend besaß Ternaux-Compans die Ausgabe mit Bildholzschnitt, jedenfalls fehlt in seiner Übersetzung das Kolophon.

Nachweis der Fundorte und Fundstellen der 3 Ausgaben der „Copia".

Fundort des Druckes:	mit Bildholzschnitt, o. O. u. J., Weller, Rep. 315, Harrisse 99:	von Oglin-Augsburg mit „cytung" Weller, Rep. 313:	von Oglin-Augsburg mit „Zeytung" Harrisse, 100:	Fundstelle der Handschrift (K. Haebler):
Leipzig	Univ.-Bibliothek	—	—	—
Dresden	Sächs. Landesbibl.	—	—	—
München	Bayr. Staatsbibl.	Bayr. Staatsbibl.	—	—
Nürnberg	—	German. National-Museum (Scheurlsches Archiv)	—	—
Regensburg	—	bei Weller ohne Fundstelle[2])	—	—
Augsburg	—	—	—	Fürstl. Fuggersches Archiv
New York	Public Library	—	Public Library	—
Providence	Library of John Carter Brown	—	—	—
Rio de Janeiro	Bibliotheca nacional	—	—	—
Paris (?)	Slg. Ternaux-Compans (?)	—	—	—

Nachweis der Facsimile-Ausgaben und Textabdrucke.

Facsimileausgaben	*(Rosenthal*, Ludwig)	Facsimileabdruck o. O. o. J. (München?)	(1897)?
	Schuller, Rodolpho R.	A nova Gazeta da Terra do Brasil (S. A. aus: Annaes da Biblioth. nacional, XXXIII) Rio de Janeiro.	1914.
	Deutsches Museum für Buch u. Schrift, Leipzig	Zeitschr. des deutschen Vereins für Buchwesen u. Schrifttum, Jhrg. III, Heft 1/2. Leipzig.	1920.
Textabdrucke:	*Ruge*, Sophus,	Zeitschr. des Vereins für Erdkunde in Dresden, IV. u. V. Jahresbericht. Dresden.	1868.
	Weller, Emil,	Die ersten deutschen Zeitungen (Bibl. des Lit. Vereins Stuttg. CXI.) Tübingen.	1872.
	Wieser, Franz,	Magalhaês-Straße u. Austral.-Continent auf den Globen des Johannes Schöner. Innsbruck.	1881.



Unter den gedruckten Flugblättern und Flugschriften des 15. bis 17. Jahrhunderts, von denen uns solche mit der Bezeichnung „Neue Zeitung" seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts bekannt geworden sind, hat sich *eine* Gruppe von jeher besonderer Beachtung zu erfreuen gehabt: diejenige, der die sog. Entdecker-Zeitungen zuzurechnen sind, als deren älteste der in mehreren Ausgaben erhaltene und mehrfach übersetzte Kolumbusbrief vom Jahre 1493 über die Entdeckung Amerikas genannt wird.

Wie diese „Zeitungen" schon für die zeitgenössische Forschung von hervorragendem Interesse waren, so sind sie es nicht minder für die moderne Historio-Geographie und Kulturgeschichte, abgesehen von dem Reiz, den sie auch in bibliographischer Hinsicht haben können, wie es bei unserer in drei Ausgaben vorliegenden „Zeytung" aus Brasilien der Fall ist.

Lange Zeit hindurch wurde behauptet, daß auf diesem Drucke das Wort „Zeytung" (dem damaligen Sprachgebrauch entsprechend im Sinne von

[1]) Essen aber nit an einander (d. h. die Eingeborenen sind keine Menschenfresser), wird übersetzt: Ils ne mangent pas ensemble, u. ä.

[2]) Im F. Thurn und Taxis'schen Zentral-Archiv laut frdl. Auskunft des Herrn Geh. Archivrat Dr. Rübsam nicht vorhanden; Antwort auf Anfrage an dortige Kreisbibliothek steht noch aus.

Nachricht gebraucht) erstmalig gedruckt vorkomme[1]) bis ein münchner Druck bekannt wurde, der das Vorkommen des Wortes „Zeytung" in gedruckten Berichten bereits für das Jahr 1502 bezeugt; einem Zeitpunkt, zu welchem unsere „Zeytung" noch nicht im Druck vorgelegen haben kann.

Die Bestimmung der Zeit des Druckes ist für alle drei Ausgaben schwierig.

Bei der Ausgabe, die auf dem Titelblatt den Bildholzschnitt trägt (in der Beilage an erster Stelle wiedergegeben), stößt auch die Bestimmung des Druckers und des Druckorts auf nicht geringe Schwierigkeiten. —

„Item wißt das auff den zwelfften tag des Monadts Octobers Ein Schiff auss Presillg landt hye an ist kummen umb geprech der Victualia . . . Der Schiff sein Zway / durch des konigs von Portugal erlaubnuss vmb das Presilg landt zu beschreiben . . . Vnd haben das Lanndt in Sechs oder Syben hundert meyll weyt deschribiert".

Mit diesen Worten beginnt unsere „Zeytung", ohne zu sagen, in welchem Jahre, noch in welchem Hafen die beiden Schiffe anlangten. Nur soviel wissen wir, daß die Schiffe mit Genehmigung des Königs von Portugal ausfuhren und daß ihre Ausrüster Nono und Christopher de Haro waren. Von dem letzteren ist bekannt, daß er ein antwerpner Handelsherr war. Später erwähnt der Schreiber, um etwaige Zweifel an der Richtigkeit seines Berichts zu bannen, der „Piloto / das ist der schiffuerer / oder Schiflayter / So mit dysem Schiff gefaren ist", sei sein „fast guet frewndt"; seinen Namen erfahren wir aber leider ebensowenig wie den des Schreibers.

Die Reise selbst und ihre Gefahren, Land, Leute und Landesprodukte werden des weiteren anschaulich geschildert, desgleichen die Güter, die die Schiffe mitbringen. Mit einer Ladung „Presil"-Holz sind auch „junge Knaben und maydlen" als Ware verfrachtet worden: „haben die Portugaleser wenig kost / dann sie das merer tayl mit freiem willen geben sein worden", denn: „das volck allda vermayndt Ire Kynder farn in das gelobt landt". —

Von deutschen Gelehrten haben sich, um einige zu nennen, mit dem Inhalt, der Frage der Datierung des Druckes und seiner Bedeutung für die geographische und kulturhistorische Forschung schon A. von Humboldt[1]), der den Druck zwischen die Jahre 1525 und 1540 setzt und F. A. von Varnhagen[2]), der 1508 als Druckjahr annimmt, befaßt; später R. Rößler[3]), Fr. von Hellwaldt[4]), S. Ruge[5]), E. Weller[6]), F. Wieser[7]), K. Haebler[8]) u. a. Auch ausländische Gelehrte wie J. Russel Bartlett, d'Ave-

[1]) So noch *Weller* in der Einleitung (S. 2) zu seinem obengenannten Buche: Die ersten deutschen Zeitungen und *Salomon,* in seiner Geschichte des Zeitungswesens[2] Oldenburg und Leipzig 1906 Bd. 1 S. 10, später berichtigt in seinem Göschenbande: Allgemeine Geschichte des Zeitungswesens Leipzig 1907 S. 12, nachdem ihm bekannt geworden war, daß in der bayr. Staatsbibliothek ein Einblattdruck vom Jahre 1502 in 2 Ausgaben existiert, den Weller, Repert. 211/12 beschreibt und zu dem Geheimrat F. Boll eine Weller nicht bekannte Ergänzung nachgewiesen hat. Dieses Blatt stellt also bis jetzt den ältesten bekannten deutschen Druck dar, auf dem Boll die Bezeichnung „Newe Zeytung" erstmalig bemerkt hat. Auf Salomons Irrtum betreffs des *Inhalts* des Druckes hat F. R. *Bertheau,* Kleine Chronologie zur Geschichte des Zeitungswesens in Hamburg 1616—1913, (Programm) Hamburg 1914, Einleitung S. X „Bemerkung" hingewiesen.

Eine Photographie dieses seltenen, zeitungsgeschichtlich besonders wichtigen Druckes besitzt unser Museum dank dem freundlichen Entgegenkommen der bayr. Staatsbibliothek durch Vermittlung des Herrn Bibliothekar Dr. Otto *Glauning,* welcher die Güte hatte, auch die erforderlichen bibliographischen Notizen zu übermitteln.

[1]) *A. von Humboldt,* den der dresdner Bibliothekar Falkenstein auf die „Zeytung" hinwies, befaßt sich mit ihr und gibt einen längeren Auszug in seinem Examen critique de l'histoire de la géographie du Nouveau Continent Tom. V Paris 1814—35 (deutsch von Ideler Berlin 1835—51).

[2]) *F. A. von Varnhagen,* gibt längere Auszüge in seinen Schriften: Historia geral do Brasil, Madrid 1854—57 und Nouvelles recherches sur les derniers voyages du navigateur florentin, Wien 1869.

[3]) *R. Rößler,* in: Das Ausland, Stuttgart 1873.

[4]) *Fr. von Hellwaldt,* ib., 1874.

[5]) *S. Ruge* gibt im IV. und V. Jahresbericht der Gesellschaft für Erdkunde in Dresden, 1868, einen Abdruck der „Zeytung" nach dem dresdner Exemplar, bezeichnet aber die „Zeytung" selbst als einen „apokryphischen Reisebericht" und verlegt ihr Erscheinen zwischen die Jahre 1511—15.

[6]) *E. Weller* nimmt in seinen oben genannten Werken 1505 als Erscheinungsjahr für die beiden ihm bekannten Ausgaben der „Zeytung" an und vermutet in ihr einen der Reiseberichte des Amerigo Vespucci.

[7]) *F. Wieser* beschreibt in „Beilage I" (S. 85—107) seines oben genannten Werkes die „Zeytung" ausführlich und gibt einen Abdruck nach dem Exemplar, das in unserer Beilage an erster Stelle wiedergegeben ist.

[8]) vgl. die S. 32 zitierte Arbeit K. *Haeblers* über die von ihm in Augsburg entdeckte *Handschrift,* deren Titel nach frdl. Auskunft seitens der Direktion des Fürstl. Fugger'schen Familien-Archivs lautet: „Newtzeutung auß Presillandt."

zac, H. Ternaux-Compans, Capistrano de Abreu[1], I. C. da Silva u. a. brachten dem Druck Interesse entgegen. Insbesondere ist es H. Harrisse, der in seiner ausgezeichneten *Bibliotheca americana vetustissima* eingehende Nachweise bringt. Er verlegt den Druck ins Jahr 1520, ein Datum, das er selbst aber als „altogether arbitrary" bezeichnet.

Die erarbeiteten Forschungsergebnisse faßte schließlich F. Wieser in seinem 1881 erschienenen Werke zusammen, in welchem er die „Newe Zeytung auß Presillg Landt" ausführlich behandelte. Wieser setzte zwecks Datierung des Druckes als terminus a quo vorsichtig das Jahr 1500, in dem der Portugiese Pedro Alvarez Cabral Brasilien entdeckte[2]) und das Land als Terra da Santa Cruz für Portugal in Besitz nahm, eine Reise, von der er i. J. 1502 nach Lissabon zurückkehrte; als terminus ad quem das Jahr 1515, in welchem, wie schon Ruge zeigte, sich Johannes Schöner bei der Bearbeitung seiner Globen unserer „Newen Zeytung" bediente. Die in dem Druck beschriebene Reise hat nach Wieser jedenfalls vor 1509 stattgefunden, sodaß er meinte, den Druck ins Jahr 1508 oder Anfang 1509 setzen zu können.

In der Folge seiner Untersuchung erwähnt er, daß das Dresdner Exemplar unserer „Zeytung" (Weller, Rep. typ. 315, Harrisse 99) zusammengebunden ist mit einem ihm durchaus gleichenden Druck vom Jahre 1508.

Dies der Grund, weshalb in dem genannten Rosenthalschen Katalog der Druck ins Jahr 1508 gesetzt wird.

[1]) Gab in: O Brasil no seculo XVI. Rio de Janeiro 1880 eine Übersetzung der „Zeytung" ins Portugiesische.

[2]) Es ist die zweite Entdeckung Brasiliens, auf die Cabral Anspruch hat; vor ihm (26. Jan. 1500), hatte Vincente Yañez Pinzon bereits Brasilien angelaufen, nur war der Bericht von Cabrals Reise eher in Lissabon eingetroffen als der des ersten Entdeckers.

Da überdies das ehemals Rosenthalsche, jetzt in Rio de Janeiro befindliche Exemplar in einem Sammelband mit 37 Drucken vereinigt ist, die zumeist ums Jahr 1510 erschienen sind, glaubte der Verfasser einer auf Rosenthals Katalogangaben fussenden Notiz an der bereits zitierten Stelle in der Zeitschrift für Bücherfreunde, das Jahr 1508 als Druckjahr wohl „mit aller Bestimmtheit annehmen zu können".

Wenn bis zum Bekanntwerden der wichtigen Entdeckung K. Haeblers (1895) kein Grund vorgelegen hätte, einer solchen Ansicht nicht zuzustimmen, da Wiesers Forschungen im Verein mit diesen äußerlichen Momenten durchaus überzeugend schienen, so mußte mit Haeblers Entdeckung und hinsichtlich der Schlüsse, die er in seiner Abhandlung zog, die ganze Frage der Newen Zeytung aus Presillg Landt neu aufgerollt werden. Den Beginn der neuen Auseinandersetzungen bedeutet nach zwei Jahrzehnten R. R. Schullers 1914 erschienene Abhandlung, die eine von den Forschungsergebnissen K. Haeblers abweichende Stellung einnimmt, und u. a. an dem in der Hs. angegebenen Jahr 1514 zweifelt, bei dem mit einem immerhin möglichen Schreibfehler gerechnet wird.

Der sich an die „Zeytung" knüpfende Fragen-Komplex, nicht nur der Datierung der drei Ausgaben des Druckes, der Feststellung von Drucker und Druckort der Bildholzschnitt-Ausgabe, seiner Verbreitung und der sich etwa aus den variierenden Größenverhältnissen der Holzschnitte ergebenden Resultate, auch die Fragen nach der Persönlichkeit und Nationalität des Verfassers der „Zeytung," der Sprache, in der sie ursprünglich abgefaßt war, der Datierung des Berichtes und der ihm zugrunde liegenden Reise sind somit wiederum angeschnitten und harren der Lösung.

Literatur zum Zeitungs- und Zeitschriftenwesen.

Zeitungskunde als Wissenschaft.

Brönner, Wilhelm, Grundriß einer konstruktiven Zeitungslehre. Königsberg i. Pr. Hartungsche Verlagsdruckerei A.-G. 1918. 24 S. 8°.

Vorlesungen, die der Verfasser in zwei Danziger Hochschulkursen gehalten hat, haben den Anlaß zu vorliegender Arbeit gegeben, die den ersten Versuch darstellt, in rein abstrakter Form einen Grundriß der Zeitungslehre zu bieten, der als wertvoller Beitrag in der Literatur über das Zeitungswesen zu begrüßen ist. Der Verfasser geht aus von der Mitteilung überhaupt, nachdem er die Lehre von den Zeitungen definiert hat als einen Teil der Lehre von den Mitteilungen und charakterisiert Technik und Psychologie der Mitteilungen, stellt dann die Mitteilung im Dienste des Daseinskampfes dar und geht über zu den „Dauergelegenheiten zur Bemitteilung von Massen": den Zeitungen. Ein letztes Kapitel behandelt die Presse in ihrer Stellung zum Kulturleben der Gegenwart.

Die kleine Schrift ist ein verheißungsvoller Anfang zu einer systematischen Zeitungslehre überhaupt, die noch geschrieben werden muß, soll der Zeitungskunde endlich die Stelle im Gebäude der Wissenschaften angewiesen werden können, die ihr seit langem zukommt.

Mohr, Martin, Zeitung und neue Zeit. Vorschläge und Forderungen zur wissenschaftlichen Lösung eines sozialen Grundproblems. Duncker & Humblot, München-Leipzig 1919. VIII + 96 S. 8°.

Der „Reichsverband der deutschen Presse", der 1910 in Berlin als offizielle Vertretung der deutschen Redakteure und Journalisten gegründet wurde, hat auf seiner letzten Tagung im Oktober 1918 den Verfasser vorliegender Schrift mit der Leitung der damals eingesetzten „zeitungswissenschaftlichen Kommission" beauftragt.

Der Zweck der Schrift besteht darin, die Grundzüge einer „fachlichen Fürsorge für das Zeitungswesen" und einer „Pflege der Zeitungskunde als Wissenschaft" zu entwickeln. Es soll weiteren Kreisen gezeigt werden, wie notwendig und unabweisbar eine wissenschaftliche Behandlung des Zeitungswesens ist, und es darf gesagt werden, daß die dankenswerte Arbeit des Verfassers sicherlich dazu beitragen wird, Verständnis für Wesen und Aufgaben der zeitungskundlichen Forschung zu wecken.

Besonders beachtenswert sind die vom Verfasser erneut dargestellten, wiederholt gemachten Vorschläge zu einer Darstellung des Zeitungswesens in wissenschaftlichem Sinne, sowohl nach der bibliothekarischen als nach der musealen Seite hin. Während für erstere außer der Bildung von Kommissionen so gut wie noch nichts geschehen ist, hat die museale Seite wenigstens in München im Deutschen Museum, insbesondere in technischer Hinsicht, dauernde Verwirklichung gefunden. Gerade aber der Mangel einer umfassenden zeitungswissenschaftlichen Bibliothek, die als Nächstliegendes und Greifbarstes vor allem die Literatur über das Zeitungswesen selbst zusammenzubringen hätte, macht sich immer dringender geltend. H. G.

Bibliographie.

Kaindl, J. J., Bibliographie der deutschen Reklame-, Plakat- u. Zeitungsliteratur (Kaindls Reklame-Bücherei I.) Hrsg. J. J. Kaindl, Wien, Rauchs Nachf. 1918. 146 S. 8°.

Dieses alphabetische Verzeichnis — so würde der Verfasser seine Arbeit bescheidener aber richtiger zu nennen haben — kann man als Register zu der systematischen Bibliographie des Reklamewesens in V. Matajas ausgezeichnetem Werk über die Reklame benutzen, und da es der Verfasser nicht für der Mühe wert hält, diese seine wichtigste Quelle anzugeben, muß es von anderer Seite geschehen. Zu wünschen wäre gewesen, daß der Verfasser wenigstens seine Vorlage mit der Genauigkeit benutzt hätte, die eine so wertvolle Arbeit verlangen darf. Auf die zahlreichen Mängel des Buches näher einzugehen, verbietet der zur Verfügung stehende Raum; es genüge zu sagen, daß es an Ungenauigkeiten wimmelt und daß selbst das Alphabet dem Verfasser bisweilen Schwierigkeiten macht. H. G.

Statistik.

Muser, Gerhard, Statistische Untersuchung über die Zeitungen Deutschlands 1885—1914. Aus: Abhandlungen aus dem Institut für Zeitungskunde an der Universität Leipzig. Hrsg. K. Bücher. Bd. I. Heft 1. E. Reinicke, Leipzig 1918. 173 S. 8°.

Das Institut für Zeitungskunde an der Universität Leipzig hat sich u. a. die Aufgabe gestellt, mit der Herausgabe von Einzelabhandlungen, die in zwangloser Folge erscheinen sollen, die wissenschaftliche Erforschung der Tagespresse zu fördern.

Als erstes Heft liegt bis jetzt eine statistische Untersuchung über die Zeitungen Deutschlands von Gerhard Muser vor, welche die spärliche Literatur auf diesem Gebiete um einen dankenswerten Beitrag bereichert. Die Untersuchung erstreckt sich auf einen Zeitraum von 30 Jahren und schließt mit dem Jahr 1914 ab. Untersucht wird die Zahl der Zeitungen in Deutschland, die Zahl der Gemeinden, in denen Zeitungen erscheinen und die Zahl der Zeitungen in jeder, um die allgemeine und die lokale Dichtigkeit festzustellen. Dann wird die Häufigkeit des Erscheinens der Zeitungen untersucht, sowie die Höhe der Auflage.

Die zweite Hälfte des Buches befaßt sich mit den Abonnements- und Annoncenpreisen, die einer eingehenden Prüfung unterzogen werden.

Mit zwei Schwierigkeiten hatte der Verfasser bei seiner Arbeit von vornherein zu rechnen: einmal waren es die Quellen, als welche immer wieder die Zeitungskataloge von Mosse und Haasenstein & Vogler und die Postzeitungsliste gebraucht werden mußten und die für wissenschaftliche Zwecke nicht ausreichen (das vom Kriegspresseamt herausgegebene Handbuch lag damals noch nicht vor) und

dann wurde die schwierige Frage, was als Zeitung anzusehen sei und was nicht, nicht so eindeutig beantwortet, wie es für eine solche Untersuchung nötig gewesen wäre.

Zu diesen Hemmungen kommt für die vorliegende Arbeit noch dazu, daß sie sich an die statistische Verarbeitung der deutschen Zeitungen in ihrer Gesamtheit, ohne nach Gattungen zu unterscheiden, gewagt hat. Das hat zur Folge, daß die mühsam erarbeiteten Tabellen ein zwar interessantes, aber doch nicht befriedigendes Resultat geben. Z.

Geschichte.

Pfau, W. C. Ein Jahrhundert Rochlitzer Presse. Erinnerungsschrift zur Centenarfeier des Rochlitzer Blattes. Sonderabdruck aus der Festschrift zur hundertjährigen Jubelfeier und den folgenden Sonntagsnummern des Rochlitzer Tageblattes. Rochlitz i. Sa. Ernst Vetter 1919. 66 S. 8°.

Der um die Rochlitzer Geschichtsforschung vielverdiente Studienrat Professor Dr. Pfau hat die zeitungsgeschichtliche Literatur um einen interessanten Beitrag bereichert, indem er der Entwicklungsgeschichte des Rochlitzer Zeitungswesens in einer ausführlichen Studie nachgeht. Ehe der Verfasser auf die erste Zeitungsgründung in Rochlitz zu sprechen kommt, gedenkt er einer auf Rochlitz bezüglichen sog. „Neuen Zeitung" vom Jahre 1547, in der von dem Treffen berichtet wird, das am 2. März 1547 „umb und bey Röchlitz" stattfand, in welchem der sächsische Kurfürst den Markgrafen Albrecht von Brandenburg schlug und samt einem großen Teil seiner Truppen gefangen nahm.

Weder Drucker noch Druckort der Zeitung, die in vier Ausgaben bekannt ist, sind genannt. Pfau kennt drei Ausgaben, von denen zwei Eigentum des Rochlitzer Geschichtsvereins sind. Weller (Die ersten dt. Zeitungen Nr. 184) nennt ebenfalls drei Ausgaben, erwähnt aber nicht die von Pfau zitierte, in niedersächsischer Sprache abgefaßte, die im hessischen Staatsarchiv aufbewahrt wird und 1892 im Rochlitzer Tageblatt (No. 28, vergriffen) abgedruckt wurde. (Nie Tidinge von der Slachtinge des Körförsten tho Sassen, welker ys geschn tho Rochlitz up den drüdden Dach Martii im Jahre MDXLVII.) Obwohl Pfau's Forschungen zur Buchdruckergeschichte Rochlitz's bereits 1717 einen Drucker daselbst nachweisen, erfolgte die Gründung der ersten Rochlitzer Zeitung erst im Jahre 1819 durch den 63jährigen Ortspfarrer und Superintendenten Thienemann. Das Blatt erschien als „Wochenblatt für Rochlitz" erstmalig am 14. Mai 1819. Die wechselvollen Schicksale des Blattes und seiner späteren Konkurrenten werden im Verlauf der Darstellung eingehend geschildert, sodaß ein lebensvolles Bild des Rochlitzer Pressewesens entsteht. Der Abdruck zeitungsgeschichtlich wichtiger Briefe und Akten aus der Gründungszeit macht die Schrift für die Forschung besonders wertvoll. H. B.

Zensurwesen.

1. *Mühsam*, Dr. Kurt, Wie wir belogen wurden. Die amtliche Irreführung des Deutschen Volkes. München, A. Langen (1918) 189 S. 8°.
2. *Binder*, J., Ehemaliger amtlicher Kriegsberichterstatter im Großen Hauptquartier, Was wir als Kriegsberichterstatter nicht sagen durften! München, Privatdruck des Verf. 1919. 63 S. 8°.

Die vorliegenden Schriften bringen ein erdrückendes Material für die völlige Knebelung der deutschen Presse im Kriege, wie sie ihr von der Presseabteilung des Großen Generalstabes, deren Chef Oberstleutnant Nicolai war, zuteil geworden ist. Beide aus entgegengesetzten politischen Lagern stammenden Verfasser anerkennen die Notwendigkeit, während eines Krieges die Presse unter eine einheitliche Leitung zu bringen; beide sind aber zugleich darin einig, daß Art und Form, *wie* das von amtswegen geschah, durchaus verfehlt waren.

Während Mühsam auf die ergangenen Zensuranweisungen eingeht und sie kritisch durchmustert, bringt Binder auch Beispiele für den Ton, in dem mit den neutralen Berichterstattern umgesprungen wurde, von denen der eine von dem Chef des Amtes selbst, wie Binder erzählt, als „Kerl" bezeichnet wurde, was natürlich nicht dazu beigetragen haben wird, die Berichte dieses Herrn besonders wohlwollend zu gestalten! Z.

Praxis des Zeitungswesens.

Bohnagen, Alfred, Das Amtsblatt. Von einem unparteiischen Redakteur für Regierungen und Verwaltungsbehörden bearbeitete Denkschrift zur Behandlung der Amtsblattfrage. Werdau, Selbstverlag 1919. 50 S. 8°.

Der Verfasser will seine Ausführungen als „Erläuterungen über die Bedeutung und Tätigkeit der Presse im Volksganzen" betrachtet wissen. So weit es sich um die *Amtsblattfrage* handelt, ist es ihm gelungen, die wichtigsten Gründe des Für und Wider der nicht leichten Materie ins Licht zu setzen. Weitere Kreise wird insbesondere interessieren, was der Verfasser zur Stellung der Redakteure im Amtsblattbetrieb und über das Verhältnis des Amtsblattes zu seinem Leserkreis zu sagen hat. Z.

Bücher- und Zeitschriften-Schau.

(Nur Bücher, die in *zwei* Exemplaren eingeschickt werden, werden *ausführlicher* besprochen.)

Hein, Franz. Deutscher Wald. Die Jahreszeiten in Holzschnitten. Mit einem Geleitwort von Julius Vogel. Leipzig 1919. R. Voigtländers Verlag. Groß-Folio. In Mappe 20 M.

„450 Exemplare sind hergestellt und dann die Holzstöcke vernichtet worden. Poeschel & Trepte haben sie auf besten Karton gedruckt. 50 Exemplare sind unter Aufsicht des Künstlers mit dem Falzbein auf Japanpapier abgezogen und von ihm eigenhändig unterschrieben." Wir hätten dies bei Franz Hein nicht erwartet. Gewiß ist nichts dagegen zu sagen, daß der Künstler eine Anzahl Exemplare eigenhändig unterschreibt, nachdem sie in der von ihm gewünschten Form hergestellt sind; ihr Preis ist 150 M; daß aber auch die übrigen dem Zug der Zeit entsprechend in beschränkter Auflage gedruckt und die Holzstöcke vernichtet wurden, paßt nicht zu der „treuen ehrlichen Art" Heins, die das Vorwort *mit Recht* hervorhebt. Weshalb sie *nur* einem beschränkten Kreis zugänglich machen? Schlimm genug, daß die „numerierten Exemplare" nächstens nicht mehr zu den Ausnahmen, sondern zur Regel werden. Ein Künstler, der unserem *Volk* etwas zu sagen hat, sollte diesen Weg nicht gehen. Am.

Lothar, Rudolf. Koppay. Mit 41 Abbildungen im Text und 46 Tafeln. Berlin und Leipzig (1919). Wilhelm Borngräber. 8°. 96 S. + LV Tafeln. Preis gebunden 20 M.

J. Arpad Koppay ist in seinen einzelnen Werken wohl nicht allen bekannt; aber auch denen, die ihn kennen, wird das vorliegende Buch mit seinen zahlreichen Abbildungen willkommen sein, da es schnell orientiert. Am.

Erman, Wilhelm. Geschichte der Bonner Universitätsbibliothek (Sammlung bibliothekwissenschaftlicher Arbeiten Heft 37/38). Halle a. Sa. 1919. Verlag von Erhardt Karras. 8°. XI(+ 299 S. Preis 40 M.

Von der Sammlung bibliothekwissenschaftlicher Arbeiten, die Karl Dziatzko begründet hat, liegt ein neuer Band der II. Serie vor, Heft 37/38, in dem Wilhelm Erman die „Geschichte der Bonner Universitätsbibliothek" behandelt. Ermans Arbeit ist mehr als man erwartet; er hat es verstanden, uns nicht eine trockene historische Darstellung mit vielen Zahlen und Statistiken zu geben, sondern eine Arbeit zu liefern, die bibliothek-geschichtlich nicht nur von größtem Werte ist, sondern auch die Bedeutung der Bibliotheken in der ganzen Entwicklung unserer Kultur aufzeigt. So wird Ermans Darstellung nicht nur dem Fachmann und dem, der Bibliothekar werden will, willkommen sein, sondern auch dem, der Interesse für die Entwicklung unseres Geisteslebens hat, wertvolle Winke geben. Die Geschichte unserer Bibliotheken wird im Gesamtrahmen der Forschung bis jetzt noch zu wenig beachtet und herangezogen. Vielleicht wäre dies schon längst besser, hätten wir mehr Arbeiten ähnlich der Ermans. Stoff ist genug vorhanden. Auf Einzelheiten einzugehen, müssen wir uns versagen, so gern wir das tun würden. Besonders interessieren dürften die Mitteilungen über die französischen Beraubungen und die aus Paris zurückerlangten Bücher, die Ausführungen über die Kataloge, die Pflichtexemplare, die verschiedenen Reformen und die Sondersammlungen, da sie Material bringen, das allgemeines Interesse verdient. Am.

Braungart, Richard. Neue deutsche Exlibris. Zweite Folge. München 1919. Hanfstaengl. 8°. XXXV Seiten Text und 96 Tafeln. Preis 90 M (in Halbpergament geb.)

Braungarts Name ist den Exlibris-Sammlern kein unbekannter. Manch wertvollen Beitrag, zumeist in Aufsatzform, haben sie ihm zu verdanken. Sein erstes Buch „Neue deutsche Exlibris" wurde mit besonderer Freude begrüßt und vor allem die prächtige Wiedergabe der Exlibris geschätzt. Der zweiten Folge können wir dasselbe Lob spenden. Es ist erstaunlich, daß bei den heutigen Erschwernissen ein solches Buch in dieser für heutige Verhältnisse geradezu glänzenden Ausstattnng herausgegeben werden konnte. Gewiß, die Farbe versagt da und dort bei der Reproduktion, aber die sonstige Ausstattung erweckt den Neid jedes Autoren, der sein Buch nicht auch so herausgebracht sieht, sondern sich mit Kriegsausstattung begnügen muß. Manch unbekanntes Exlibris bekommen wir zu sehen, wobei man sich freilich manchmal fragen muß, ob nicht dies oder jenes besser weggeblieben wäre. Doch wir wollen mit dem Herausgeber nicht rechten, der Wert des Buches wird damit nicht herabgemindert. Daß die Inhaltsangabe wieder nach den Namen der Besitzer und den Namen der Künstler getrennt ist, ist sehr dankenswert. Am.

Damen-Brevier. 1920. Fritz Gurlitt Verlag, Berlin. Illustriert. 178 Seiten 8°. Preis 6 Mark.

Ein prickelnd-kapriziöses Büchelchen, etwas für Feinschmecker oder vielmehr Feinschmeckerinnen, denn es ist ja ein Damen-Brevier. Schon das geschmackvolle Umschlagbild von Scheurich ist bezeichnend für den Charakter des ganzen Almanachs.

Der Inhalt — nach der literarischen wie nach der bildkünstlerischen Seite hin — ist zwar bunt, aber dabei fein abgestimmt. Es kann hier natürlich nur einiges aus dem reichen Inhalte herausgegriffen werden. Felix Poppenberg z. B. plaudert von den Ahnen des Rosenkavaliers. Hm. Recht pikant — sogar für Damen recht pikant. Nun, Poppenberg kannte sein Publikum und wußte, was er ihm bieten durfte. Eines muß man ihm aber auf alle Fälle lassen: Seine Art der Darstellung ist glänzend, das gilt auch für die anderen beiden Plaudereien, die er beigesteuert hat. Interessant ist Barchans Aufsatz über Somows, des feinsinnigen russischen Malers, Frauen. Herbert Eulenberg ist mit 2 Skizzen („Afred Nobel", „Henny Porten") vertreten. Eine peinliche Art von Quälerei bereitet einem aber der mit „Munkepunke" gezeichnete Aufsatz: Essen und Tafeln. Eine Causerie über die erlesensten Tafelgenüsse etc. in einer Epoche, in der man sich kaum noch an der „bürgerlichen Kartoffel" sattessen kann, dürfte nicht ganz zeitgemäß sein. Christof Spengemann spricht über die Fresken Martel Schwichtenbergs im Hause Bahlsen, Ola Alsen über die Modesilhouette des Jahres u. s. f. w.

Der Bildschmuck des Breviers ist mannigfaltig und mit gutem Geschmack ausgewählt. Von den zahlreichen Künstlern, die in diesem Almanach mit Bildern vertreten sind, seien nur die folgenden genannt: Schott, welcher den Bildschmuck für den Kalender beigesteuert hat, Hans Thoma, Paul Scheurich, Wilhelm Leibl, Konstantin Somow, Max Pechstein, Lovis Corinth.

Bei der Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit dieses Buches dürfte ein jeder, der es in die Hand nimmt, auf seine Kosten kommen. Ju.

Almanach der Rupprechtpresse auf das Jahr 1920. Hrsg. von Rudolf von Delius im Verlage von Walther C. F. Hirth. München. Illustriert. 68 Seiten. 8°.

Außer einem originellen Kalendarium gibt dieser Almanach eine Übersicht über die in den Jahren 1918 und 1919 aus der Rupprechtpresse hervorgegangenen Drucke und einige Proben aus ihnen. Der hohe Preis der Werke zeigt an, daß es sich hier um Liebhaber- oder — wie man jetzt sagt — Luxusdrucke handelt. Sie dienen aber darüber hinaus einem viel höheren und wertvolleren Zwecke: Die Bücher sollen — wie F. H. Ehmcke im Pronunciamento sagt — die Massenarbeit dadurch veredeln helfen, daß sie „ihr in kleinem Kreise als Maßstab ein höchst erreichbares Ziel" voranstellten. Die Titel der bisher erschienenen acht Bücher („Luise von Voß"; „Hegel in seinen Briefen" usw.) legen genugsam Zeugnis dafür ab, daß hier ernste

Bestrebungen vorliegen, die nicht nur gebilligt werden können, sondern von jedem Einsichtsvollen mit Nachdruck unterstützt werden müssen, um somehr, als sie ein wirksames Gegengewicht gegen den gefährlichen Luxusdruckkitsch (vornehmlich erotischer Art) einiger anderer Verleger bilden können. Ju.

Fliegel, Maria, Die Dombibliothek zu Breslau im ausgehenden Mittelalter. Inaug.-Diss. z. Erl. d. Doktorwürde der Hohen Philos. Fakultät d. Schles. Friedrich-Wilhelms-Univ. zu Breslau. Breslau 1919. 61 SS. 8. S.-A. aus der Zeitschrift d. Ver. f. Geschichte Schlesiens Bd. 53.

Bibliotheksgeschichtliche Untersuchungen erfreuen sich neuerdings in Deutschland wachsender Beliebtheit und werden mit Recht auch für Doktordissertationen gewählt. So erschien — um nur einige ganz neue zu nennen — 1916 die tüchtige Haller Dissertation von Jos. Theele über die Handschriften des Benediktinerklosters St. Petri zu Erfurt (gesondert und in den Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens. N. F. VI 347—371, 457—479; der größte Teil der Abhandlung steht noch in Aussicht) und nun die Breslauer von Maria Flügel.

Die alte Domkapitelsbibliothek in Breslau ist 1632 zu Grunde gegangen. Daß man sich trotzdem ein anschauliches und lehrreiches Bild von ihr machen kann, verdanken wir fast ausschließlich einem sehr sorgfältigen Kataloge von 1615, der in guter Ordnung nicht nur über Signatur, Inhalt, Format und Aufbewahrungsweise der Drucke und Handschriften, sondern auch über die einzelnen „Emptores" d. h. in diesem Falle Käufer oder Schenker oder Vorbesitzer, unterrichtet und in dieser Rubrik bis ins 14. Jahrhundert zurückführt. M. Fliegel ist mit Umsicht und Fleiß den Angaben nachgegangen. Auszusetzen an ihren Darlegungen habe ich eigentlich nur, daß sie unzutreffende Bemerkungen über mittelalterliche Bibliotheksverhältnisse gemacht hat. Das „bunte Durcheinander der mittelalterlichen Bücherfolge, die sich bestenfalls damit begnügte, die theologischen Werke an den Anfang, die philosophischen an den Schluß zu setzen," ist durchaus nicht typisch für die mittelalterlichen Kataloge. Aus allen Jahrhunderten von der karolingischen Zeit, besonders aber seit dem 13. Jahrhundert haben wir viele wohlgeordnete Verzeichnisse, die z. T. so genaue Beschreibungen der Handschriften geben, daß in der Kartellkommision für die Herausgabe der mittelalterlichen Bibliothekskataloge bereits Zweifel laut geworden sind, ob man alles drucken soll. Entgegen der Behauptung von S. 16 ist Nummerierung der Bücher und deutliche Bezeichnung der Verfasser schon vor 1500 ganz und gar nicht selten. Es gibt Kataloge (z. B. von der Erfurter Kartause) mit langen bio-bibliographischen Mitteilungen über die vorkommenden Autoren.

M. Fliegel hat nur spärliche Reste der alten Breslauer Dombibliothek in Breslau, Dresden, Görlitz, Upsala und Warmbrunn nachweisen können. Leider vermochte ich ihr, als sie mich vor der Drucklegung um Rat fragte, keine wesentliche Hilfe bei ihrem Nachforschen nach den Beständen zu leisten. Jetzt aber kann ich auf die Gräflich Nostitz'sche Majoratsbibliothek zu Prag hinweisen, die Dank den beiden Grafen Nostitz († 1631 und 1644) eine beträchtliche Anzahl von gedruckten und handschriftlichen Büchern aus Schlesien und der Lausitz erhalten hat. Darunter befindet sich mindestens 1 Codex der Breslauer Domkapitelsbibliothek: Ms. A 5 mit vielen juristischen Traktaten von Bartolus, Baldus, Johannes de Lignano, Bartholomaeus de Saxoferrato, Jacobus de Altaripa, Antonius de Butrio, Angelus de Ubeldis u. a., eine Papierhandschrift des 15. Jahrhunderts mit 2 Wappen und dem Herkunftsvermerk (Fol. 1) Ecclesia(e) cathedralis Wratislaviensis.[1] Der Vorbesitzer *Nicolaus Schultz de Olsnamaiori* (Oels), *s. Johannis et collegiate s. crucis Wratislaviensis ecclesiarum canonicus*[2]), der den Band ganz oder zum Teil mit eigener Hand während seines Studiums 1462/63 in Bologna schrieb, ist keine gänzlich unbekannte und bedeutungslose Persönlichkeit gewesen; 1461 in B. immatrikuliert — wir haben noch ein ihn betreffendes Studienzeugnis — wurde er 1463 Procurator der deutschen Nation an der Universität B. und schaffte das kostspielige Prandium bei den alljährigen Procuratorwahlen ab, um es durch die schon früher gebräuchlichen, einfacheren und billigeren Kollationen zu ersetzen. Am 24. Januar 1464 errang er sich die Würde eines Decretorum Doctor Bononiensis, als solcher erscheint er auch im Gedenkbuch der Anima in Rom. 1468 kommt er als Administrator der Breslauer Kirche, 1472—1482 als Cantor des Breslauer Doms und mit noch anderen Würden schlesischer Kirchen vor. Vielleicht stammt aus seinem Besitz mehr als ein Band, der einstmals in der Breslauer Dombibliothek war. Darüber vermag hoffentlich M. Fliegel in einer Fortsetzung ihrer Studie Auskunft zu geben.

Daß in Breslau selbst noch mehr Bücher der Dombibliothek erhalten wären, als sie bisher festzustellen vermochte, hat die Verfasserin selbst vermutet (S. 56 und 61). Diese Ansicht läßt sich durch eine von ihr wohl übersehene Bemerkung R. Peipers[1]) stützen, in der vom Rehdig. S. IV. 3a 48 saec. XIV als einem Codex der alten Dombibliothek gesprochen wird. Um so mehr ist zu bedauern, daß M. Fliegel nicht wenigstens die Handschriften mit Hilfe des von ihr behandelten Katalogs geprüft zu haben scheint.

Paul Lehmann.

Almanach der Bücherstube. 1920. München. 1919. Horst Stobbe Verlag. kl. 8°. 78 Seiten.

Zum zweitenmal erscheint der Almanach der Bücherstube; und wieder können wir sagen: er ist eine erfreuliche Erscheinung unter den zahlreichen deutschen Almanachen. Trotz der Not der Zeit, die auch für unsere Bücherwelt eine wahre Not ist, liegt er wieder in recht ansprechender Form vor uns. Klaus Richter, Walter Teutsch, Karl Thylmann, Max Slevogt, Karl Walser, Otto Wirsching sind je mit einem Bild vertreten. Für das Buchwesen sind von Interesse die Aufsätze: „Wesen und Bedeutung der modernen Pressen" von Günther Hildebrandt, „Die Kunstbücher des Jahres 1919" von Ulrich Christoffel, „Illustrierte Bücher des Jahres 1919" von Heinrich Jost. Für kommende Jahre wird uns „eine wesentliche Erweiterung des Umfanges" verheißen, der jeder Bücherfrennd mit Freude entgegensehen wird. Am.

Jahrbuch deutscher Bibliophilen für 1919/20. (Deutscher Bibliophilen-Kalender.) 7. Jahrgang. Herausgegeben von Hans Feigl. Wien 1919. Verlag von Moritz Perles. 8°. 164 S.

Die Druckerei Christoph Reisser's Söhne-Wien hat mit dem neuen Jahrbuch wieder gezeigt, was sie kann. Die Ausstattung ist vortrefflich, wenn auch Manchem mancher Buchstabe der Steiner-Prag-Schrift nicht ganz gefallen mag. Auch inhaltlich bringt der Jahrgang wieder alles mögliche. was weitere Kreise interessiert. Julius Zeitlers „Bibliophile Wünsche" sind zum Teil, allerdings nur im Manuskript schon erfüllt, wenn man nur die richtigen Quellen weiß, soweit es sich um die Bibliographie handelt, die im Deutschen Museum für Buch und Schrift zu Leipzig weithin schon bearbeitet ist und nur gedruckt zu werden braucht, zum Teil werden sie bald erfüllt werden, insbesondere was die Hypnerotomachia Polifili betrifft. Im übrigen findet der Bibliophile wieder viel Material, das ihm recht erwünscht ist. Bei der „Jahresrundschau empfehlenswerter Bücher" wird mancher Bücherfreund die Preise vermissen, die er oft gern wissen möchte. Das Jahrbuch ist ein wertvoller Beweis dafür, daß auch in Wien sich wieder reges buchgewerbliches Leben zeigt. Am.

Rolf Winkler, Der Riese Mugel. Ein Märchenbilderbuch mit 16 farbenprächtigen großen Bildern; Text bearbeitet von Paul Gärtner. (Franz Schneider, Verlag, Berlin-Schöneberg und Leipzig). Gebd. 12 Mark.

[1]) Vgl. J. V. Simák, Die Handschriften der Graf Nostitz'schen Majoratsbibliothek in Prag, P. 1910, S. 5—10.

[2]) Vgl Pfotenhauer in der Zeitschrift d. Ver. f. Geschichte u. Altertum Schlesiens XXIX (1895) S. 268 f. u. Gustav C. Knod, Deutsche Studenten in Bologna, Berlin 1899, S. 511.

[1]) Archiv für Literaturgeschichte VII (1874) S. 416.

Die Geschichte, wie die hochnäsige Königstochter durch den Riesen Mugel zur Vernunft gebracht wird, ist recht reizvoll erzählt. Das Wertvollste an diesem Buche sind aber die Bilder, über welchen ein echter Märchenzauber ausgebreitet liegt. Die Drolerie, mit welcher der gutmütige Mugel, dieser „Schlanggl," wie man in Oberbayern sagt (die Vorgänge der Erzählung spielen sich dort ab), dargestellt ist, ist köstlich. Das Märchenbuch kann warm empfohlen werden; denn es ist eine Angelegenheit von großer Tragweite, daß unsere Kinder künstlerisch hochwertige Märchenbilderbücher in die Hand bekommen, auf daß ihr Geschmack beizeiten in die richtigen Bahnen gelenkt werde. — Der Preis des Buches ist im Verhältnis zur heutigen Teuerung mässig zu nennen. lu.

Warstat, Dr. Willi, Die künstlerische Photographie. Ihre Entwicklung, ihre Probleme, ihre Bedeutung. 2. verb. Aufl. Leipzig, Teubner 1919. 84 S. und 12 Tafeln. ANGW 410.

Die Anerkennung, welche die Photographie als Dokumente schaffende Technik im Dienste der Wissenschaft stets gefunden hat, ist ihr oft versagt worden, wenn sie mit dem Anspruch künstlerischen Wirkens auftrat, indem man ihr die auf wissenschaftlichem Gebiet unerläßliche *„gegenständliche Treue"* als Haupthinderungsgrund künstlerischer Gestaltung vorhielt. In der Überwindung dieser unkünstlerischen Grundlage besteht denn auch die Aufgabe der künstlerischen Photographie und so ist „die ganze Geschichte der künstlerischen Photographie nichts anderes als eine Geschichte des Ringens mit einer unkünstlerischen Technik um die Möglichkeit künstlerischen Persönlichkeitsausdruckes." (S. 12.)

Von der Mitte des 19. Jahrhunderts an bis in die neunziger Jahre steht die Photographie ständig vor der Frage: Kunst oder Handwerk? um im letzten Jahrzehnt die Blütezeit der künstlerischen Photographie vorzubereiten, die der Verfasser um 1900 ansetzt, nachdem die Technik des Gummidrucks soweit gediehen war, daß dieser als die vorzüglichste Waffe gegen die „gegenständliche Treue" des photographischen Verfahrens eingesetzt werden konnte. Um die Hamburger Brüder Th. und O. Hofmeister, denen es gelang, dem Gummidruckverfahren immer neue Seiten abzugewinnen, bildete sich eine ganze Schule, die den planmäßigen Arbeiten der beiden Führer nacheiferte.

Die Probleme, die sich der künstlerischen Photographie bieten, teilt der Verfasser in solche allgemeiner Art (Unschärfe, Retusche usw.) und solche gegenständlicher Art. Bei diesen drängt sich zunächst die Raumgestaltung auf, wobei für freien Raum und Innenraum die besonderen Gesetze aufgezeigt werden; dann sind es die Formgestaltung, die hinsichtlich der Bildnisphotographie und die Bewegungsgestaltung, die für das Figurenbild untersucht werden und schließlich wird die Frage der Tonwerte und und Farben erörtert, womit diese Einführung in das Wesen und Wirken der künstlerischen Photographie ihren Abschluß erreicht.

Ein letztes Kapitel handelt vom Kulturwert der künstlerischen Photographie im Hinblick auf ihre kunsterzieherische und künstlerische Leistung und ihre Stellung in der Öffentlichkeit.

Das Buch ist ein klar und gut geschriebener Wegweiser für jeden, den die Probleme des künstlerischen Photographierens reizen, und ist sowohl dem ausübenden Lichtbildner zu empfehlen als dem, der sich über Grenzen und Bedeutung dieser Kunstübung klar werden will. H. G.

Uebe, F. Rudolf. Künstler-Zeichen. Zusammenstellung von 456 Zeichen deutscher und ausländischer Reklamekünstler. (Handbücher der Reklamekunst II.) Charlottenburg 1918. Verlag Das Plakat. kl. 8°. 51 S. 5 M.

Von den „Handbüchern der Reklamekunst" ist das 2. Heft erschienen. Viele werden es dem Verfasser danken, daß er die mühevolle Arbeit sich nicht hat verdriessen lassen, ein solches Verzeichnis herzustellen. Es war längst ein Bedürfnis, zumal das bis jetzt vorhandene nur 4-seitige Blatt mit Künstlerzeichen, das bisher allein Auskunft oder auch keine Auskunft gab, nicht mehr zu kaufen war. Daß das Buch gut ausgestattet ist, braucht nicht gesagt zu werden. Es genügt hierfür die Angabe, daß der Plakatverein es herausgab. Einen Wunsch freilich habe ich an das Buch: es ist ein glänzendes Nachschlagewerk, aber leider ohne Adressen der Künstler. Welchem Land der einzelne Künstler angehört, ist für die allermeisten Fälle ja klar; *Wohnort* und *nähere Wohnungsangabe* wäre sicher Vielen außerordentlich erwünscht gewesen. Am.

Hupp, Otto. Wider die Schwarmgeister! 3. Teil. Zu den neuen Staatswappen. Zum Wappengebrauch der Städte und der Bürgerlichen. Der Runenstar. Hantgemal und Wappen. München 1919. Max Kellerers Verlag. 8°. 96 S. 8 M.

Es ist eine wahre Freude, die Ausführungen Hupp's zu lesen. Mit einer Lebendigkeit sondergleichen geht er wiederum dem Stoffe zu Leibe und zeigt, wie er von Grund aus Fachmann ist. Mancher Dilettant dürfte, wenn er die unschätzbaren Ausführungen Hupp's gelesen hat, sich dessen bewußt werden, daß zum Verständnis solcher Dinge doch mehr gehört als blosses sich interessieren. Was er über das neue Staatswappen schreibt, ist uns aus der Seele gesprochen: „Der neuen Zeit ein neues Kleid! Schwarz war der Adler der Imperatoren; golden wie der junge Morgen erstrahle ihr nun der Adler des Volkes auf schwarzem Felde!" Auch sonst ist so viel Beherzigenswertes in dem Buche, daß wir ihm einen recht weiten Leserkreis wünschen, insbesondere auch unter denen, die sich für Wappenkunde und was mit ihr zusammenhängt, interessieren. Am.

Kutzer, Ernst. Hans Wundersam. Ein Wintermärchen. Verse von Rudolf Holst. Leipzig 1919. Alfred Hahns Verlag. 4°. 7,50 M.

Noch rechtzeitig zu Weihnachten ist dieses neue Kinderbuch erschienen, das trotz aller Hemmnisse, die dem farbigen Kinderbuch jetzt im Wege stehen, in einer Ausstattung auf den Markt kommt, die vollauf befriedigt, und deshalb mit Recht viele Freunde gewonnen hat, sodaß sofort eine zweite Auflage erscheinen mußte. Wir kommen auf das Buch in einer späteren Zusammenstellung guter Kinderbücher noch zurück. Am.

Inhaltsverzeichnis

Herausgeber: Deutscher Verein für Buchwesen und Schrifttum — Verantw. Schriftl.: Prof. Dr. Albert Schramm, Leipzig.
Heinrich Schmidt, Ostrau i. Sa.

ZEITSCHRIFT DES DEUTSCHEN VEREINS FÜR BUCHWESEN UND SCHRIFTTUM

Nr. 3/4 MÄRZ/APRIL 1920

Die Erfindung der Schrift.

Von Universitätsprofessor Dr. WILHELM UHL in Königsberg.

I.

Wer hat die Schrift erfunden? — Eine bange Frage! Wer gibt die Antwort?

Prometheus stiehlt dem Zeus[1]) das Feuer und bringt so der Menschheit (mit anderen Künsten[2]) die optische Telegraphie, das Fanal. Im Agamemnon des Aischylos ist das „Lauffeuer" gleich anfangs erwähnt[3]); der Wächter harrt des Signals, das ihm den Fall von Troja verkünden soll. In der Urzeit scheint man vielleicht auch Knochen statt der Fackeln verwendet zu haben[4]).

Prometheus rühmt sich, die „Flammenzeichen versinnbildlicht" zu haben[5]). Dies hing jedoch mit dem Opferdienste zusammen[6]).

[1]) Oder vielmehr dem Hephaistos. Vgl. im Allg. Julius *Caesar*, Der Prometheus des Aeschylos. Marburg 1860.

[2]) Aischylos, *Προμηθεύς δεσμωτής*, *Prometheus Vinctus* 257: *ἀφ' οὗ γε πολλὰς ἐκμαθήσονται τέχνας* (Citate nach Adolph *Kirchhoffs* Ausgabe d. Tragödien, Berlin 1880).

[3]) Vers 8: *καὶ νῦν φυλάσσω λαμπάδος τὸ σύμβολον*.

[4]) *Prom. Vinctus* 498 f: . . ., *καὶ μακρὰν ὀσφῦν* (Hüftbein) *πυρώσας* . , , . .

[5]) *P. V.* 500. f.: . . *καὶ φλογωπὰ σήματα ἐξωμμάτωσα* . . . . (Dieselbe Stelle).

[6]) G. [eorg] F. [riedrich] *Schoemann*, Des Aischylos Gefesselter Prometheus. Greifswald 1844, S. 308 f., erinnert an die *ἔμπυρα σήματα* bei Apollon. I, 145 und vergleicht Siebelis zu Philoch. fr. p. 101. —. Die Knochen waren hier offenbar noch mit dem Fleisch bekleidet und wurden auf dem Altare verbrannt. Also zu Orakelzwecken; man denke an die Runen.

Von ganz anderer Art waren die berüchtigten *σήματα λυγρά*, Ilias 6, 176. Vater Homer erzählt uns hier die Geschichte eines Uriasbriefes (Vers 155—183). Proitos, Herrscher von Argos, sendet Bellerophon, den Sohn des Glaukos, zum lykischen König Jobates (dem Schwiegervater des Proitos), mit jenen Unglückszeichen. Anteia, des Jobates Tochter, hatte nämlich den Bellerophon bei ihrem Gatten Proitos verleumdet (das uralte Potiphar- und Phaidra-Motiv). Jobates selber will aber den Bellerophon nicht umbringen, ebenso wenig wie Proitos, sondern beauftragt ihn mit der Bekämpfung des Ungeheuers Chimaira; welches jener nun erlegt.

Über die Beschaffenheit der Unglückszeichen ist man sich immer noch nicht klar. Diese Frage hat bereits eine umfangreiche Literatur ins Leben gerufen[1]). Die äußere Art der Übersendung ist

[1]) Daß es sich an der erwähnten Stelle noch nicht um Buchstabenschrift gehandelt habe, darin scheint man einig zu sein. (Entscheidend ist der Singular *σῆμα* [*κακόν*] 176 [178]; vgl. *δεῖξαι* [179].) Der ganze Vers 169 *(γράψας ἐν πίνακι πτυκτῷ θυμοφθόρα πολλά)* könnte, als Glossem, athetiert werden. — Literatur bei *Ameis-Hentze* II[2], Lpz. 1882, 118 ff.; bes. 149 ff. — Schon Friedr. Aug. *Wolf*, Prolegomena L XXXII ff., hielt einen Brief *(epistola)* für ausgeschlossen —, Plinius, Nat. Hist. XIII, 11, erklärte *πίναξ* durch *codicillus* (vgl. *δελτός*; tabellae, pugillaris); . . . kleine Holzbretter mit Wachs überzogen und so mit metallenen Griffel beschrieben). *Bentley-Ribbeck* . . . Briefe des Phalaris. Lpz. 1857, 532.

keineswegs als besonders alt hingestellt; es wird vielmehr die bekannte Form des Diptychons gewählt[1]). Offenbar scheint die naive Erzählung bei Homer schon ganz in ein „modernes“ Gewand eingehüllt zu sein. Jedesfalls haben wir also keine Feuerzeichen mehr vor uns. Historischer aber wäre es wohl, wenn ein Botenstab mit Chiffernschrift genannt wäre. Noch heutiges Tages ist diese Art des Gedanken-Austausches bei Naturvölkern bekannt. In Ostpreußen ist der sogenannte „Schulzenstock“ ein Überrest dieser Einrichtung. Die Dorfbewohner empfangen so am schnellsten die Mitteilungen des Oberhauptes, da der Stock von Hand zu Hand wandert. Auch die Diplomatie bedient sich ähnlicher Mittel, zum Schutze gegen die Entzifferung von Seiten Unberufener. Der Empfänger ist im Besitze des richtigen „Schlüssels.“ Die Schriftsysteme werden zweckmäßig oft gewechselt. Auch gibt es noch besondere Vorsichtsmaßregeln, wie z. B. die Anwendung eines Riemens, der um den Stab herumgewickelt wird und so erst die Lesung der Schrift ermöglicht. Einrichtung und Dimensionen des Stabes, wie auch des Riemens, sind natürlich nur dem Absender und dem Adressaten bekannt.

Die Verwendung *mehrerer* Schnüre (oder Riemen), die durch Farbenkontraste noch besonders differenziert sind, liegt vor beim altperuanischen „Quippu“[2]) oder „Quippo“. Ähnlich merken sich unsere Müllerknechte heute noch die Zahl der abgelieferten Getreide- oder Mehlsäcke durch Knoten, welche sie in ein Seil hineinknüpfen. Der Knoten im Taschentuch: — das einfachste mnemotechnische Hilfsmittel!) Auch diese Art der Gedankenvermittlung könnte man schon als Schrift bezeichnen; aber wer ist ihr Erfinder? Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß bei der Unendlichkeit des Zeitraumes, welchen die Entwicklung der Kunst des Schreibens beanspruchte, von einem „Erfinder“ überhaupt keine Rede mehr sein kann. Zumal da die Vorgänge sich in prähistorischer Zeit abspielten. Aber selbst die „Entdeckung“ Amerikas, wie auch die „Erfindung“ des Schießpulvers oder der Buchdruckerkunst (einer Weiterbildung des Schreibens), sind nur schulmäßige Begriffe. So ist denn, selbstverständlich, Prometheus nirgends ausdrücklich als Erfinder der Schrift bezeugt; ebensowenig Proitos! Wenn wir aber, nach Menschenart, bestimmte Persönlichkeiten fixieren wollen — und seien es auch nur mythische —, so werden wir uns an jene beiden Namen anklammern müssen. Auch Columbus, Berthold Schwarz und namentlich Faust (irrtümlich für Fust, einen der Kapitalisten Gutenbergs eingesetzt,) wurden ja bald zu legendarischen Figuren gestempelt.

Als die ältesten Dokumente menschlicher Verständigung werden jetzt wohl mit Recht (ziemlich allgemein) die bemalten Kiesel von Mas d'Azil angenommen, welche aus dem Azulien stammen[1]). Jünger (quartär?) sind ganz bestimmt die Tierbilder in den Höhlen der Dordogne[2]). In diesen Zeichnungen tritt neben dem Erinnerungs- (oder Zauber-?) Motiv zweifellos bereits ein künstlerisches Moment zu Tage, welches allerdings auch auf jenen Kieseln schon beobachtet werden kann. Vielleicht war jenes homerische *σῆμα* ein solcher Kiesel?

Dieses Moment scheint dagegen bei den Tierhautmalereien, resp. = zeichnungen der nordamerikanischen Indianerstämme etwas in den Hintergrund zu treten; gemäß dem praktischen Sinne der Jägervölker. (Aber vielleicht ist das nur unsere subjektive, unmaßgebliche Ansicht; auch jene Urzeit-Künstler in der Dordogne waren ja Jäger.) Am bekanntesten ist wohl die Botschaft, welche die *Chipeway*-Indianer (an der Hudson-Bai; auch Tschippewa-etc. geschrieben) noch um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts an den Präsidenten in Washington sandten[3]). Sofort allgemein ins

[1]) Ilias 6, 168—170: *πέμπε δέ μιν Λυκίηνδε, πόρεν δ'ὅ γε σήματα λυγρά, γράψας ἐν πίνακι πτυκτῷ θυμοφθόρα πολλά, δεῖξαι δ'ἠνώγει ᾧ πενθερῷ ὄφρ' ἀπόλοιτο. Ed.* Aug. *Nauck* I, Berlin 1877.) — Vgl. dazu Theodor *Birt*, Das antike Buchwesen, Berlin 1882, 433[3]; O.[skar] *Weise*, Schrift und Buchwesen in alter und neuer Zeit. 4. Aufl. Lpz. 1919, S. 23. Abbildung. (Aus Natur und Geisteswelt, Nr. 4.)

[2]) Farbige Abbildung bei Richard *Andree*, Ethnographische Parallelen und Vergleiche (I), Stuttgart 1878, S. 196/97; desgl. bei M. Philippe *Berger*, Histoire de l'écriture dans l'antiquité. Deuzième édition. Paris 1892, S. 6/7. (Auf dem Schmutztitel der Druckfehler MDCCCCXII.)

[1]) Vgl. Th. W. *Danzel*, Die Anfänge der Schrift. Leipzig 1912; Tafel XVI. —. Farbige Abbildung bei Dr. Hugo *Obermaier*, Der Mensch der Vorzeit. (Der Mensch aller Zeiten I.) Berlin-München-Wien o. J. (1911/12), Tafel 13; Seite 216/17.

[2]) Häufig abgebildet; z. B. bei Adolf *Stiegelmann*, Altamira. Ein Kunsttempel des Urmenschen. (Naturwissenschaftliche Streitfragen Heft 10.) Godesberg bei Bonn 1910. (Keplerbund. Mit 10 Tafeln, meist bunt.)

[3]) Vgl. im Allgemeinen: Theodor *Waitz*, Die Anthropologie der Naturvölker. 4 Bände. Leipzig 1856—65. — *Ders.*, Die Indianer Nordamerikas. Leipzig 1865. — John *Lubbock*, Die Entstehung der Civilisation . . . (Deutsch von A. *Passow*.) Jena 1875, S. 37—46; Karl *Weule*, Leitfaden der Völkerkunde. Mit Bilderatlas. Leipzig 1912. (Auf den Tafeln ist ein reiches Anschauungs-Material dargeboten, auch für die Geschichte der Schrift.)

Auge fallend ist die große Ähnlichkeit, welche diese Figuren aufs Innigste mit den sogenannten *„Gaunerzinken“*[1]) einerseits, sowie mit den kindlichen Kritzeleien unserer Kleinen[2]) andererseits verbindet. Allen drei Gattungen gemeinsam ist namentlich die primitive Art, Einzahl und Mehrzahl zu bezeichnen. Also: „Mann“ = Einzahl; „Mann — Mann“ = Dual; „Mann — Mann — Mann“ = Trial usw. Genau ebenso wie hier die Schrift, arbeitete einst auch die Sprache; zu einer Zeit, als sich aus den Urwurzeln noch keine Stämme entwickelt hatten, und als es noch keine Prä-, In- und Suffixe gab. Vom Trial an (inklusive) ist dann die Mehrzahl später zusammengeschrumpft, versteinert. Ein Indianerbrief aber, der von 53 Dollars spricht, zeigt uns noch 53 kleine, kreisrunde Dingerchen; wobei die 3 von den 50 Dollars getrennt sind[3]). Die Anordnung ist reihenweise gegliedert, wie auf einem Zählbrett.

Dieses naive Prinzip geht machtvoll und konsequent durch die gesamte Bilderschrift (Piktographie). Das Bilderrätsel, der Rebus, welcher uns des Samstags in unseren illustrierten Familien-Journalen erfreut, hat eine uralte Geschichte und will verständnisvoll erfaßt sein[4]).

Die Entwickelung, der Übergang von der Bilder- zur Silben-, dann zur Lautschrift vollzieht sich in allen fünf Erdteilen nach gleichen oder doch ähnlichen Grundsätzen[5]). Ganz deutlich zeigt uns noch die Bilderfibel unserer Kinder, dieses uralte Lehrbuch der Menschheit, wie der stilisierte Anfangsbuchstabe zuerst die einzelne Silbe, später das vollständige Wort vertritt. Dies Prinzip erblicken wir in der versunkenen Kultur Süd-Amerikas (Mexiko, Peru), in der ägyptischen Hieroglyphenschrift, in der assyrischen und babylonischen Keilschrift. In Europa führt uns das phönikisch-kretische Alphabet über Griechenland und Italien zu den Runen der Skandinavier[1]).

Eine überall auftretende Eigentümlichkeit des Urschriftbildes ruht im Wesen der Besitzmarke[2]). Es ist die eingeritzte Privatbezeichnung, welche z. B. der Harpune des Walfischfängers sein Anrecht an der erlegten Jagdbeute sichert. Erweiterte Verwendung dieses praktischen Fetischismus schützt das Tempel-Eigentum vor fremden Eingriffen. So ruft dieses Totem des Clans dem frechen Eindringling ein warnendes „Tabu“! entgegen. Göttlicher Ursprung der Schrift ist daher eine ganz allgemeine Vorstellung.

Da jedoch Niemand über den Ursprung der Schrift etwas Genaues anzugeben weiß[3]), so dient dieser Umstand nur dazu, das geheimnisvolle Ansehen der Kunst zu erhöhen! Man hat wohl nach dem Erfinder gesucht, aber vergeblich.

Außer Prometheus und Proitos kommt, wie gesagt, kaum ein anderer Gott, Halbgott oder König in Betracht.

Man könnte allenfalls noch an *Daidalos* denken, den Patron der attischen Tischlerzunft. Seinen Namen hat er vom Schnitzen der hölzernen Götterstandbilder (*δαιδάλλω*)[4]), die dann bunt bemalt wurden. Er ist der Erfinder des Schreinergerätes (Axt, Säge, Bohrer, Wage)[5]). Da er auf Kreta

[1]) Über die Gaunerzinken vgl. jetzt besonders *Danzel* aaO. S. 123—129 (mit Literatur) und Tafel XXIX.

[2]) Als Beispiel pflegt man gewöhnlich anzuführen Max *Oberländers* humoristische, in den „Fliegenden Blättern“ erschienenen Zeichnungen: „Aus dem Schreibhefte des kleinen Moritz.“ — Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt, und umgekehrt! (Vgl. *Wundt*, Völkerpsychologie I[2]., S. 247 ff.)

[3]) *Danzel*, S. 143; Tafel XXX, Fig. II.]

[4]) Literatur über das Bilderrätsel bei *Danzel* S. 197[2]), der überhaupt stets *passim* zu vergleichen ist; wenigstens in diesem unserem ersten, allgemeinen Teile. (Wir werden später sehen, daß uns Danzel bei unserem eigentlichen Thema im Stiche läßt. Es kann und soll dies aber kein Vorwurf sein; weil ja unser Thema nicht im Plane Danzels lag).

[5]) Vgl. Dr. Karl *Weule*. Vom Kerbstock zum Alphabet. Urformen der Schrift, Stuttgart, Kosmos, 1915. (Mit Literatur und Abbildungen.)

[1]) Ludwig *Wimmer*, Die Runenschrift. Deutsch von Ferdinand *Holthausen*. Zuerst dänisch, Kopenhagen 1874). — Hermann *Schneider*, Der kretische Ursprung des „phönikischen“ Alphabets. (Nebst zwei andern Abhandlungen.) Mit einer Schrifttafel. Leipzig 1913.

[2]) Karl *Weinhold*, Altnordisches Leben. Berlin 1856. — Karl Gustav *Homeyer*, Die Haus- und Hofmarken. Berlin 1870. (Mit 44 Tafeln.) — Otto v. *Friesen*-Upsala, Artikel: „Runenschrift“ in Johannes *Hoops'* Reallexikon der Germanischen Altertumskunde IV, 1, Straßburg 1918, 5b—51b. Im Anschluß daran vgl. Michael *Tangl*, Deutsche Schrift. Ebenda I, Straßburg 1911—13, 395 — 402a. (Beide Artikel mit Literatur.) — Eduard *Sievers*, Schriftkunde. Paul's Grundriss I[2], 248 ff.

[3]) Vgl. den Artikel *„Schrift“* bei Dr. Robert *Forrer*, Reallexikon der prähistorischen, klassischen und frühchristlichen Altertümer. Berlin und Stuttgart o. J. (1907), 710a —716a.

[4]) *Pape-Benseler*, Wörterbuch der griechischen Eigennamen, 2. Aufl., Braunschweig 1884, 264a übersetzen: „Kunst.“

[5]) Friedrich *Lübker's* Reallexikon des klassischen Altertums; 8. Aufl. hg. von J. [ohannes] *Geffcken* und E. [rich] *Ziebarth*, Lpz. und Berl. 1914, 264 a. b. c. *Geffcken*. Vgl. L.[udwig] *Preller*. Griechische Mythologie II[3] (von E. *Plew*), Berlin 1875, S. 293—97.

das Labyrinth erbaut (für den Stier des Königs Minos), so könnte er mit dem phönikischen Alphabet in Zusammenhang gebracht werden. *(λάβρυς = πέλεκυς;* Axt, Beil.)

Zwei seiner Schüler geben uns ein warnendes Beispiel der bestraften Überhebung *(ὕβρις)*; ein Motiv, von welchem im zweiten Aufsaß noch ausführlich die Rede sein wird.

Sprichwörtlich geworden ist der mißglückte Sonnenflug des *Ikaros*[1]). Dieser war der Sohn des Daidalos; er gab dem Theseus den Ariadnefaden zur Befreiung der Knaben und Mädchen aus dem Labyrinthe. Sein Versuch, sich der Sonne zu nähern[2]), erinnert an den Frevel des Prometheus.

Talos[3]), Neffe und Lehrling des Daidalos, erfindet die Töpferscheibe und das Drechseleisen (den Hobel). Der eifersüchtige Meister[4]) stürzt ihn in Athen von der Akropolis, wofür Daidalos vom Areopag verbannt wird. *Δαιδάλου πτερά*, die „Unglücksflügel" waren sprichwörtlich *(Pape-Benseler 264b)*; das Wachs derselben schmilzt in der Sonnenglut. Wir können uns des Eindrucks nicht erwehren, als ob Daidalos auch seinen Sohn Ikaros, gleich dem Neffen Talos, absichtlich in den Tod geschickt habe, um sich seiner zu entledigen.

Als Erfinder der Töpferscheibe stand Talos übrigens wohl der Töpferzunft im *Κεραμεικός* nahe, die alljährlich vor dem Athenetempel ein Handwerkerfest feierte; den Fackellauf, dessen Stiftung im Satyrspiel des Aischylos[5]) behandelt ist. Die Töpferscheibe ist das Symbol des Sonnenrades.

Als dritter (oder fünfter) Anwärter kommt endlich noch *Merkur* in Betracht, der griechische *Ἑρμῆς*, der ägyptische *Thoth* oder *Theuth* (welchem der Ibisvogel heilig ist[6]). Über den Ägypter besißen wir mehrere Zeugnisse aus dem Altertum[7]).

[1]) *Pape-Benseler* 542: *Ἴκαρος* = „Schlegel, Hacker, Brethauer" (Zu *ictus*) Vgl. Dr. Hermann *Muchau*, Pfahlhausbau und Griechentempel. Jena 1910.

[2]) *Ovid*, Metam. 8, 183—235. Zu vergleichen ist aber die ganze Partie 157—259. *(Merkel.)*

[3]) *Pape-Benseler*, 1482 b: „Grünig" (Zu *θάλλα*) blühen.

[4]) Dasselbe Motiv in Wilhelm *Müllers* Gedicht: „Der Glockenguß zu Breslau." Ähnlich auch *Goethes* „Zauberlehrling."

[5]) *Προμηθεὺς ὁ πυρκαεύς* (der Feuerzünder). Ein Fragment bei *Hermann* nr. 219 = *Nauck* 207; überseßt bei *Droysen*[4], Berlin 1884, (209). Davon später.

[6]) *M. le Marquis de Fortia d'Urban*, Essai sur l'origine de l'écriture, . . . Paris 1832, S. 128—136.

[7]) *Plinius* N. H. 7, 56; *Diodor*, 1, 16; 3, 4. An der zweiten Diodorstelle wird jedoch die Urschöpfung der ägyptischen Schrift bezeugt.

Die Hauptstelle bietet uns aber schon der göttliche Plato, der im Phaedrus[1]) ihn bei Naukratis zu Hause sein läßt und ihm die Erfindung der Zahlen und der Rechenkunst, der Geometrie und Astronomie, der Schrift sowie zweier Arten der Spiele (Brett und Würfel) nach der Überlieferung zuschreibt. Theuth wendet sich mit seiner Erfindung *'γράμματα* (zu *γράφειν*, schraffieren) an den Gott Ammon, welcher ihn aber auf die Unvollkommenheit derselben hinweist: *οὔκουν μνήμης, ἀλλ' ὑπομνήσεως φάρμακον ηὗρες* (Also nicht für das Gedächtnis, sondern für die Erinnerung hast du ein Mittel erfunden). Plato läßt dann die beiden Unterredner des Dialogs diese Ansicht bestätigen. (Kap. 60)[2]).

Für Plato ist also (mit Recht) die Schrift nur Mnemotechnik, und diese wiederum nur ein Hilfsmittel der Erinnerung. Denn die Hauptsache, den *„Schlüssel"*, müssen wir *selber* beim Lesen mitbringen. Das Lesen ist die Entzifferung der Schriftbilder. Für diese Kombinationen bedürfen wir zunächst der eigenen Anschauung und Erfahrung. In der Tat ein philosophisches Problem, eines Plato würdig: — die primären Qualitäten des Cartesius, die transzendentale Apperzeption bei Kant und Fichte!

Lesen heißt demnach dechiffrieren. Unser Knoten im Taschentuch ist für Fremde, für *„Uneingeweihte"*[3]), unverständlich und somit zwecklos. Notwendig ist mindestens die Verabredung zwischen zwei Kontrahenten (Proitos und Jobates). Ein Dritter kann

[1]) Kap. 59 (Sokrates spricht). Kritische Ausgabe des Phaedrus von J. C. *Vollgraff* Leyden 1912. — Plato's Phaedrus und Gastmahl. Überseßt mit einleitendem Vorwort von K.[arl] *Lehrs*, Professor an der Universität zu Königsberg, Leipzig 1869.

[2]) *Sokrates*. Wer also glaubt, in einer Schrift eine Kunst zu hinterlassen, als könnte aus Schriften etwas Deutliches und Sicheres gewonnen werden, der dürfte voller Einfalt sein, und kennt gewiß die Prophezeiung des Ammon nicht, wenn er meint, geschriebene Worte dienten zu mehr, als den, der die geschriebenen Gegenstände schon weiß, zu erinnern.

Phädrus. Sehr wahr.

Sokrates. Denn die Schrift, Phädrus, hat dieses Wunderbare an sich und ist darin ganz der Malerei ähnlich. Auch ihre Gebilde stehen da, wie lebendig: befragst du sie aber um etwas, so schweigen sie vornehm. Ebenso die Bücher: . . . ., so bleibt ihr Ausdruck immer ein und derselbe.

[3]) Dieser heute halb scherzhaft gebrauchte Begriff ist jeßt nur noch verblaßt erhalten. Er hat einen tiefen Hintergrund, eine lange Vorgeschichte. Die *„harte Prüfung"* (auch dieser Ausdruck ist sprichwörtlich) der Adepten wird im zweiten Aufsaß behandelt.

unberufen wie er ist, nur in der Eigenschaft eines Detektivs hinzutreten.

Die beiden Großtaten unserer Wissenschaft, die Entzifferung der Hieroglyphen sowie der Keilschrift, sind also der Auflösung eines fremden Chiffernsystems vergleichbar, die etwa im Spionagedienst einer ausländischen Macht erfolgte. Das Eindringen in die Geheimnisse Anderer gilt als Indiskretion und ist nur der Diplomatie gestattet. Der Tempelraub des Prometheus vollzieht sich hier stets aufs Neue. Mit Schuldbewustsein ist das innere Erzittern der Seele, der elektrische Schlag des Götterfunkens, untrennbar verbunden[1]).

Dergleichen Gefühle mögen halb unbewußt, auch *Champollion* und *Grotefend* bewegt haben! Der König wird hier zum Diebe, oder umgekehrt. (*Platen*, Der Schatz des Rhampsinit.) „Ein Diadem erkämpfen, ist *groß;* es wegwerfen, ist *göttlich,*" läßt Schiller den Fiesko sagen (2, 19). „Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu tun," heißt es im Sprichwort. Dieses Bild ist wohl von den ägyptischen Pyramiden hergenommen.

Jean François Champollion, der Entzifferer der Hieroglyphen, starb 1832; er war zuletzt Professor am *Collège de France* zu Paris[2]).

Georg Friedrich Grotefend, der Entzifferer der Keilschrift, starb 1853; er war zuletzt Direktor des Lyzeums zu Hannover[3]). Gerade dieser Forscher ist der wahre „König der Könige"! Das Finderglück dieses jugendlichen Adepten, der 27-jährig, als angehender Pädagoge in Göttingen, bereits 1802 die entscheidende Wendung ersah, ist so recht eigentlich ein Symbol des göttlichen Kunstgenius.

[1]) „Wehe mir, was habe ich gesehen!" Mit diesem Klagerufe bricht der vorwitzige Jüngling, sein Haupt verhüllend, bewustlos zusammen. (Vgl. *Schiller's* Gedicht „Das verschleierte Bild zu Sais.")

[2]) Im Berliner Museum hängt sein Ölbild. — Vgl. Einleitung in ein ägyptisch-semitisch-indoeuropäisches Wurzelwörterbuch von Carl *Abel*, Dr. phil., Leipzig 1886. Adolf *Erman*, Berlin, Die Hieroglyphen. (Sammlung Göschen Nr. 608.) Berlin und Leipzig 1914. Zur ersten Einführung sehr geeignet. *Baedeker*, Ägypten ed. Georg *Steindorff*, Leipzig 1913. — *Walter Wreszinski*, Atlas zur altägyptischen Kulturgeschichte. Leipzig 1914.

[3]) Literatur bei Dr. Bruno *Meißner*, o. Prof. a. d. Universität Breslau, Die Keilschrift. Mit 6 Abbildungen. Berlin und Leipzig. 1913. (Sammlung Göschen *Nr.* 708.) Zur ersten Einführung sehr geeignet. — Eberhard *Schrader*, Die assyrisch-babylonischen Keilinschriften . . . Leipzig 1872. — Zwischen den Pyramiden, den Perser-Inschriften und dem Labyrinthe bestehen geheimnisvolle Beziehungen.

So treten diese beiden Forscher, schier ebenbürtig, jenen oben besprochenen fünf Anwärtern zur Seite. Man darf ohne große Übertreibung vielleicht behaupten: Champollion *„erfand"* die Hieroglyphen, Grotefend die Keilschrift. Denn Beide erweckten zuerst das von Plato geforderte Motiv der Erinnerung, das seit Jahrtausenden in jenen Schriftsystemen erloschen war, wieder zum Leben. So ließen sie die beiden Sprachen aufs Neue erstehen. In Wirklichkeit allerdings waren sie nur Nach-Erfinder, Entdecker; also mythologisch betrachtet Halbgötter. (Nach langer Zeit wird einst die Legende ihren Namen umranken.) Denn der eigentliche „Erfinder" der Schrift ist stets nur die Menschheit selber; kein einzelner Mensch. (Also mythologisch betrachtet, nur ein Gott! *Vox populi, vox Dei.)*

Das „magische Symbol" des Schriftbildes wirkt faszinierend auf den Beschauer und zwingt ihn, aus der eigenen Erinnerung das Nötige zu ergänzen. Champollions trilinguer *„Stein von Rosette"*[1]) (an der Nilmündung), *1799 aufgefunden, jetzt im Britischen Museum zu London,* zeigt uns, wie des Rätsels Lösung glückte. Besonders faszinierend sollte der Königsname (Ptolemäus) wirken; dieser war daher in dem schwarzen Marmor mit einem querliegenden, oblongen Rahmen umgeben. Vom (bekannten) Königsnamen ausgehend, deutete Champollion allmählich auch die übrigen Zeichen, indem er zum Vergleich das Hieratische heranzog (eine Zwischenstufe zwischen dem Hieroglyphischen und dem Demotischen[2]). Vor Champollion hatte sich schon der englische Naturforscher (Arzt) Thomas *Young* erfolgreich mit dem Stein von Rosette beschäftigt[3]). So nahm auch Grotefend[4]) bereits (zwanzig Jahre früher) vom persischen Königsnamen seinen Anfang.

[1]) Abbildung bei *Berger* aaO., S. 96/97 (Tafel 4). Dieser nur trümmerhaft erhaltene Stein, ein Edikt unter Ptolemäus Epiphanes enthaltend, ist in drei Sprachen abgefaßt: hieratisch (Bilderschrift), demotisch, griechisch.

[2]) *Erman* S. 11: „Am 27. September 1822 wurde der Pariser Akademie mitgeteilt, daß die Hieroglyphen entziffert waren."

[3]) Die Namen der übrigen um die Lesung der ägyptischen Bilderschrift verdienten Männer sind bei *Erman* aaO. aufgeführt.

[4]) *Meißner*, S. 7: Abbildung 1 und 2: Persische Keilinschrift des Darius(1) und des Xerxes(2). — Meißner nennt uns auch die auf Grotefend folgenden Forscher. (Man könnte sie die „kleinen" Könige nennen.) Unter ihnen ist namentlich der englische Offizier Henry *Rawlinson* bemerkenswert.

Die Schrift, das Schreiben ist eben durchaus eine königliche Kunst[1]). Der Priesterkönig spricht zur Ewigkeit! „Du sollst den Namen des Herrn Deines Gottes nicht unnüßlich führen; denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht." So ist auch der Gottesname Jahwes von einem Strahlenkranze umgeben. Das leuchtende Gottesauge im Pentagramm ist das Zeichen der Freimaurer[2]).

Nur der Hohepriester vermag ursprünglich die Schrift zu lesen. Er gibt dem Laien die Bilderrätsel auf, die nur erleuchtete Geister zu lösen im Stande sind. Erschwerend tritt hierbei das orientalische Prinzip des gänzlichen Vokalmangels hinzu. So heißt ägyptisch *suki* das Krokodil. Seine Figur wird aber nur durch die beiden Konsonanten *s* und *k* ausgedrückt; diese genügen. Koptisch *pat* (griechisch *πούς*, lat. *pes*) bezeichnet den Fuß. Das Bild eines Fußes entspricht aber nur dem Anfangsbuchstaben *p;* usw[3]). Im *Hebräischen,* und zwar in der sogenannten Quadratschrift, wird das Gerippe der Konsonanten nur vokalisch interpungiert. Solche Kenntnisse kann man sich entweder durch langes Studium erwerben. Oder aber man kann, wenn man vom Lehrgange der Adepten ausgeschlossen ist, sie durch List entwenden und sich heimlich aneignen. Wissen ist Macht![4])

Hermes, der griechische Theuth, ist der Gott der Diebe. Unter seinen vielen Patronaten kommt hauptsächlich dieses eine für uns hier in Betracht. (Er ist außerdem noch Schlaf- und Traumgott, Patron der Kaufleute, der Hirten, des Ölbaums und der Weiden sowie der Wege; endlich der schönen Redekunst.)[5]) Merkur erfand die Musik; er ist der Sohn des Zeus und der Maja. Eine Schildkrötenschale überzog er mit 7 Rinderdärmen und die Lyra war fertig. Als Bote der Götter trägt Hermes den geflügelten Stab, der gleichwie als Griffel des Schreibers, so auch als Taktstock des Dirigenten gedeutet werden kann.

Merkur, der Sohn des Zeus, hat einige Ähnlichkeit mit dem Lichtspender Prometheus, dem Sohne des Japetos. Hesiod nennt den Prometheus (Theogonie 614) *ἀκάκητα:* den „Wohltätigen", oder wie Johann Heinrich *Voss* übersetzt: den „Notaushelfer" (Hesiods Werke, ... Heidelberg 1806, S. 128; daselbst Vers 607 nach Vossens Zählung[1]). Früher leitete man wohl dies Wort von *κακός* ab, mit *α privativum,* jetzt wird es aber zu *acutus* gestellt, sowie zu *ἀκωκή, ἀκίς* Spitze[3]). Also der „Spitzige, Scharfsinnige, Listige." Dürfen wir hierbei an die Spitze des Griffels, des *stilus* denken *(πλῆκτρον)*[4])?

Denselben Beinamen *(ἀκάκητα)* führt nun aber auch Hermes, in dem sog. homerischen Hymnos, der ihm geweiht ist. Vgl. F.[riedrich] G.[ottlieb] *Welcker,* Griechische Götterlehre I, Göttingen 1857, S. 769. Daselbst zählt Welcker auch die übrigen Epitheta auf, welche Hesiod dem Prometheus beilegt: *ἐΰς; ἀγκυλομήτης; πάντων περὶ μήδεα εἰδώς* (Tage und Werke [= *ἔργα καὶ ἡμέραι*] 48. 50. 54). In der Theogonie wird er aber (außer *ἀκάκητα*) noch genannt: *πάντων ἀριδείκετ' ἀνάκτων; ποικίλος; αἰολόμητις; ποικιλόβουλος; πολύϊδρις.* Unter diesen vielen Beiwörtern ist namentlich *ποικίλος*, mit seiner wechselnden Bedeutung[5]) sehr bezeichnend. Dies

[1]) Ähnliche Beobachtungen macht man beim Studium der versunkenen südamerikanischen Kulturen (Mexiko und Peru). Besonders schwierig liegt der Fall *für China.* Hier sind bei *Weule* (Vom Kerbstock usw.) und *Danzel* die grundlegenden Forschungen von *Conrady* berücksichtigt; namentlich über das Gesetz der sog. *„Homophonie."* (Das Detail muß ich den Fachgelehrten überlassen. Hier soll mehr das Anthropologische betont werden, das bisher beim Schriftwesen fast gänzlich vernachlässigt wurde.)

[2]) Sarastro in Mozarts „Zauberflöte„ ist König der maçons.

[3]) Vgl. Dr. Ludwig *Schacht,* Über den Ursprung der Schrift und deren orthographische Verwendung besonders im Deutschen. — Programm der Realschule I. Ordnung zu Elberfeld 1867. (Berlin, Staatsbücherei, in *Ya* 7190. gr. 8°; nr. 11.)

[4]) Schreiber und Studenten Werden der Welt Regenten. (Altes Sprichwort.)

[5]) *Lübker,*[8] *Pauly-Wissowa; Preller* aaO.

[1]) Die Beziehungen der Musik zur Schrift, und umgekehrt, sind sehr beträchtlich. Von der Sphärenmusik des Mittelalters (*Goethe,* Faust I: Prolog im Himmel. Raphael, Die Sonne tönt *etc.*) bis zum afrikanischen Milieu der Zauberflöte zieht sich ein roter Faden, der Vielen bisher entging. Man achte nun stets darauf.

[2]) Den griechischen Text zitiere ich nach der Ausgabe von Wolf *Aly,* Hesiods Theogonie, Heidelberg 1913 (Kommentierte griechische und lat. Texte hg. von J.[ohannes] *Geffcken,* Heft 2).

[3]) Walther *Prellwitz,* Etymologisches Wörterbuch der griechischen Sprache [2], Göttingen 1905, S. 19. (Wurzel *ak* schärfen.)

[4]) Hugo *Blümner,* Technologie = („Terminologie der Gewerbe und Künste bei Griechen und Römern") IV, 2, Lpz. 1887, 526: „Die Steinmetzen führen auch die Bezeichnung *scriptor.*"

[5]) Prof. Dr. Hermann *Menge,* Taschenwörterbuch der griechischen und römischen Sprache. Teil I. Griech.-Deutsch. Berlin-Schöneberg o. J. [1903]. Sinn so: 1, bunt, gefleckt; (bunt) gestickt, auch bemalt, kunstreich gearbeitet oder verziert. 2. a) mannigfaltig, veränderlich, b) verwickelt u. vieldeutig, verfänglich, c) verschlagen, ränkevoll

ist ein treffendes Epitheton für den König des indogermanischen Kunsthandwerks, für den Schmied, der stets auch als listig gedacht ist. Wir sprechen nicht umsonst von einem „Ränkeschmied." Die Wielandsage ist heranzuziehen. Siegfried (= Arminius) tritt in der langen Gleichung auf: Agni (von welchem alsbald die Rede sein wird) = Prometheus = Siegfried = Baldur = Johannes (Patron der Freimaurer; sein Tag fällt auf den 24. Juni). Der Johannestag ist die Sonnenwende; an diesem Tage rollt die Töpferscheibe des Talos vom Gipfel der brennenden Berge, den sie bis dahin mühsam erklommen, langsam wieder zu Tal.

Γράφειν, ciselieren, ist im Grunde genommen die Tätigkeit des Schmiedes. Hier berührt er sich mit dem Steinmetzen; beide sind die Väter des Schreibers, der eigentlich ein Geistlicher ist (*κληρικός* = englisch *clerc*). Das Gemeinsame ist der Tempeldienst, die Ordensregel der Bauhütte mit ihren geheimnisvollen Bräuchen. Dies wurde bisher viel zu wenig berücksichtigt. Es läßt sich eben nur anthropologisch verstehen. Das Mönchskloster des Benediktiner-Ordens vereinigt in sich alle diese vielen Beziehungen. Das Schreiben ist eine harte, strenge und keusche Kunst (*ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται*).

Der Zauberstab des Prometheus ist das Pfriemen-, Gerten- oder Steckenkraut: *ὁ νάρθηξ, -κος*. In dem langen Stengel dieser Pflanze läßt sich das Feuer glimmend transportieren; so ward es entwendet. Lateinisch entspricht sachlich *ferula* — ae (zu *ferio, ferire* schlagen?[1]). Mit diesem Stecken wurden im alten Rom die Kinder und Sklaven gezüchtigt. *Orbilius plagosus* war der Schulmeister des Horaz. (Der „Bakel," von *baculus* Stab!)

(Fortsetzung folgt.)

[1]) Aber *Georges* I[7], Leipzig 1879, 2540: *fero;* eig. „das Geradeaufschießende." (Das e der ersten Silbe ist *kurz*, in *ferio* wie in *fero*.)

Die batakische Literatur.

Von Missionsarzt Dr. Winkler, früher Pea-Radja auf Sumatra.*)



Die Literatur der Batak auf Sumatra besteht — abgesehen von gelegentlichen Briefen — aus den auf Baumbast bezw. Bambusrinde geschriebenen Werken der Zauberdoktoren (datu).

Die Zauberbücher (pustaha, lopian) sind Sammlungen von Anweisungen für die Zubereitung und Awendung der Zaubermittel, der weißen und schwarzen Magie mit den dazu gehörigen Gebeten und Beschwörungsformeln, sowie Anleitungen zur Befragung der manigfachen Orakel. Wie aus der stereotyp sich wiederholenden Anrede hervorgeht, sind die pustaha zunächst als Kollegheffe des Schülers des datu gedacht, damit er die von den Vorfahren überkommene Lehre seines Meisters nicht vergesse.

Die pustaha sind hergestellt aus dem Bast eines Waldbaumes (hau alim), den man in möglichst langen Stücken vom Stamme ablöst. Die Rindenschicht wird zunächst mit einem Messer abgeschabt, danach wird der Bast mit einem Stück Bambus geglättet, die Innen- und Aussenfläche wird mit gekochtem Reismehl appretiert, sodaß der Bast beiderseitig beschrieben werden kann. In den sorgfältiger ausgeführten pustaha sind die Schriftzeichen auf farblosen, wie eingepreßt erscheinenden Linien geschrieben, die mit Hilfe eines Lineals (balobas) mit einem harten Bambusgriffel gezogen sind. Als Tinte (mangsi, sprich: maksi) dient eine schwarze Tusche, die aus dem kienigen Ruß verschiedener Arten Harz und dem Safte eines Baumes (haundolok ubor) bereitet ist. Ist die Tusche zu dünnflüssig ausgefallen, fügt man etwas süssen Palmwein hinzu, ist sie zu dickflüssig, versetzt man sie mit etwas Saft vom Zuckerrohr. Als Schreibstift (tahungan) dient ein Stäbchen aus Bambus oder auch Büffelhorn mit gespaltener Spitze und einer kl. Vertiefung am oberen Ende des Spaltes, zur Aufnahme der Tusche. Auch die tarugi genannten straffen Stäbchen der rosshaarartigen Faserbüschel der Zuckerpalme finden dafür Verwendung.

Die Zauberbücher sind mit Orakelfiguren und anderen stilisierten, vielfach rot ausgemalten

*) Kurz vor Kriegsausbruch 1914 für die Vorarbeiten für das „Deutsche Museum für Buch und Schrift" eingetroffener Beitrag, den wir auch gerne heute noch veröffentlichen, da wir glauben, den Freunden der Buchkunde damit einen Gefallen zu tun. Die Schriftleitung.

schwarzen Zeichnungen, Kopfleisten (bindu godang) und Abbildungen der bei der Ausübung der Zauberkunst nötigen magischen Figuren (radja, radjaradjaan) illustriert und nach Art der Leporello-Albums zusammengefaltet. Der Einband besteht aus einem Paar solider, zuweilen mit kunstvoller Schnitzerei verzierter Holzdeckel, die oft mit Reiskleister oder Saft von einem Kraut (rapot) oder auch Benzoëharz (Hamindjon, Weihrauch) auf die äußersten Blätter des Zauberbuches festgeklebt sind, während bei anderen pustahas Buch und Einbanddecke durch ein oder zwei Rottangbänder zusammengehalten werden.

Neben dem Baumbast dient vor allem der Bambus als Schreibmaterial und zwar der durch seine strohgelbe Rinde vorzüglich dafür geeignete bulu suraton (Schreib-Bambus). Hier muß die Schrift mit einem spitzen Messer eingeritzt werden. Auf Bambus geschrieben findet sich namentlich der der Tagewählerei dienende Kalender (porhalaan) des Zauberdoktors, doch auch andere Orakel, sowie Anweisungen zur Herstellung von Zaubermitteln und Beschwörungsformeln. Für die gewöhnlichen Briefe bedienen sich die Schriftkundigen gleichfalls des Bambus.

Für gewisse Orakel bietet auch die breite Büffelrippe eine geeignete Fläche zum Einritzen der Figuren und Schriftzeichen, seltener finden auch kleine Platten von Büffelhorn dafür Verwendung.

Mit der Einführung des Christentums hat die bataksche Literatur einen neuen Inhalt bekommen. Die christlichen Bücher sind zum Teil in der ursprünglichen Batakschrift gedruckt. Die Missionare der Rheinischen Missionsgesellschaft tragen Sorge dafür, daß die Kenntnis der eigenen Schrift dem Batakvolke erhalten bleibt.

Baron Hüpsch und Herzog Carl Eugen von Württemberg.

Von Prof. Dr. LÖFFLER-Stuttgart.

Eine Sehenswürdigkeit von Köln im letzten Teil des 18. Jahrhunderts war das Kabinett des Barons Hüpsch, eine reiche Sammlung von allerlei Merkwürdigkeiten und Seltenheiten. Wer nach Köln kam, suchte es auf, und Viele reisten bloß seinetwegen nach der alten Rheinstadt. Träger von Kronen zeichneten sich in das aufliegende Fremdenbuch ein und viele Fürsten des Geistes, darunter Goethe, berichteten davon.

Zu den Merkwürdigkeiten des Hauses gehörten nicht nur die ausgestellten Gegenstände, sondern auch die zwei Bewohner, der Besitzer mit seiner alten Haushälterin, einem wahren Faktotum, das die Besucher durch unerschöpfliche Wissensfülle verblüffte, wenn sie in Vertretung des Hausherrn die Führung durch die Sammlungen übernehmen mußte.

Hüpsch war ein Mann von ausgedehnten Kenntnissen, der sich in der Gelehrtenwelt nicht nur als Sammler, sondern auch durch eigene Forschung und zahlreiche Schriften einen Namen gemacht hatte und Mitglied von allen möglichen gelehrten Gesellschaften und Akademien war. Daneben gab er sich als warmen, weitherzigen Menschenfreund, der allerlei Heilmittel gegen unheilbare Krankheiten den Geheimnissen der Natur abgelauscht hatte und Kranken meist unentgeltlich zur Verfügung stellte, was ihm allerdings von mißgünstiger Seite den Namen eines Charlatans eintrug. Die hervorragendste Seite des Mannes war aber der unermüdliche Spür- und Sammeleifer, mit der er Steine, Pflanzen, Versteinerungen, Gegenstände der Kunst und des Kunstgewerbes aus alter und neuer Zeit und besonders Bücher und Handschriften in endloser Zahl zusammentrug.

Baron Hüpsch hat zweifellos grosse Verdienste um Köln, er hat der Stadt viele Besucher zugeführt und ihren Kranken viel Gutes getan: und doch war er nicht beliebt, eher ein Gegenstand des Spottes, wobei mitspielen mag, daß die Kölner in ihm immer den Zugewanderten sahen. Er hatte mit der Stadt mancherlei Widerwärtigkeiten und Fehden, was wohl auch der Grund war, daß er schließlich die reichen Sammlungen Köln entzog. Er hat sie in seinem Testament dem Landgrafen, späteren Großherzog Ludwig von Hessen vermacht[1], zur bösen Überraschung der Kölner, die durch Äusserungen von Hüpsch berechtigt waren, für sich auf diese Erbschaft zu rechnen.

So unangefochten die Bedeutung des Kabinetts ist, so wenig einheitlich ist das Charakterbild des

[1] Der Direktor der Landesbibliothek von Darmstadt, der Erbin von Hüpsch, Dr. A. Schmidt, hat 1906 ein eingehendes Buch über ihn geschrieben und in seinem Beitrag zur Häblerfestschrift, 1919, auch den hier geschilderten Handel mit Carl Eugen dargestellt.

Mannes. Hier giebt es große Widersprüche und heute noch ungelöste Rätsel, und hier liegen unbestritten auch große Schatten.

Als Mensch war Baron Hüpsch eine anfechtbare Größe. Zunächst wäre gleich festzustellen, daß er gar nicht Baron war. Er hatte sich den Freiherrntitel frei selbstherrlich beigelegt. Auch hieß er nicht eigentlich Hüpsch. Diesen Namen hatte er aus der mütterlichen Reihe seiner Familie hervorgeholt und seinen guten väterlichen dafür fallen lassen, wahrscheinlich weil er sich daran gestoßen hatte, daß einmal ein Vetter dieses Namens als simpler Handwerksmann in seinem Haus zu tun hatte. Das rührte an des Mannes hervorstechendste Eigenschaft: er war krankhaft eitel. Wer seine Eitelkeit verletzte, z. B. die Ordnung seiner Sammlungen, die auf Viele mehr den Eindruck eines Chaos machte, zu bemängeln wagte, hatte es mit ihm endgültig verdorben. Andererseits war Hüpsch in hohem Maße ruhmsüchtig; er lobte sich selbst in seinen Schriften. Als er in Gelehrtenkreisen schon einen guten Namen hatte, erschien eine in den höchsten Tönen redende Schrift zur Verkündung seines Ruhmes von einem gewissen Brion, der aller Wahrscheinlichkeit nach Hüpsch selbst war. Dahin gehört auch, daß er gern viel Wesens von seinen großen wissenschaftlichen Unternehmungen machte, ehe sie fertig waren; in der Tat sind auch manche davon nie ausgeführt worden.

Bei seiner langjährigen Sammeltätigkeit war es offenbar nicht immer ganz sauber zugegangen. Es ist überhaupt ein Wunder, daß er seine großartige, höchst wertvolle Sammlung zusammenbrachte, ohne daß er ursprünglich große Mittel dafür zur Verfügung gehabt hätte. Er stammte wohl aus einer vermöglichen Familie, deren Rente zu seinem Lebensunterhalt — für seine Person war er übrigens höchst anspruchslos — reichte; aber zum Sammeln genügte dies natürlich nicht. So war er auch zeitlebens in Geldnöten, blieb mit Zahllungen im Rückstand und mußte dazu durch Drohungen mit dem Gericht gezwungen werden. Für seine Sammlung galt es aus Wenigem Viel zu machen. Sein Hauptmittel war ein Tauschverkehr, für den er eine eigene Desideratenliste drucken ließ. Aber er tauschte nicht nur, er verkaufte auch wieder, um dadurch die Mittel für neue Erwerbungen zu bekommen. Dabei galt es gute Geschäfte zu machen, was ihn gelegentlich in ungünstiges Licht und in böse Lagen brachte.

Zu diesem Kapitel kann ein Handel mit Herzog Carl Eugen von Württemberg einen Beitrag liefern, zu dem der ganze Briefwechsel mitsamt den dazu gehörenden Akten erhalten ist. Carl Eugen ließ damals in aller Herren Länder Bücher und Handschriften für seine neue Bibliothek sammeln. Den Baron Hüpsch hatte er bei einem Besuch seines Kabinetts kennen gelernt, woran sich Geschäftsbeziehungen knüpften, die über mehrere Jahrzehnte hinübergingen. Ihr wichtigstes Ergebnis ist für Stuttgart die Erwerbung des sogenannten merowingischen Psalteriums, das, wie sich aus den Hüpsch-Akten ergibt, aus Echternach stammt. Der Handel mit diesem Stück fällt in die Jahre 1787 und 1788. Im Juni 1787 wurde dem Herzog mitgeteilt, daß Baron Hüpsch ein Psalterium anbiete, das von seinen Eigentümern auf 1000 Taler geschäbt werde. Die Eigentümer seien ein vornehmes Kapitel von N. und seien entschlossen, es nicht um ein geringeres Angebot wegzugeben. Daraufhin wird der Psalter zur Einsichtnahme einverlangt. Der Herzog bietet 200 Taler, da 1000 viel zu viel sei. Im September schreibt Hüpsch, auf sein Zureden seien die angebotenen 200 Taler angenommen worden. Ein Engländer habe im Jahr zuvor viel mehr für die Handschrift geboten, sie aber nicht bekommen. Es sei nur noch ein solches Manuskript in einer Bibliothek in Frankreich, wo man soviel Louis d'or fordere, als man hier Taler verlangt habe. Der Herzog möge nun aber auch das Geld bald schicken, und zwar in Kölner Speziesgeld und nicht in Kurrent. Daraufhin wird die Summe gleich angewiesen.

Im Dezember kommt wieder ein Brief von Hüpsch und bietet ein weiteres Stück des Psalters an. Das Kapitel, das ursprünglich den 2. Teil — er enthält Psalter 51—100 — als Andenken habe behalten wollen, hätte sich entschlossen, auch diesen Teil um 200 Taler zu verkaufen. Dieses 2. Stück sei besser erhalten, und der erste Teil bekomme erst durch diese Ergänzung seinen vollen Wert; das Ganze sei aber dann auch ein Werk, wie in einer deutschen Bibliothek wohl keines mehr. Zugleich bietet Hüpsch noch eine Elzevier-Bibel an. Beides wird auf Verlangen zur Ansicht gesandt und dabei noch einmal der Wert des Psalters gerühmt mit dem Hinweis auf das Zeugnis eines Paters Harzheim, der den Psalter als codicem rarissimum et pretiosissimum bezeichnet habe. Stuttgart war vorsichtig geworden und läßt dem Hüpsch mitteilen, daß nur, wenn nicht noch ein

3. Teil — Psalm 101—150 stand ja noch aus — vorhanden sei, für den 2. die 200 Taler bezahlt würden. Hüpsch beteuert dies hoch und heilig; und wenn man 1000 Taler zahlen wolle, so würde kein Blatt mehr von einem solchen uralten Manuskript zu verschaffen sein. Er sage seine Meinung, daß er als Privatperson zweimal so viel zahlen würde, wenn er fürstliche Einkünfte hätte. Ein irländischer Graf habe mehr geboten; aber der Herzog solle es haben. Die Eigentümer verkaufen auch nicht aus Not, sondern auf Zureden von Hüpsch.

Der 2. Verkauf wird also abgeschlossen und als die Anweisung des Geldes durch eine Reise des Herzogs sich etwas verzögert, wird der Baron bald ungeduldig und mahnt. Nach Rückkehr von Carl Eugen bekommt Hübsch Ende Mai 1788 sein Geld; die Elzevierbibel geht zurück, da in der Stuttgarter Bibliothek schon vorhanden. Inzwischen hatte Hüpsch weitere 18 Bibeln angeboten — des Herzogs Liebhaberei für seine Bibelsammlung war bekannt —, darunter eine handschriftliche. Zwei davon mit dem Manuskript werden zur Ansicht einverlangt. Hüpsch sendet sie im Juni mit der Mitteilung, daß für die 3 Stücke 120 Taler gefordert werden, der Herzog aber bieten könne, was er für recht finde. Zugleich wird ein mysteriöses Evangeliar Lothars eingesandt, das einem anderen Besitzer gehöre und für das 500 Taler verlangt werden. Darauf läßt der Herzog seine Ungnade vermelden, daß man ihm solche Stücke vorlege und solch ungeheure Preise fordere. Er lasse für das Evangeliar 24 und für die 3 Bibeln 18—20 Taler bieten. Hüpsch meint in seiner Antwort vom Juli, das sei ein schlechtes Angebot, doch sei der Besitzer bereit für 300 Taler alle diese Stücke abzugeben und dazu noch — und nun kam eine große Überraschung — den 3. Teil des Psalteriums! Die Besitzer hätten zunächst diesen 3. Teil verschwiegen. Von den 300 Talern lasse man aber keinen Heller ab. Stuttgart läßt sich seine Überraschung nicht anmerken, und verlangt den 3. Teil wieder zur Einsichtnahme. Hüpsch sendet ihn und erfindet zur Entschuldigung seiner Handlungsweise, von der er wohl ahnen mochte, daß sie nicht gerade guten Eindruck gemacht habe, alle möglichen Schauergeschichten, wonach er mit seiner Familie zerfallen und persönlich in größter Notlage sei; seine Umstände seien, im Vertrauen gesagt, mitleidenswert. Auch will er „offenherzig aufdecken," daß er selbst der Besitzer sei. Doch sei er berechtigt gewesen, die Stücke einzeln zu verkaufen, da ja das Psalterium von jeher aus 3 Teilen bestanden habe, eine Behauptung übrigens, die wie so manches in diesem Briefwechsel von Hüpsch frei erfunden ist. Er fährt dann fort, er habe auch schon an andere Potentaten verkauft und sei von ihnen fürstlich belohnt worden, und hofft damit den Herzog bei der Eitelkeit zu packen. Carl Eugen läßt dem Baron antworten, daß er 50 Taler für die Werke biete, über die seither verhandelt werde, und 50 Taler für den 3. Teil des Psalters. Andernfalls gebe er Alles zurück und fordere seine 400 Taler wieder.

Hüpsch ist gekränkt: man solle ihm nur Alles zurückschicken, — aber gut verpacken. Stuttgart erklärt, das habe keinen Anstand, nur müsse er die 400 Taler vorher zurücksenden. Nun wird Hüpsch, der in einem Brief inzwischen von 300 auf 200 Taler heruntergegangen war, grob. Man scheine ihn für einen Dummkopf zu halten, daß man ihm solche Angebote mache. Auch sei jetzt der Streit mit seiner Familie beigelegt, er also nicht weiter in Not. Man solle ihm mit dem ersten abfahrenden Postwagen alle übersandten Stücke zurückschicken. Darauf die Antwort, Hüpsch habe gar keinen Grund, so beleidigt zu tun und von Unrecht zu sprechen, das ihm widerfahren sei. Er dürfe nur den ersten besten Juristen fragen, was juris sei, wenn man in einem Contract dolose hintergangen worden sei. Die Schreiberei habe man auch in Stuttgart satt und er bekomme seine Bücher sogleich zurück, sobald er die 400 Taler zurückgegeben habe.

Der alte Fuchs merkt, daß er in die Falle gegangen; er wird wieder höflicher und richtet seine Briefe wieder wie am Anfang an den „Hochwohledelgeborenen, hochzuverehrenden Herrn Regierungsrat" — Dr. Otto, den geheimen Kabinettsekretär des Herzogs, der den Briefwechsel zu führen hatte —, nachdem dieser in letzter Zeit nur noch der „Hochwohledelgeborene Herr Regierungsrat" gewesen war. Er bittet im Brief vom 21. November das Evangeliar und das Bibelmanuskript zurückzuschicken und für den 3. Teil des Psalters die angebotenen 50 Taler beizulegen. Doch ist er tief beleidigt. „Ich kann Ihnen aber versichern, daß wenn ich in jener Stelle gewesen wäre, ich dasjenige nicht würde getan haben, was man mir zugemutet. Es geht halt so wunderlich in unserem lieben deutschen Vaterlande: französische Luftschiffer werden königlich beschenkt und der arme deutsche Gelehrte, der verdiensthafte Mann — kriegt

noch unartige Vorwürfe." Zum Schluß sammelt Hüpsch noch feurige Kohlen aufs herzogliche Haupt, indem er großmütig die 2 gedruckten Bibeln für die Bibelsammlung zum Geschenk macht. Natürlich kann dies Carl Eugen nicht annehmen, und läßt ihm dafür noch 20 Gulden ausbezahlen. Am letzten Tag des Jahres 1788 zeigt Hüpsch den Empfang des Geldes an — und fragt zugleich, ob nicht Stuttgart eine alte Kölner Bibel für die Sammlung brauchen könne!

Die Geschäftsbeziehungen sind also durch den bösen Psalterhandel nicht abgebrochen worden. Auch scheint der Herzog dem Verkäufer sein gewiß sehr anfechtbares Verhalten nicht nachgetragen zu haben. Hüpsch spielt jedenfalls eine schlimme Rolle bei dieser Angelegenheit. Andererseits hat Carl Eugen, der zwar das schöne Psalterium für einen billigen Preis sich errungen hatte, durch seine karge Hand den Kölner doch vor den Kopf gestoßen; und wer weiß, ob andernfalls nicht ihm an Stelle des hessischen Fürsten die Erbschaft zugefallen wäre.

Die Luxusdrucke und die Bücherliebhaber

von Prof. Dr Hans LOUBIER.

(Schluß)

Nun muß ich den *Begriff Luxusdruck* näher erläutern. Das ist durchaus nicht etwa eine neue Erscheinung.

Schon von Gutenbergs erstem Buche, der über die Maßen schönen 42zeiligen Bibel, die ja eigentlich in ihrer ganzen Druckausstattung schon ein Luxusdruck, ein Prachtdruck ist, wurden einige Exemplare mit eingemalten Initialen und Randornamenten verziert und eine Anzahl von Exemplaren auf Pergament gedruckt, also richtige Luxusexemplare für recht wohlhabende Bücherliebhaber. So ist es mit vielen Inkunabeln, deren ausgemalte und auf Pergament gedruckte Exemplare heute zu den allergrößten Kostbarkeiten zählen. Waren es nicht Luxusdrucke, als Kaiser Maximilian, der erlauchte Bücherliebhaber und Büchermäzen, seine kostbaren Holzschnittwerke von den ersten Künstlern seiner Zeit schmücken ließ, den Teuerdank, dessen Pergamentexemplare jetzt auf 30,000 Mark berechnet werden? Und das Gebetbuch, das er so köstlich bei Schönsperger drucken und dessen Handexemplar für seinen persönlichen Gebrauch er von Dürer mit Randzeichnungen ausmalen ließ? Das waren echt kaiserliche Luxusdrucke.

Und so kannte man die Luxusdrucke durch alle Zeiten hindurch. Die Drucke des Aldus, Jenson, die livres d' heures, die Plantin-Drucke, die Prachtpublikationen der französischen Könige, die graziösen „Livres illustrés" des 18. Jahrh. mit ihren zarten Kupfern, Friedrichs des Großen Privatdruck seiner Werke, — das alles sind Luxusdrucke im guten Sinne.

Auch die moderne Zeit hat ihre Luxusdrucke oder Vorzugsdrucke für Bücherliebhaber, d. h. Exemplare der Verlagswerke auf besseres Papier gedruckt, feiner eingebunden, gelegentlich auch wohl mit eingemalten Initialen und Ornamenten, kolorierten Kupfern. Das ist nach meiner Meinung ganz berechtigt, daß man einige Exemplare der ganzen Auflage für Bücherliebhaber, die es zu schätzen wissen und gern einen höheren Betrag dafür aufwenden, irgendwie kostbarer ausstattet. So sind z. B. die Vorzugsausgaben des Inselverlags immer gern gekauft worden und immer schnell vergriffen, ebenso die Vorzugsdrucke Hans von Webers oder Julius Bards.

Solche Vorzugsdrucke haben nun in der neueren Zeit drei Besonderheiten. Erstens sind sie in der Zahl beschränkt, zweitens werden die einzelnen Exemplare gewöhnlich numeriert, drittens werden die ersten Exemplare meist von dem mitwirkenden Künstler signiert, d. h. er schreibt seinen Namen hinein, sowie man das von den ersten Abdrücken von Radierungen her kennt. Diese drei Dinge hat man in früheren Zeiten nicht gekannt, und mit ihnen fangen die Absonderlichkeiten der Bibliophilie an. Der Verleger nimmt Rücksicht auf die Sammelleidenschaft der Bibliophilen, er lockt durch etwas Besonderes, das doch im Grunde sehr äußerlich und unwesentlich ist, zum Kauf der teureren Luxusdrucke an. Neuerdings wird damit sogar ein rechter Unfug getrieben. Es ist doch ein Unfug, wenn gewisse Bücherliebhaber auf den Besitz von Nr. 1 oder Nr. 11 oder gar Nr. 111 eines Vorzugsdruckes auf die Jagd gehen, während es doch eine charakteristische Eigenschaft des Buchdrucks ist, daß jeder Druck der ganzen Auflage vollkommen gleich ist, ganz anders als es beim Druck von der Kupferplatte der Fall ist, wo sich die zarte weiche Kupferplatte bei jedem Druck über eine begrenzte Zahl hinaus etwas abnutzt. Jüngst bekam ich ein Exemplar eines Buches in einer numerierten Ausgabe

in die Hand, das die Nr. 698 trug. Ist das etwa noch etwas Besonderes, wenn 698 Exemplare numeriert werden? Das ist nichts als eine der Sache nach ungerechtfertigte Spekulation auf den Geldbeutel, weil der moderne Verleger in seinem Preise eine numerierte Ausgabe höher bewertet als eine unnumerierte.

Ebenso verhält es sich, wenn ganz unnötigerweise die Auflage stark beschränkt wird, nur damit der Käufer ein Buch erwirbt, das nur ganz wenige besitzen können, das durch diese Exklusivität umso teurer sein darf. Und die Hauptsache ist dabei dann noch, das Buch wird bald vergriffen sein; dann treten die für den Verkäufer sehr erwünschten Riesenpreise ein, die der Verleger ganz neuerdings schon auf die letzten Exemplare anwendet. Das ist doch eine üble Spekulation und garnicht mehr im Sinne der Erfindung der Buchdruckerkunst, die eben die gleichzeitige Herstellung vieler Exemplare ermöglichte.

Als ebensolchen Spekulationsunfug muß man es bezeichnen, wenn heute öfter von Drucken, die einer wie der andere sind, nicht nur der Künstler, sondern auch der Verfasser zahlreiche Exemplare signieren.

Verständige Verleger wie z. B. der erwähnte Insel-Verlag oder Diederichs oder auch die Pan-Presse haben ihre Vorzugsausgaben stets in vernünftigen Grenzen der Ausstattungsunterschiede und der Preise gehalten, aber jetzt findet man geradezu belustigende Hochspannungen der Preise für besondere Schnurrpfeifereien der Ausstattung; gleich um Hunderte von Mark steigt der Preis für besonders ausgestattete oder besonders gebundene Exemplare. Wenn auch die Preise für gutes Papier, für Satz und Druck und für Einbandmaterialien und die Künstlerhonorare, wie ich wohl weiß, ganz außerordentlich in die Höhe gegangen sind, so sind doch so enorme Preise, wie heute für sogenannte Luxusdrucke berechnet werden, durchaus nicht berechtigt. Aber die Dummen scheinen unter den neuen Büchersnobs eben nicht alle zu werden, denn das Experiment dieses Gimpelfangs wird immerzu wiederholt und scheint sich demnach zu rentieren.

Ich habe mir einige Preise ausgezogen. Von einem Buch, das in 350 Exemplaren 180 Mark kostet, werden die ersten 10 Exemplare in „prachtvollen" Schweinslederbänden gleich mit 600 Mk. berechnet. Ein anderes kostet in Pappband 80 Mark, in Halbleder nicht weniger als 400 Mark, in Ganzleder aber 700 Mark.

Belustigend ist der Prospekt für Goethes Balladen mit 32 Radierungen von Sepp Frank: Exemplar I mit 32 Probedrucken und den Originalskizzen 8000 Mark (schon im Prospekt als „vergriffen" bezeichnet), Exemplar II—VI mit Probedrucken 2500 M. (II und III „vergriffen"), Exemplar 1—15 mit je 1 Kupferplatte der ganzseitigen Radierungen 1100 M. (Nr. 1—7 „vergriffen"), Exemplar 16—31 mit je 1 Kupferplatte der halbseitigen Radierungen 1000 Mark (Nr. 16—18 „vergriffen"), Exemplar 32—111, jedes Exemplar vom Künstler „eigenhändig" signiert 550 Mark. Und darunter der Vermerk: „Nach Erscheinen des Werkes werden die Preise erhöht." Also lieber Bücherliebhaber, greife schnell zu!

Vom „Venuswagen" soll jeder Band der gewöhnlichen Ausgabe 100—200 M. kosten, aber in der Vorzugsausgabe, signiert, koloriert, gebunden 500—800 M. — Kleinigkeit!

Die Zeitschrift „Marsyas", die allerdings bald entschlafen ist, gab 6 Hefte im Jahre mit Originalradierungen, Lithographien und Holzschnitten heraus. Deren Luxusausgabe A Nr. I—XXV auf Japan gedruckt kostete die Kleinigkeit von 1500 Mk., während man von der gewöhnlichen Ausgabe B, von der 200 Exemplare auf Bütten gedruckt wurden, schon alle 6 Hefte des Jahrgangs für den Spottpreis von 600 Mark haben konnte.

Eine noch neuere Zeitschrift, „Eos" kam 1918 mit 4 Heften im Jahre heraus: Ausgabe A Nr. 1—40 rund 1000 Mk., Ausgabe B Nr. 41—250 nur 700 Mk.

Also Hunderte und Tausende scheinen für gewisse Bücherfreunde keine Rolle mehr zu spielen. Sie mögen selber sehen, wie sie mit dem, was ihnen dafür geboten wird, auf ihre Kosten kommen.

Die obskuren und *nur* teuren Luxusdrucke wollen wir hier nicht weiter beachten, die vorwiegend auf Sinnenkitzel berechneten erotischen, die unter den Titeln „Dionysos-Bücherei," „Seltenheiten der Weltliteratur," „Venuswagen" herausgegeben werden, wollen wir unter Protest übergehen.

Wir befassen uns weiterhin in Wort und Bild nur mit den künstlerisch beachtenswerten neuesten Luxusdrucken.

Dazu, was ihren *Stil* und ihre *Technik* der Ausführung anlangt, seien mir einige allgemeine Bemerkungen erlaubt.

Unsere Buchkünstler hatten, wie ich vorher sagte, die harmonische Einheitlichkeit zwischen Text und Buchornament und Bild gewahrt, die wir nach dem Vorgang von William Morris' Kelmscott

Preß eifrigst an den Werken der alten Meister des Buchdrucks studiert hatten. Als von 1900 ab unsere prachtvollen neuen künstlerischen Druckschriften entstanden waren, hatte man sich mehr und mehr darauf beschränkt, unter Vermeidung des Buchschmucks *rein typographische* schöne einheitliche Druckwerke herzustellen. So arbeitete die Janus-Presse von Poeschel & Tiemann, die Ernst Ludwig-Presse der Brüder Kleukens, Melchior Lechter mit seiner Einhorn-Presse, Tieffenbach mit seiner Officina Serpentis, so arbeiten E. R. Weiß und Rud. Koch, so arbeiten neuerdings die Rupprecht-Presse von Ehmcke und die neue Kleukens-Presse in Frankfurt.

Aber daneben, schon von 1909 ab, kam die Tendenz auf, auch wieder Abbildungen in die Bücher einzufügen, illustrierte Bücher herzustellen. Es trat eine neue Generation von Buchillustratoren auf den Plan: Corinth, Slevogt, Walser, Meid, Jaeckel, Hettner. Aber die machten ihre Buchillustrationen, ohne sich um den Textsatz zu kümmern, und ließen die mühevoll wiedergewonnene Einheitlichkeit zwischen Text, Type, Schriftsatz — und der Buchillustration leider gänzlich außer Acht. Die schöne Harmonie des Buches als einheitliches Kunstwerk ging so wieder verloren, wenn Corinth und Slevogt ihre großen *Steinzeichnungen* als Tafeln in die Bücher einsetzten. Erstens erfordern Steindrucke eine andere Technik als der Buchdruck. Steinzeichnungen müssen in der Steindruckpresse gedruckt werden, Typensatz in der Buchdruckpresse; das zersprengt die Einheitlichkeit in der Technik der Herstellung dieser neuen illustrierten Bücher, dieser neuen Luxusdrucke, die überdies meist ein ungefüges *Großfolioformat* bekommen haben. Es ist damit wieder etwas von den „Prachtwerken" unseligen Andenkens in unsere neue Buchkunst hineingekommen, wenn auch Künstler allerersten Ranges wie Slevogt darin mitgearbeitet haben. Die einseitig bedruckten Tafeln mit Lithographien, Farbenlithographien oder auch Radierungen — also wiederum eine andere Technik — unterbrechen und zerreißen den fortlaufenden Textsatz im Buche.

Und noch ein Faktor spricht wesentlich mit, um die Einheitlichkeit des Buches zu zerreißen: der Stil dieser neuen Buchillustrationen. Zur Type mit ihren festen strengen Linien passen nicht die mit leichter Feder oder Kreide auf den Stein gezeichneten oder in die Kupferplatte radierten Improvisationen der modernen Künstler, das sind meist impressionistische Einfälle oft mit leichter Hand skizziert, keine streng durchgeführten Holzschnittzeichnungen, die die Buchwerke der alten und älteren Meister schmücken, die im Linienholzschnitt ausgeführt in voller Harmonie zum Typenbilde der gedruckten Seite stehen und mit dem Text zusammen in derselben Buchdruckpresse gedruckt werden. Das letztere war der Fall bei den Holzschnitten in den herrlichen alten spätgotischen Inkunabeln, in den köstlichen Büchern der italienischen Renaissance, in den Holzschnittbüchern von Dürer, Holbein, Burcgkmair, Weiditz, Amman, und dann im 19. Jahrhundert in den von Menzel, Richter, Rethel so geistreich und gemütvoll illustrierten Büchern.

Unsere neuesten Illustratoren haben, ich wiederhole es, in der Technik und in ihrem persönlichen Stil und auch im Maßstab ihrer Zeichnungen gänzlich unbekümmert um den Textsatz gearbeitet, auch wenn sie gelegentlich Initialen und Zierleisten mit gezeichnet haben.

Man mißverstehe mich nicht, ich schätze ihre lithographierten oder radierten Illustrationen zu Büchern an sich z. T. recht hoch ein, — aber es wäre mir oft lieber, sie hätten Mappenwerke geschaffen, wie es auch einige Male geschehen ist, und man könnte sich beim Betrachten der Tafeln dieser Mappen die schlicht und gut gedruckten Texte daneben zur Hand nehmen. Zum Lesen sind so große Bände wie das Buch Judith und das Hohe Lied mit den Illustrationen von Corinth, das Buch Hiob von Jaeckel oder der Lederstrumpf mit Slevogts famosen Steinzeichnungen ihrer Größe und Schwere wegen garnicht geeignet.

Manchmal haben die Verleger dieser illustrierten Prachtwerke das ihrige hinzugetan, indem sie den Text nach Wahl der Type, des Typengrades, der Kolumnengröße zu den großen Steinzeichnungen etwas abzustimmen versucht haben. Andererseits hat manchmal der Künstler, wie Hettner zu Kleists Erdbeben in Chile, auch den Text selbst mit auf den Stein gezeichnet und dadurch eine dekorative Übereinstimmung zwischen Text und Bild hervorgebracht.

Was ich zuletzt ausgeführt habe, die Einheitlichkeit zwischen Text und Bild in alten Büchern und in Drucken der englischen und deutschen neuen Buchkunst und andererseits das Außerachtlassen dieser Einheitlichkeit bei den neuen Luxusdrucken, das möchte ich durch einige Beispiele belegen. —

Zum Beweise für meine Ausführungen, was Einheitlichkeit zwischen Text und Bild anlangt, nenne ich Text- und Bildseiten aus den folgenden illustrierten Büchern: von deutschen Inkunabeln: Boners Edelstein. Bamberg, Pfister, 1461; — den Ritter von Turm. Basel, Furter, 1493; — den Schatzbehalter.

Nürnberg, Koberger, 1491; — die niederdeutsche Bibel. Lübeck, Brandis, 1494; — von französischen Inkunabeln: ein Livre d'heures. Paris, Pigouchet, 1497; — daneben ein Livre d' heures der Renaissance: Paris, Merlin, 1552; —

Drucke der italienischen Renaissance: der Polifilo. Venedig, Aldus, 1499; Vivaldus, Opus regale. Saluzzo 1507 - aus der deutschen Renaissance: das Gebetbuch des Kaisers Maximilian mit den Randzeichnungen von Dürer, Nürnberg, Schönsperger 1514; - illustrierte Bücher des 19. Jahrhunderts: Nibelungenlied mit Holzschnitten von Rethel, 1840; — Ludwig Richter, Volksliederillustration „Ich habe mein Feinsliebchen; — Menzel, Der Lebensretter aus den Werken Friedrichs des Großen; — Apulejus, Amor und Psyche mit Umrahmungen und Radierungen von Klinger, 1880. —

Beispiele der neuen englischen Buchkunst: Morris, The Story of the glittering plain; — Morris Chaucer; — Ashbee's Book of common prayer; — der Dante der Ashendene Press; —

Beispiele deutscher einheitlicher Buchkunst: Sattler, Geschichte der rheinischen Städtekultur; — Lechters Schatz der Armen; — Das Buch Esther aus der Ernst Ludwig-Presse; — die Festschrift der K.K. Hof- und Staatsdruckerei und Buchschmuck von Czeschka; — als Gegenbeispiele die neuen Luxusdrucke: Coopers Lederstrumpf mit Lithographien von Slevogt (Pan-Presse 1909), — das Hohelied mit farbigen Steinzeichnungen von Corinth und mit kalligraphischem Text (Pan-Presse 1911); — das Buch Hiob mit Lithographien von Willy Jaeckel (Prospero-Druck); — Goethes Venezianische Epigramme mit Zeichnungen von Gehri (Berlin, Erich Reiß 1918), — Goethes Clavigo mit farbigen Zeichnungen von Götz von Seckendorf (Druck der Marées-Gesellschaft); — Goethes Balladen mit Radierungen von Sepp Frank (Berlin, Graupe, 1919); — als Beispiele, bei denen Text und Bild in Übereinstimmung gebracht wurden: Kleist, Erdbeben in Chile mit Lithographien von Otto Hettner, auch die Schrift von ihm dekorativ auf den Stein geschrieben (Pan-Presse 1914); — Schillers Wallenstein mit Steinzeichnungen von Hans Meid (Ausgabe der Maximilian-Gesellschaft 1918); Alte Tierfabeln mit Steinzeichnungen von Gaul (Pan-Presse 1919); — Klingers Brahms-Phantasie (1891) zum Vergleich mit Slevogts Radierungen zu der Notenhandschrift von Mozarts Zauberflöte (Pan-Presse 1919).

Ich glaube, wir befinden uns gegenwärtig mit unserer Buchkunst, wie sie sich in diesen jüngsten Luxusdrucken äußert, in einer ***Übergangszeit***, wie auch in der modernen Malerei, — und wie auch in unserem ganzen politischen und wirtschaftlichen Leben, — ich für meine Person meine, es ist das keine glückliche Übergangszeit. Ich glaube aber bestimmt, wenn diese Übergangszeit im ganzen genommen einmal vorübergegangen sein wird, dann werden auch diese Ausartungen der Buchkunst und der Bücherliebhaberei, ***diese übertriebenen*** Luxusdrucke für uns vorüber sein, dann werden auch jene Büchersnobs weggefegt sein, dann bekommen wir in einer politisch und wirtschaftlich besseren Zeit, wenn in wirklicher Friedenszeit auch die Künste wieder wirklich blühen können, auch wieder eine wirkliche Blüte der Buchkunst, an der die wirklichen Bücherfreunde ihre innerliche wahre Freude haben werden.

An die Mitglieder des Deutschen Vereins für Buchwesen und Schrifttum.

Nach § 10, II der Satzungen können die Mitglieder des Deutschen Vereins für Buchwesen und Schrifttum die Veröffentlichungen des Vereins zu *ermäßigtem* Preise beziehen, worauf hiermit nochmals besonders aufmerksam gemacht wird. *Neu* erschienen ist:

„Copia der Newen Zeytung auß Presillg Landt", (Facsimileabdruck) Hrsg. von Direktorial-Assistent Dr. Bockwitz. In 500 nummerierten Exemplaren gedruckt. Für Mitglieder *2,50 M*, für Nichtmitglieder *3,50 M.*

Demnächst erscheint:

Schramm, Deutsches Notgeld 1914/20. II. Großgeldscheine und Ergänzungen zu Band I. gr. 4⁰. Voraussichtlicher Preis für Mitglieder *10 M*, für Nichtmitglieder *30 M.*

Band I ist *vergriffen* und kann nicht mehr geliefert werden (bei der Firma K. W. Hiersemann sind noch Exemplare zu *50 M* in geringer Anzahl käuflich). Auch Band II wird nur in kleiner Auflage gedruckt.

Der Gedanke eines Weltpresse-Museums.

Von Dr. Hans H. BOCKWITZ
Direktorialassistent und Bibliothekar am Deutschen Museum für Buch und Schrift in Leipzig.


on Zeit zu Zeit tauchen Pläne auf, das weitverzweigte Gebiet des Zeitungs- und Zeitschriftenwesens, dessen wissenschaftliche Pflege auch bei uns verschiedene Universitäten und Hochschulen nach Überwindung einiger Bedenken in Angriff genommen haben, in irgend einer Form zusammenzufassen, eine Zentrale zu schaffen, wo das Material zusammenfließt, geordnet und systematisch bearbeitet wird.

Die zumeist vorgeschlagenen Behandlungsformen für das zu erwartende gewaltige Material sind die bibliothekmäßige bezw. archivalische und die museale, und eine jede dieser Methoden hat ihre Verteidiger und ihre Gegner gefunden.

Die bisher gemachten praktischen Versuche haben, von vorübergehenden Erfolgen abgesehen, noch nicht dazu geführt, eine Lösung der schwierigen Frage zu finden und es scheint in der Tat, als ob weder die eine noch die andere Methode zum Ziel führen will.

Dagegen wäre vielleicht der mittlere Weg, eine Verschmelzung beider Methoden, das Mittel, um das Unternehmen gelingen zu lassen.

Die Franzosen nennen bibliothèque-musée eine Einrichtung, bei welcher jeweils, dem Material entsprechend, der eine oder andere Charakter mehr betont wird und diese Form der Darbietung wissenschaftlich geordneten Materials läßt sich am zweckmäßigsten da anwenden, wo zu befürchten steht, daß Teile des in Frage kommenden Materials nicht zur Geltung kommen würden, wenn nur die eine der beiden Methoden Verwendung fände.

Diese Form dürfte meines Erachtens auch für eine darstellende Behandlung des Zeitungs- und Zeitschriftenwesens die angemessene sein und jedenfalls diejenige, bei der die größtmöglichste Ausnützung des Materials zu erwarten wäre, wenn gleichzeitig gewisse Bedingungen erfüllt sind, von denen noch die Rede sein wird.

Inwieweit eine vor kurzem erfolgte schweizerische Gründung eines neuen Unternehmens zur Förderung des zeitungswissenschaftlichen Studiums in diesem Sinne arbeiten wird, muß die Zukunft lehren.

Das schweizerische Gutenberg-Museum in Bern, erwachsen aus der zur Erinnerung an die 500-jährige Geburtstagsfeier Gutenbergs begründeten „Gutenbergstube," hat eine Schenkung seines Vorstandsmitgliedes K. J. Lüthi-Tschanz angenommen, die in einer umfangreichen Sammlung zeitungskundlichen Materials besteht, das den Grundstock für ein „Internationales Presse-Museum" darstellen soll, dessen weiteren Ausbau der Berner Verein zur Förderung des schweizerischen Gutenbergmuseums übernommen hat.

Die Sammlung besteht zur Zeit aus 20000 Belegexemplaren periodischer Druckschriften unter denen rund 100 verschiedene Sprachen vertreten sind, aus einer Abteilung historischer Blätter und einer Extra-Blättersammlung.

So stattlich dieser Grundstock an sich ist, wird es noch vieler Mühe und Kosten bedürfen, ehe ein *„Weltpresse-Museum,"* zu dem die Veranstalter die Schenkung auszugestalten gedenken, Tatsache werden wird. Ist es doch schon eine Riesenaufgabe, die Erzeugnisse der periodischen Presse eines einzigen Landes in historischem Sinne so zusammenzubringen, daß ein wirklich brauch- und benützbares Werk zustande kommt. Denn, wird eine solche Arbeit nicht mit erheblichen Mitteln begonnen, stößt man, besonders, sowie man auch nur einige Jahrzehnte zurückgeht, auf nicht geringe Schwierigkeiten. Und mit dem Sammeln von „Belegexemplaren" ist es ja nicht getan. Die „Belegexemplar-Sammlung" stellt nur einen Bruchteil von dem dar, was ein *„Weltpresse-Museum"* bieten müßte, um seinen Zweck zu erfüllen. Möchte ein solches Institut doch, um nur zwei Teilgebiete zu nennen, auch die Darstellung der Vorstufen, Geschichte und Gegenwart des gesamten Nachrichten- und Postwesens im Hinblick auf Presse und Zeitungswesen gleichermaßen umfassen. Um nicht tote Arbeit zu leisten, verlangt ein solches Institut ferner u. a. eine umfassende international ausgebaute zeitungskundliche Bibliothek und — eine sehr wesentliche Voraussetzung für sein Gedeihen — engste Verbindung mit einem an einer Universität oder an einer Hochschule bestehenden Institut oder Seminar für Zeitungskunde, wo das Verständnis für die Aufgaben der wissenschaftlichen Behand-

lung des Zeitungswesens durch Vorlesungen und Übungen geweckt und dauernd erhalten wird. Denn ein „Pressemuseum" — die Bezeichnung Museum ist vielleicht nicht ganz glücklich gewählt — erfüllt als reines Schaumuseum seinen Zweck nur halb. Die Zeitung ist an und für sich ein für Ausstellungszwecke wenig günstiger Gegenstand. Wohl zeigten große Zeitungsausstellungen, wie beispielsweise die auf der „Bugra" 1914, daß eine museale Behandlung auch des Zeitungsmaterials an sich möglich ist. Die Lebensfähigkeit eines Pressemuseums wird aber gerade von diesem Produkt des Zeitungswesens durchaus nicht ausschließlich bestimmt, so unentbehrlich es natürlich für die museale Darstellung ist. Auch die sogenannten Zeitungskuriosa, die Riesen-, Zwerg- und Leuchtzeitungen, Ausgaben auf Seide oder anderen Stoffen und dergleichen Dinge mehr, sind Spielereien, die sich wohl einmal museal rechtfertigen lassen, aber das Heil der Anstalt hängt nicht daran. Hauptsache ist und bleibt eine solide geschichtliche und statistische Darstellung des Zeitungswesens in seiner Gesamtheit und eine Einbeziehung aller der Gebiete, die mit ihm zusammenhängen. Ein solches Museum möchte auch nach der wirtschaftlichen und sozialen Seite hin ein Sammelbecken werden und Kapitel wie die der journalistischen Standesfragen, der Berufshebung und -ausbildung, der Fürsorge u. s. f. gleichermaßen bearbeiten.

Gerade auf diesem Gebiete würde sich, da die Möglichkeit zu Vergleichen auf internationaler Basis gegeben wäre, eine überaus ersprießliche Wirksamkeit entfalten lassen, die vielleicht einen festeren Zusammenhalt aller derer, die im Pressewesen wirken, gewährleisten würde, als die zahlreichen wohlgemeinten „Reformvorschläge", von denen sich noch kein einziger hat verwirklichen lassen.

Je enger der Rahmen, um so mehr Hoffnung auf Vollständigkeit, je weiter der Rahmen, um so nötiger von vornherein, Wesentliches vom weniger Wichtigen zu trennen, um die Gleichmäßigkeit und Geschlossenheit der Sammlung zu gewährleisten.

Derartige Erwägungen werden dem Stifter und den Begründern der neuen Abteilung des Gutenberg-Museums zweifellos mit vorgeschwebt haben und sie werden sich über den Umfang, den eine solche Einrichtung, die sich an die Presse der ganzen Welt wendet, an Kosten, Raum, Verwaltung und — wissenschaftlicher Arbeit erfordert, nicht im unklaren geblieben sein.

Noch will freilich der Unterbau für ein derartiges Zentral-Institut allzu unfertig und schwankend erscheinen, solange nicht die einzelnen Länder eigene staatliche *Landespressearchive* besitzen, bei denen das gesamte, das Pressewesen eines bestimmten Landes angehende Material im weitesten Sinne gesammelt, wissenschaftlich geordnet und bearbeitet wird. Vielleicht ist das einmal der Fall, wenn die neue Berner Gründung mit gutem Beispiel vorangeht und zunächst eine für das schweizerische Zeitungswesen mustergültige „Zentrale" zustande bringt[1]).

Im Interesse der zeitungskundlichen Forschung und damit im Interesse der Wissenschaft überhaupt, müssen solche Bestrebungen aufs wärmste begrüßt werden. Der Schaden, der der Wissenschaft aus der langen Vernachlässigung des internationalen und nationalen Zeitungswesens erwachsen ist, wird sich um so schwerer wieder gut machen lassen, je länger mit der Schaffung von staatlichen Landespressearchiven gezögert wird. Privatinitiative kann hier nicht ausreichen, wo es ein Material zu bewältigen gilt, das schon allein räumlich nach kurzer Zeit einen Umfang annimmt, der jede kleinliche Technik sprengt.

Ist nun bereits die Aufgabe der Errichtung eines Pressemuseums, wie es im Plane der schweizer Neugründung liegt, eine nicht leicht zu lösende, so wäre dem Plane einer Sammlung vollständiger Jahrgänge aller Zeitungen eines Landes an einer Zentralstelle überhaupt zu widerraten, während die Schaffung eines zeitungsbibliographischen Zentrums, das zunächst die vorhandenen Bestände nachweist, der Wissenschaft von hervorragendem Nutzen sein würde.

---

[1]) Aus dem Inhalt der vom Verein zur Förderung des schweizerischen Gutenbergmuseums ausgegebenen Mitteilungen und Aufrufe sei folgendes mitgeteilt: Der Verein gibt bekannt, daß die von Herrn Karl I. Lüthi, Buchdrucker und Bibliothekar, im Jahr 1899 begonnene internationale Zeitungs- und Zeitschriftensammlung durch Schenkung an den Verein übergegangen ist, „mit der Verpflichtung, sie fortzusetzen und dadurch einem kommenden Weltpressemuseum in der schweizerischen Bundesstadt die Wege zu ebnen." In der Mitteilung No. I heißt es: Der Gedanke des Schenkers ist „mit seiner in 20jähriger Sammeltätigkeit erworbenen und uns [dem Verein] zum Geschenk gemachten Sammlung Grund zu legen zu einem später in Bern mit Hilfe der schweizerischen und internationalen Pressevereine zu schaffenden internationalen Pressemuseum." Das schweizerische Gutenbergmuseum erhält dadurch eine Aufgabe zugewiesen, die es ohne die Mitwirkung der Pressevereine und der Presse nicht zu erfüllen vermag." Es wird die Hoffnung ausgesprochen, daß die Vertreter der Presse an ihrem Teile an dem Zustandekommen des Vorhabens mitwirken möchten.

Käme dazu eine Sicherstellung gefährdeter und verstreuter Bestände älteren Datums und eine systematische Sammlung der gegenwärtigen Zeitungen in den Stadtarchiven der Erscheinungsorte bezw. in den nächstgelegenen, über eine Bibliothek verfügenden Städten, so wäre vorerst wenigstens die Möglichkeit vorhanden, einen brauchbaren Wegweiser durch die Fülle der Erscheinungen zu stande zu bringen und der Forschung damit einen zuverlässigen Nachweis ihres Arbeitsmaterials zu schaffen.

Die „Newe zeytung von orient vnd auffgange."

Ein zeitungsgeschichtliches Dokument[1]).

Die bayerische Staatsbibliothek besitzt in einem in zwei Ausgaben vorliegenden Einblattdruck vom Jahre 1502 ein für die zeitungsgeschichtliche Forschung überaus wertvolles Dokument.

Es handelt sich um den ältesten, bisher bekannt gewordenen *Druck*, auf dem die Bezeichnung „Newe zeytung" vorkommt[2]), die in den handschriftlichen Nachrichtenbriefen des Mittelalters in der Bedeutung von Neuigkeit und neuer Nachricht längst üblich geworden war.

Dagegen ist es erst den von Geheimrat F. Boll gemachten Feststellungen zu danken, daß — wenigstens bis jetzt — das Vorkommen dieser Bezeichnung auf einem frühen Druck nachgewiesen werden konnte.

Die von Weller in seinem Repertor. typograph. unter Nr. 211 und 212 gegebenen Daten hat F. Boll durch seinen Fund auf der bayerischen Staatsbibliothek dahin ergänzt, daß er für die Wellersche Nr. 211 eine diesem nicht bekannte Ergänzung nachwies, die als zweites Blatt ursprünglich mit dem von Weller zitierten Druck zusammenhing.

Das von Boll beschriebene Blatt beginnt: „Hort was .... Theodor Paleologen von der Insel Myttelin gesagt hat." Die Zusammengehörigkeit mit dem genannten ergibt sich nach Boll nicht nur aus der vollkommenen Gleichheit des Druckes, der Zeilenbreite u. s. w., sondern auch daraus, daß auf ihm von einem „oben genannten Franc Aurelio" die Rede ist, der auf dem Druck selbst nicht, wohl aber auf dem bei Weller zitierten vorkommt.

Wie wir nunmehr über den *Umfang* des Druckes im Klaren sind, so sind wir auch des Druckjahres wohl sicher Der Druck enthält nämlich zwei datierte Briefe und zwar vom 4. Dezember und vom 18. November 1501, sodaß gegen Ansetzung des Druckes ins Jahr 1502 kaum etwas einzuwenden sein wird. Druckort und Drucker dagegen wissen wir nicht.

Das Blatt, das für die zeitungsgeschichtliche Forschung in Frage kommt, beginnt mit der Abschrift eines Briefes; dessen vollständige Überschrift lautet:

> Das ist die abschrifft von dem brieff
> Den der Hertzog von venedig Dem hochwirdigsten jn got vatter vnn herren herren Raymunden auß gotlicher erbarmung des titels sant Marie Noue der heylige Romischen Kirchen priester Cardinalen vonn Burgk durch gannß Teutsche lannd des Bapstlichen stuls võ der seyten wirdigste Legatẽ. Von dez durchlaüchtigen Fursten vnd herrn herrn Leonharten Lauredon Hertzogẽ zu Venedig vnder der pleyen Bulle auß gangen. was vnd wye vill Turken er nider gelegt sein worden.

Hierauf folgt der 30 Zeilen lange Brief selbst, der am Schlusse vom 4. Dez. 1501 datiert ist.

Ihm schließt sich ein ebenfalls datierter „Auszug aus Briefen" an mit der Überschrift:

> Ain kurtzer außzug auß den briffen der Venediger Botschafft die bey dem Hungerischen Künig gewesen ist. Datum auff XVIII. tag Nouẽbris Funfftzehenhundert vnnd ain Jar."

Der „Auszug" selbst umfaßt in 5 Absätzen 26 Zeilen und endigt etwa in der Mitte der zweiten Seite des Blattes. Hier setzt nun die dritte Gruppe der Nachrichten ein, in der eine Anzahl verschiedener „Zeitungen" aus dem Orient zusammengetragen sind, mit der Überschrift:

„Newe zeytung von orient vnd auffgange."

Es folgen 5 Abschnitte mit 26 Zeilen. Hier also begegnet uns die Bezeichnung „Newe zeytung" erstmalig im Druck, wie etwas selbstverständliches und altgewohntes. Und im 3. Abschnitt wird in Zeile 4 ein Paulus von Piero erwähnt, der „fur new zeytung," also als neue Nachricht eine Mitteilung bringt, sodaß auf diesem Dokument die lange gesuchte Bezeichnung *zweimal* zu vermerken ist.

Da sich seit Salomon ein Irrtum über den *Inhalt* dieser „newen zeytung" eingeschlichen hatte, der auf Anfrage von F. Bertheau hin durch die bayerische Staatsbibliothek berichtigt wurde (vgl. diesen Jahrgang der Zeitschrift Heft 1/2 S. 34) möge der erste, 10 Zeilen umfassende Abschnitt der „neuen Zeitungen" aus dem Orient hier wiedergegeben sein:

Newe zeytung von orient vnd auff gange.

> Ain scheff võ der Insel Syo auff drey vnd zweyntzigisten tag Octobris wegk gefaren vñ gen Venedig kommẽ ist. hat zu erkennẽ geben wie der Venediger Armada vnd gezeug auff dez Mor an dem Sechtzehendẽ tag gemeltes Monats auff dem Canal bey Syo furgezogen vñ kommẽ in die Port Dolfin. das ist in anfang der Insel. vnd auff der and'n seytẽ der Insel die Franzosisch Armada auch fur gefarn sey. vñd auff den achtzehẽden tag egerurts monats baid Armada zu der Insel Mytelein. etwan Mytilene genant zu gelẽdt. das waren vngeuerlich Funfftzig meyle ward zu Syo geacht Myttelin moch erobert werdẽ. Dan von der statt daselb ob sechtzig klaffter langk selbs gebrochen vnd nyder gefallen ist. Ob das nit ein zeychen von Bott sey Darnach jn achtzehen stunden durch die Fronzoßen der mer gewesen ist dann der Venediger vñ ist erobert vnd gewunen worden.

Als Erläuterung zum Inhalt dieser etwas verworrenen „newen zeytung" diene die 1914 von der Leitung der bayerischen Staatsbibliothek auf Herrn Professor Bertheau's Anfrage erteilte, hier in Kürze wiedergegebene Auskunft:

„Die betreffende „Newe Zeitung" spricht nicht von der Einnahme von Mytilene durch die *Türken* (wie Salomon glaubte) sondern von der Wiedereroberung der Insel (Lesbos) durch die *Venetianer* und *Franzosen*. In der Tat ist Mitylene, nachdem es 1462 durch Muhammed II. türkischer Besitz geworden, im Jahre 1500 durch die venetianische Flotte zum Teil erobert worden; im folgenden Jahre ging es wieder an die Türken verloren (Vgl. W. Zinkeisen, Geschichte des osmanischen Reiches, 2. Teil Gotha 1854p. 537)."

Dr. Hans H. Bockwitz.

[1]) Ein Facsimileabdruck mit Notizen wird in unserer Sammlung „Dokumente des Zeitungswesens" in beschränkter Auflage erscheinen.

[2]) Vgl. hierzu meine Ausführungen in Heft 1/2 des laufenden Jahrgangs dieser Zeitschrift.

Bautzens älteste Zeitung.

In No. 4 des 126. Jahrgangs der „Bautzener Nachrichten" vom 5. Januar 1907 berichtet H. Monse, einer der Mitinhaber des Blattes, zum Jubiläum der Zeitung in einem Artikel: „125 Jahrgänge der Bautzener Nachrichten" über die Anfänge der Druckerkunst in Bautzen und gibt zugleich eine Darstellung der Gründungsgeschichte der Firma E. M. Monse, die sich mit Sicherheit bis ins Jahr 1652 zurückverfolgen läßt.[1])

Die Anfänge des Buchdrucks in Bautzen sind indessen weit früher anzusetzen. Während noch Faulmann und Falkenstein im Anschluß an Christian Knauthes Annales typographici Lusatiae superioris (1740) das Jahr 1550 als Gründungsdatum der ersten Bautzner Druckerei angeben und als ersten Drucker Nikolaus Wolrab nennen, kann hieran nach Feststellung eines Bautzner Druckes vom Jahr 1542 nicht mehr festgehalten werden, der sehr wahrscheinlich aus der Offizin Wolrabs stammt, da die Typen mit einem seiner späteren Drucke übereinstimmen. Bautzens ältester Druck stellt zugleich den Anfang des Bautzner Zeitungswesens dar, denn es handelt sich um eine der sog. „Neuen Zeitungen"[2]), die betitelt ist:

Warhafftige vnnd er- /
schröckliche Newe zeytung /
in Schlesien geschehen in disem 42. Jar /
am tag Egidij / Von unerhörten /
Hewschrecken / was sie für /
schaden gethan haben /
vnd noch thun. /
1542. am 15. Augusti.

[1]) Veränderter Abdruck in: Ein Rundgang durch den Betrieb der „Bautzener Nachrichten" (Bautzen), 1918. 36 S. 8°. S. 27–36 (Einführung der Buchdruckerkunst in Bautzen).

[2]) Ein wohlerhaltenes Original befindet sich in der Bibliothek des Deutschen Museums für Buch und Schrift in Leipzig, Sg. III. 54 der Sächs. bibliogr. Sammlung (Klemm).

Die „Zeitung" beginnt Bl. 2a mit den Worten: ‚Von erschröcklichen schedlichen bösen newen zeyttungen' und berichtet über eine Heuschreckenplage in Schlesien, von dem Schaden, den die Heuschrecken angerichtet und von den Maßnahmen, die man gegen sie ergriffen hat. Sie schließt Bl. 3a:

‚Datum Sonnabents zu nacht nach Natiuitatis Marie / M. D. XXXXII. Budissin oder Bautzen.

E. Weller führt in seiner Bibliographie „Die ersten deutschen Zeitungen" (Bibl. d. Lit. Vereins Stuttg. CXI. Tübingen 1872) fünf verschiedene Ausgaben der „Zeitung" an, darunter eine in Breslau gedruckte (No. 139), die wohl den übrigen als Unterlage gedient hat, dagegen fehlt bei ihm die in Bautzen gedruckte Ausgabe. Die vier bei Weller genannten Ausgaben 139a, b, c und d weisen keinen Druckort auf; drei der Ausgaben (139a, b, d) tragen Titelholzschnitte (b und d eine Heuschrecke), die bei 139 und bei dem Leipziger Exemplar in der Klemmsammlung fehlen.

H. H. B.

Der „Bote aus dem Riesengebirge".

Der „Bote aus dem Riesengebirge" erschien erstmalig als Wochenblatt in Hirschberg i. Schles. am 20. August 1812, von dem Breslauer Universitätsbuchdrucker Barth ins Leben gerufen. Die Leitung der Druckerei übertrug er dem Buchdrucker Karl Wilhelm Immanuel Krahn, dem Sohn des verstorbenen Besitzers der Hirschberger Stadtbuchdruckerei Immanuel Krahn, der sie 1816 käuflich erwarb. Nach seinem Tode ging sie in den Besitz von Reinhold Krahn über, und am 30. März 1872 in den des heutigen Eigentümers, der Aktien-Gesellschaft „Bote aus dem Riesengebirge". Der „Bote" hatte anfangs mit dem Wettbewerb einer älteren Zeitung, den „Königlich privilegirten Gebirgsblättern", die 1801 von dem aus Goldberg stammenden Privatgelehrten Johann Daniel Hensel als Wochenschrift gegründet worden war, zu kämpfen. Später wurden beide sowie auch ihre Druckereien miteinander verschmolzen. Doch führte der „Bote aus dem Riesengebirge" noch bis zur Einführung der Preßfreiheit den Untertitel: „Fortsetzung der Königlich privilegierten Gebirgsblätter". Das anfangs nur einmal wöchentlich erscheinende, an rund 300 Leser ausgetragene Blättchen war im Laufe der 100 Jahre seines Bestehens manchem Wandel unterworfen und hat sich allmählich zu einer geachteten Provinzzeitung ausgewachsen, deren ursprüngliche 6 Seiten Umfang wesentlich erweitert wurden, und zu denen sich vom 17. Jahrgang an die „Mitteilungen für Landwirtschaft und Haus", 1903 die Unterhaltungsbeilage: „Aus der Botenmappe" und 1910 die ill. Beilage: Draußen und daheim", hinzugesellten.

Die erste No. des „Boten" bringt eine Erklärung des Namens, den er nach dem alten Hermsdorfer Amtsboten Anton Gotthard Ringelhahn erhalten hat, sonst findet der Leser im 1. Jg. neben naturwissenschaftlichen Plaudereien, Anekdoten, Rätseln, dürftigen Lokalberichten, Inseraten politische Nachrichten, die die Politik Napoleons behandelten, noch Handelsberichte, wie z. B. die Getreidepreise der Stadt Jauer u. ä.

Im 2. Jg. 1813 beginnt infolge der politischen Ereignisse eine Erweiterung des Stoffes und von nun an gibt der „Bote" in erster Linie ein Spiegelbild der inneren und äußeren Politik Preußens.

Von 300 Abonnenten in den ersten Jahren nach der Gründung stieg deren Zahl bis 1847 auf 5000, 1887 auf 8000, 1912 auf 15000, 1920 auf 24000 Leser. Während des Krieges erschien die Zeitung zeitweise zweimal täglich. Wegen Papiermangels mußte die zweite Ausgabe später wieder eingestellt, noch später der Umfang des Blattes nicht unerheblich eingeschränkt werden.

Politisch stand der „Bote" seit Jahrzehnten auf dem Boden des entschiedenen Liberalismus, heute auf dem der deutsch-demokratischen Partei.

Als Verlag zeichnet die Aktiengesellschaft „Der Bote aus dem Riesengebirge", vertreten durch den Geschäftsführer Alois Klein. Leitender Redakteur ist Paul Werth, Feuilletonredakteur Walther Dreßler, Lokalredakteur Paul Jäckel.

Literatur: „Festschrift des Boten aus dem Riesengebirge", herausg. zur Hundertjahrfeier des Boten," darin: „Hundert Jahre Bote aus dem Riesengebirge, von Paul Werth." (Mit Abb. und zwei Facsimiles des Titelblattes der No. 1 Jg. 1 und des Titelblattes der No. 67 Jg. 50, einem Facsimile des 35. Stückes der „Schles. privilegierten Gebirgsblätter und alten Kupferstichen aus dem Riesengebirge).

Literatur zum Zeitungs- und Zeitschriftenwesen.

Allgemeine Darstellungen des Zeitungswesens.

Diez, Hermann, Das Zeitungswesen. 2. durchges. Aufl., Teubner Leipzig 1919. ANGW. 328. Bdch. 128 S. 8°.

Mit Recht weist der Verfasser der bekannten Darstellung des Zeitungswesens, die nunmehr in 2. Auflage vorliegt, im Vorwort darauf hin, daß die Neuauflage seiner Arbeit zu einer Zeit erforderlich geworden ist, die hierfür wenig günstig erscheint. Der Entwicklungsgang unseres Zeitungswesens hat durch den Krieg und seinen trostlosen Ausgang eine Unterbrechung, und mehr als eine Unterbrechung erfahren. Niemand vermag noch abzusehen,

wie die Entwicklung weitergehen wird, nur soviel ist vorauszusehen, daß Jahre vergehen werden, ehe sich unser deutsches Zeitungswesen von den Strapazen erholt, die ihm Krieg und Revolution auferlegt haben und noch auferlegen.

Die Diez'sche Arbeit brachte bei ihrem erstmaligen Erscheinen vor 10 Jahren in der Darstellungsweise des Stoffes insofern eine Neuerung dadurch, daß der Verfasser sein Augenmerk wesentlich auf die Einbeziehung und Verarbeitung statistischer Daten gerichtet hatte, die nicht vor das Jahr 1905 zurückgingen. In der neuen Auflage hat nach der statistischen Seite hin eine Einschränkung eintreten müssen. Die Übersichten über die Gesamtzahlen und über die Häufigkeit des Erscheinens der österreichischen und deutsch-amerikanischen Presse mußten fortfallen, desgleichen die Auflageziffern in der Übersicht über die politische Gliederung der Presse.

Neu sind die Abschnitte über die deutschen Zeitungen im Kriege und in der Revolution (aber ohne statistische Daten) und über die Auslandspresse im Krieg. Leider ist auf die Erscheinung des Feldzeitungswesens und des Zeitungswesens in den besetzten Gebieten überhaupt nicht eingegangen worden, woran augenscheinlich das Bestreben, den Umfang des Büchleins nicht allzusehr anschwellen zu lassen, die Schuld trägt. Aus dem gleichen Grunde ist der Abschnitt über die Entwicklung der Zeitschriften auf die Hälfte reduziert und der über die Fachpresse ganz weggelassen worden. Beide Gruppen gedenkt der Verfasser in einer hoffentlich bald zu erwartenden selbstständigen Arbeit zu behandeln.

Als allgemeine Einführung für weitere Kreise in Geschichte und Probleme des Zeitungswesens ist die Schrift von H. Diez nach wie vor zu empfehlen. H. G.

Geschichte des Zeitungswesens.

Oehlke, Alfred, 100 Jahre Breslauer Zeitung 1820—1920. Verlag der Breslauer Zeitung Dr. A. Oehlke, Breslau 1920. Mit 8 Bildbeilagen. VIII + 328 S. 8°.

Die Breslauer Zeitung kann in diesem Jahre auf ein hundertjähriges Bestehen zurückblicken und nimmt diesen Erinnerungstag als Anlaß zu einer Festschrift, in der Dr. A. Oehlke den Versuch macht, den Entwicklungsgang der Breslauer Zeitung zu schildern. Diese Aufgabe zu lösen war für ihn nicht leicht. Ganz abgesehen davon, daß ein außerordentlich großes Material zn verarbeiten war, kommt noch hinzu, daß es für ihn als Verleger und Besitzer der Zeitung ein recht heikles Unternehmen war, die Geschichte seiner eignen Zeitung darzustellen. Mit dem einleitenden Satze: die reine Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu schreiben, sollte die oberste der Pflichten jedes Geschichtsschreibers sein, macht er sich die größtmögliche Objektivität zum Grundsatze. Und er bleibt bis zum Schlusse diesem Prinzip treu. Die objektive, ruhige und sachliche Art seiner Darstellung berührt wohltuend.

Was die Gründung der Breslauer Zeitung anbetrifft, so erfahren wir, daß sie dem Literaten Karl Schall ihre Entstehung verdankt. Schall kam am 24. Januar 1819 um die Konzession ein und erhielt sie am 29. Juni 1819. Das Blatt wurde bei Graf, Barth & Comp. gedruckt und erhielt den Titel „Neue Breslauer Zeitung", der später (1828) in „Breslauer Zeitung" umgewandelt wurde. Die erste Nummer erschien am 1. Januar 1820. Mit dem schon in Breslau vorhandenen Blatte, der „Schlesischen Zeitung", trat man nicht etwa in einen harten Konkurrenzkampf ein, sondern beide Zeitungen lebten in biedermeierlicher Gemütlichkeit nebeneinander hin.

Aufs genaueste beschäftigt sich Dr. Oehlke mit den verschiedenen Besitzern, Verlegern und Redakteuren des Blattes, ohne einen Augenblick in seiner Darstellung trocken zu wirken. Im Rahmen einer kurzen Besprechung müssen wir es uns aber versagen, näher darauf einzugehen. Es mag genügen, die Namen von Männern wie Eugen Baron von Vaerst, Dr. Julius Stein, Eduard Trewendt genannt zu haben, die Außerordentliches für die Breslauer Zeitung geleistet haben.

Es ist äußerst reizvoll, an der Hand von Dr. Oehlkes Darstellungen einzelnen Fragen nachzugehen. Man erfährt, wie schwer das Blatt zuerst mit der Zensur zu kämpfen hatte, bis endlich, am 20. März 1848 die Aufhebung dieser Fessel eintrat. Von da ab datiert überhaupt erst eine freie Presse. Erst im Weltkrieg wird den Zeitungsschreibern wieder dieser — sit venia verbo — Maulkorb angelegt. Die Revolution aber macht schließlich die Presse wieder frei. Des ferneren wird Aufschluß gegeben über Format der Zeitung, ihre Kosten, Auflage, Häufigkeit des Erscheinens, Inseraten- und Nachrichtenwesen, Kurszettel etc. Interessant ist es zu verfolgen, wie der Betrieb sich immer mehr auswächst: In der ersten Zeit der gemütliche Biedermeierschlendrian, der sich sozusagen auf dem Sofa räkelt. Ein anderer Zug kommt durch die Anschaffung einer Schnellpresse in den Betrieb, (die Druckerei der Breslauer Zeitung war die erste schlesische Offizin, die eine solche aufstellte.) Wir erleben mit, welche tiefgreifenden Veränderungen im Arbeitstempo Eisenbahn, Telegraph und Telephon hervorrufen.

Einen weiteren Vorzug des Buches bildet es, daß das reiche historische Material mit großer Geschicklichkeit und Sachkenntnis verarbeitet wurde.

Regstes Interesse hat das Blatt von Anfang an dem Theater, der Literatur, Kunst und Wissenschaft entgegengebracht. Es verfügte über z. T. ganz vorzügliche Kritiker — es seien nur der Musikkritiker Professor Bohn und der Kunsthistoriker Semrau genannt —, überdies hatte es noch eine sehr stattliche Anzahl von Mitarbeitern von Ruf aufzuweisen. Eine kleine Auswahl von Namen, deren Träger eine bedeutsame Rolle in Literatur, Kunst oder Wissenschaft spielten, möge zur Illustration des Gesagten dienen. Es waren unter anderm für die Breslauer Zeitung tätig: Wackernagel, von der Hagen, Rudolf von Gottschall, Holtei, Laube, Spielhagen, Ernst Eckstein, Semrau, Josef Bartsch, Ernst von Wolzogen, Ernst von Hesse-Wartegg, Sarrazin, Hermann Kienzl, Ganghofer.

Überschaut man das Ganze vom Verfasser Geleistete, so darf man sagen: Das Buch bietet das, was es will und soll, eine klare, scharfumrissene Darstellung der Geschichte der Breslauer Zeitung. Es ist aber als solches mehr als ein privaten Zwecken dienendes Unternehmen, es ist ein Kulturdokument von Wert, das beachtet zu werden verdient. Ju.

Zeitungskunde als Wissenschaft.

Jöhlinger, Otto, Zeitungswesen und Hochschulstudium. Einführung zu den Vorlesungen über: „Das Zeitungswesen in Deutschland und im Ausland". Jena 1919. Gustav Fischer. 179 S. 8°.

Zur Einführung in seine zeitungskundliche Vorlesung im Mai vorigen Jahres hielt der Dozent für Staatswissenschaften am Orientalischen Seminar der Universität Berlin Dr. O. Jöhlinger eine Eröffnungsrede, die zu vorliegendem Buch erweitert im Druck erschienen ist und die die Stellung des Verfassers zu den wichtigsten Streitfragen des gesamten Pressewesens bringt.

Es ist ein Bekenntnis, das der Verfasser ablegt, der seinen Zuhörern von vornherein reinen Wein einschenkt und ihnen sagt, wie sich ihm die Probleme des problemreichen Wissensgebietes darstellen, nicht ohne Vergleiche mit den zahlreichen Äußerungen derer anzustellen, die irgendwie vor und mit ihm gleichfalls nach solcher Stellungnahme strebten.

Dies zu wissen ist notwendig, da es der Titel des Buches nicht besagt und nicht vermuten läßt. Ein solches persönliches Buch will und darf denn auch nicht mit dem Maßstab gemessen werden, den man an wissenschaftliche Werke zu legen gewöhnt ist und kann von vornherein Anspruch darauf erheben, daß man ihm, auch im Hinblick auf den ursprünglichen Zweck, die Form der Darstellung nicht zum Vorwurf macht. Die Qualitäten einer solchen Schrift liegen anderswo. Sie bestehen darin, daß ein Mann vom Fach die Problemfülle, die sich in der jungen zeitungskundlichen Forschung auftut, erkennt, und nicht nur erkennt, sondern auch Wege zu Lösungen versprechen

kann, wie sie nur vom Praktiker, der zugleich Wissenschaftler ist, ausgehen können. Wenn troß des Problemreichtums von einer selbständigen Zeitungswissenschaft nicht gesprochen werden kann, so wird Jöhlingers Buch doch wesentlich dazu beitragen, die Anerkennung der Zeitungskunde als eines wissenschaftlichen Faches, als einer notwendigen Hilfswissenschaft, zu fördern und ihr damit die Wege zu weiterem Seßhaftwerden in unserm Hochschulbetrieb ebnen. H. B.

Statistik.

Krumbhaar, Dr. Herbert. Die Häufigkeit des Erscheinens der Zeitungen. H. Krumbhaar, Liegniß 1920. (Diss.) VIII + 112 S. 8°.

Das Interesse der zeitungskundlichen Forschung fördert glücklicherweise auch auf dem noch recht im Argen liegenden Felde der Zeitungsstatistik Arbeiten zu Tage, die sich nicht scheuen, auf oft dornenvollen Wegen der statistischen Erforschung von Teilgebieten des Zeitungswesens nachzugehen.

In seiner Arbeit über die Häufigkeit des Erscheinens der Zeitungen, die in Adolf Webers Seminar entstanden ist, bringt der Verfasser zunächst eine Darstellung der geschichtlichen Entwicklung. Seinem Thema gemäß gliedert er die Zeiträume nach den Perioden des einmal erscheinenden Wochenblattes (1600—1650) und des mehrmalig erscheinenden (1650—1790), dann folgt die Periode der einmal am Tage erscheinenden Blätter (1790—1848) und schließlich wird das Aufkommen der mehrmals am Tage erscheinenden Blätter mit dem Jahr 1848 bezeichnet. Hierauf folgt eine Untersuchung über die Häufigkeit des Erscheinens, in welcher diese in Beziehung geseßt wird zur Größe der Erscheinungsorte, zur Auflagenhöhe, zu den Vertriebsformen, den Bezugs- und Anzeigenpreisen und zur sozialen Zusammenseßung des Leserkreises. Schließlich wird das Problem des täglich ein- oder mehrmaligen Erscheinens vom Standpunkte des Verlegers und vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus betrachtet.

Die Bedeutung einer solchen Untersuchung erhellt ohne weiteres aus der Tatsache, daß für die Bedeutung aller Verkehrsmittel, und damit der Zeitung als eines der allerwichtigsten, die *Häufigkeit* ihres Erscheinens von entscheidender Bedeutung ist. Sehr treffend führt der Verfasser das Beispiel der Eisenbahn an, deren Fortschritte nicht allein in der Erweiterung des Schienenneßes und der Verbesserung des rollenden Materials liegen, sondern ganz wesentlich auch in der Vermehrung der Anzahl der Züge, die täglich auf den einzelnen Strecken verkehren. So wird von der Häufigkeit des wöchentlichen Erscheinens der Zeitung eines ihrer wichtigsten Kennzeichen, ihre *Aktualität* entscheidend beeinflußt, denn je öfter eine Zeitung erscheint, desto schneller vermag sie den zufließenden Nachrichtenstrom vor dem Veralten an das Publikum weiterzugeben.

Auch in dem Verhältnis zwischen der Zeitung und ihrem Leser spielt die Erscheinungshäufigkeit eines Blattes eine wichtige Rolle: je häufiger die Zeitung dem Leser ins Haus flattert, desto enger wird sein Verhältnis zu ihr werden.

Aus dem Gesagten wird die Wichtigkeit, ja Notwendigkeit einer Untersuchung über das Problem der Erscheinungshäufigkeit der Zeitungen ohne weiteres klar.

Die gestellte Aufgabe hat der Verfasser, auf solidem geschichtlichen Unterbau stehend, ganz vortrefflich gelöst und eine für die zeitungskundliche Forschung überaus nüßliche Leistung geboten. Auf das chronische Leiden aller zeitungsstatistischen Arbeiten — die Unmöglichkeit einer reinlichen Scheidung zwischen Zeitung und Zeitschrift ohne mindestens mehrere Nummern einer jeden einzelnen Gattung innerlich und äußerlich zu kennen — weist der Verfasser besonders hin und beklagt, daß keine amtliche Zeitungssammelstelle es ermöglicht, einen Überblick über die Gesamtheit der periodischen Veröffentlichungen Deutschlands zu gewinnen.

Die Notwendigkeit eines *Reichspressearchivs* als einer unentbehrlichen Grundlage aller exakt wissenschaftlichen zeitungskundlichen Forschung wird auch hier wieder deutlich und immer dringlicher, je intensiver die Beschäftigung mit zeitungsgeschichtlichen Problemen einseßt. H. G.

Zeitungswesen und Politik.

Rühlmann, Paul M. Kulturpropaganda. Grundsäßliche Darlegungen und Auslandsbeobachtungen. Charlottenburg, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, 1919. 170 S. 8°.

Das Bestreben, durch wohlgemeinte Vor- und Ratschläge zu einer wirksamen Propaganda auf kulturellem Gebiete hinzuleiten, hat schon während des Krieges eine ganze Anzahl von Broschüren und Büchern entstehen lassen, die mehr oder minder geschickte Richtlinien zu geben versuchen. Die Resultate unserer teuren amtlichen Propaganda waren in der Tat, von einzelnen Erfolgen abgesehen, recht mäßig. Verwunderlich kann das Niemanden sein, der auch nur ein Dußend Hefte aus unserer umfangreichen Werbeliteratur kritisch durchmustert und wenn einmal während des Krieges in einer belgischen Zeitung[1]) geseufzt wurde: Si l'efficacité d'une propagande se mesurait au poids du papier noirci et au nombre des fiches établies, la Belgique occuperait, dans ce domaine, la première place entre les nations belligérantes", so hätten eher wir zu solchem Stoßseufzer Anlaß.

Rühlmann geht in dem vorliegenden Buche nicht den vielbetretenen Weg der Vorschlag- und Projektenmacherei, sondern er will vor allem durch eine umfangreiche Materialsammlung Gelegenheit geben, die einzelnen Organisationen der Entente, Englands, Frankreichs, der Vereinigten Staaten und Japans sowie die spanisch-französische Verbrüderung kennen zu lernen. Da ihm eine Fülle von Material zur Verfügung gestanden hat, ist ein durchaus brauchbares Orientierungsmittel entstanden, dem eine Neu-Auflage und ein ausführliches Namen- und Sachwortregister zu wünschen ist. Ferner wäre eine Ergänzung nach einer bestimmten Seite hin erfreulich: die umfangreiche Propaganda, insbesondere Frankreichs, konnte den Riesenerfolg nur haben, weil hinter ihr und mit ihr eine stets wohlinformierte und stets willfährige Presse wirkte, die wiederum selbst zu Propagandazwecken verwandt wurde — man braucht, um ein klassisches Beispiel dafür zu geben, nur an Belgien zu denken, das von Frankreich in Friedenszeiten mit täglich 8000 Kilo Pariser Zeitungen überschüttet wurde.

Wenn der Verfasser nach dieser Seite hin einmal sein Buch erweiterte und auf die Mitarbeit der Presse bei den einzelnen Ländern ausführlicher als es geschehen ist, eingingе, könnte das den Wert seiner lesenswerten Arbeit nur erhöhen. H. B.

Praxis des Zeitungswesens.

Boesen, Hugo, Der Pressestenograph. Ein Weckruf an die Berufsgenossen. Eine Orientierung für Freunde des Zeitungswesens. Köln am Rhein, 1919. Selbstverlag. 8°. 22 S. 1,80 M.

Unsere Zeit hat auch die Stenographen, die bis jeßt im großen und ganzen nur in Stenographenvereinen zusammengeschlossen waren, zur Gründung von Interessen-Vertretungen aufgerüttelt. Das ist recht erfreulich und bringt hoffentlich der Stenographie die Wertschäßung wieder, die ihr früher zuteil ward. Der Systemstreit und Systemhader, das Betonen der Mitgliederzahlen und der Kampf an Hand der Statistik, mit der jedes System seine Brauchbarkeit beweisen wollte, hatte die praktische Seite der Stenographie mehr und mehr in den Hintergrund geschoben. Der Verfasser führt uns einen der wichtigsten stenographischen Berufe, den Pressestenographen, vor; daß dieser nicht die Achtung genießt, die ihm, wenn er wirklich Tüchtiges leistet, zukommt, ist bedauerlich, hängt aber mit der Unterschäßung der Stenographie zusammen,

[1]) 20. Siecle 15. 5. 1917.

die der Überschätzung derselben — wie sie in gewissen Kreisen von „Auch-Stenographen" herrscht — zu danken ist. Mit dem Namen „Stenograph" ist Mißbrauch getrieben worden. Das rächt sich jetzt bitter. Soll sich hier etwas ändern, so kann das nur geschehen dadurch, daß der Titel „Stenograph" wie der jedes anderen Berufes in irgend einer Form geschützt wird. Eine volle Ausnützung der Stenographie kann im übrigen meines Erachtens erst eintreten, wenn wir die Einheitsstenographie haben, wenn das Stenogramm des Pressestenographen auch für jeden seiner Kollegen lesbar ist und nicht durch Systemverschiedenheit illusorisch wird. Wer für Hebung des Standes der Pressestenographen eintreten will, muß zweierlei Forderungen stellen: Einheitsstenographie und eine Leistungsfähigkeit von mindestens 200 Silben in der Minute! Daß der Verfasser diesen „Weckruf" herausgegeben hat, ist zum mindesten verdienstlich; der Sache muß aber tiefer nachgegangen werden. Am.

Mitteilungen aus dem Deutschen Museum für Buch und Schrift

a. Schenkungen und Vermehrung der Sammlungen.

DANKSAGUNG.

Auf unsere Bitte sind uns aus dem neutralen Auslande in Anbetracht der schweren wirtschaftlichen Verhältnisse der Gegenwart zahlreiche gütige *Stiftungen* zugegangen, die wir hier nachstehend mit dem Ausdruck unseres aufrichtigsten Dankes verzeichnen. Dieselben werden es uns ermöglichen, unsere gemeinnützige Arbeit im Interesse der durch Buch und Schrift verkörperten Geisteskultur trotz der Ungunst der Zeiten ungestört fortzusetzen, und so hoffen wir, den gütigen Spendern ihre Hülfe dereinst durch die Tat vergelten zu können. Vor allem aber hat die in solcher Unterstützung sich kundgebende treue *Gesinnung* unserer ausländischen Freunde gerade in jetziger Zeit ermutigend und wahrhaft erhebend auf uns gewirkt, und sie mögen versichert sein, daß wir ihnen dieses hochherzige Eintreten für den Geist und die Ziele unserer Tätigkeit niemals vergessen werden. Besonders dankbar sind wir den Herren August *Hofer*-Barcelona, Nils *Persson*-Stockholm, Direktör *Nyholm*-Stockholm, Direktör Wald. *Zachrisson*, Direktör Bruno *Zachrisson*-Göteborg, und H. *Scheibler*-Christiania, deren Initiative die Stiftungen vor allem zu verdanken sind.

Leipzig, 20 Februar 1920.

Deutscher Verein für Buchwesen und Schrifttum

Dr. L. Volkmann, 1. Vorsitzender. Prof. Dr. Schramm, Museumsdirektor.

Schenkungen aus *Norwegen:*

Fabritius & Sönner A/S, Christiania
N. Falck-Ytter, Provinsbokhandelen, Christiania
L. Swanström, Christania
M. Rich. Kirste, „
H. Sieberth, „
Det Mallingske Bogtrykkeri A/S, „
A. W. Bröggers Bogtrykkeri, „
H. M. Refsum, „
H. Aschehoug & Co., „
Gröndahl & Sön, „
Jacob Dybwad, „
Olaf Norli, „

insgesamt 19 512.20 M

Schenkungen aus *Schweden:*

Konsul Carl Kindal, Firma N. J. Gumperts Pappershandel, Göteborg
A. Lindgren & Söner, „
N. Fr. Hellner, Firma Elanders Boktryckerie A. Bol., Göteborg
Oscar L. Isacson, „
Josef Bergendahl, „
Direktör K. F. Medén, Firma K. F. Medéns Bokhandels A. B. Göteborg
Direktör Hugo Brusewitz, „
Wald. Zachrissons Boktryckerie A.-B. „

insgesamt 17 000.— M

Edv. Lundgren, Malmö
Arvid Nordmark, Malmö

insgesamt 4 000.— M

Aktiebolaget Nordiska Kompaniet, Stockholm 5 000.— „
Aktiebolaget Sveriges Litografiska Tryckerier, Stockholm 25 000.— „
P. A. Norstedt & Söner, Stockholm 10 000.— „
Walther Puiger, Stockholm 1 000.— „
A.-B. Gustav Carlsson & Co., Stockholm 5 000.— „

Tryckeriaktiebolaget Ferm, „ 1 000.— ℳ
A.-B. Fredr. Wagner, „ 6 000.— „
Bokbindar-Mästare-Föreningen, „ 10 000.— „
Deutsche Gesandtschaft, Stockholm
Ludwig Traugott, „
J. Eissner, „
Max Sieverts, „
Hugo Hartig, „
Franz Heiß, Direktör „
Paul Radmann „ „
A. Grumme „ „
Elkan & Schildknecht, „
Ad. Burchard, „
F. Dickelmann, Direktör „
Th. Rügheimer, „ „
Carl Junge, „ „
P. Thöldte, „ „

insgesamt 10 000.— ℳ

Abr. Lundgvist, Musikförl.
Björk & Börjesson, Bokförl.
Aktiebolaget Familjeboken
A. B. Chelius & Co, Bokförl.
A. B. Klemmings Antikvariat
Wahlström & Widstrand
H. Schönfeldt, Runebergsg. 4
Konsul A. Benziger, Dalagatan 10
Hugo Gebers Förlag

insgesamt 6 663.70 ℳ

Schenkungen aus der *Schweiz:*

W. Büchler, Bern 1 000.— ℳ

Schenkungen aus *Spanien:*

Gust. Gili, Barcelona-Gracia 5 000.— ℳ

b. Ausstellungen im Deutschen Museum für Buch und Schrift.

19. Ausstellung Eme Bardorff.

September und *Oktober* war der Ausstellungsraum Eme Bardorff, einer Leipziger Lichtbildnerin, überlassen. Die Photographien standen alle, sowohl die landschaftlichen als auch die Portrait-Aufnahmen auf einer erfreulichen Höhe. Insbesondere zeigte sie treffliche landschaftliche Gummidrucke, in die sie mit Glück es verstanden hat, eine persönliche Note hineinzulegen und die Stimmung nach ihrem Empfinden wiederzugeben. Aber auch die Portraitaufnahmen zeigten, daß man es mit einer beachtenswerten Künstlerin zu tun hat. Die Ausstellung gab einen Eindruck davon, was heute die Photographie in künstlerischer Hinsicht zu leisten imstande ist.

20. Exlibris-Ausstellung.

Im *Dezember* fand eine Exlibris-Ausstellung statt. Das Material entstammte dem Wettbewerb für eine einfarbige Exlibrisradierung, der vom Deutschen Verein für Exlibriskunst und Gebrauchsgraphik auf Wunsch des Mitgliedes Richard Schlüter ausgeschrieben war und an dem Künstler der verschiedensten Richtungen teilgenommen hatten. Wie immer wurde auch diese Exlibris-Ausstellung von zahlreichen Exlibrisfreunden besucht. Diese werden auch manches Interessante darin gefunden haben, während der Fernerstehende vielleicht nicht ganz befriedigt war. Es ist dem Wettbewerb wie so manch anderem ergangen. Trotz angemessener Preise (3 Preise à 2000 ℳ, 2 Preise à 1000 ℳ, 4 Preise à 500 ℳ) ist der gewünschte Erfolg doch wohl ausgeblieben, insbesondere war der Begriff des Exlibris von den Künstlern nicht scharf innegehalten.

21. Zeitungsgeschichtliche Ausstellung.

Die im Deutschen Museum für Buch und Schrift bestehende „Abteilung für Zeitungswesen“ zeigte im Ausstellungsraum des Museums im Laufe des *Januar* erstmalig eine Auswahl zeitungsgeschichtlich interessanter Stücke.

In kurzen Umrissen wurde der geschichtliche Entwicklungsgang der Zeitung von den geschriebenen an über die sogenannten „Neuen Zeitungen“ des 16. Jahrhunderts bis zum Aufkommen der Wochenzeitungen zu Beginn des 17. Jahrhunderts vorgeführt, um nach Proben aus dem 18. Jahrhundert überzuleiten zur *modernen Zeitung.* Die Mitwirkung des Antiquariats Ludwig Rosenthal in München hatte es ermöglicht, zahlreiche seltene Stücke „Neuer Zeitungen“ des 16. Jahrhunderts vorzulegen, und dem Entgegenkommen des Fürstlich Thurn und Taxis'schen Zentralarchivs in Regensburg war es zu verdanken, wenn der enge Zusammenhang zwischen Post- und Zeitungswesen auf Grund von zahlreichen, wichtigen *Originalurkunden* vorgeführt werden konnte. Die Auswahl dieser Stücke war vom Geheimen Archivrat Dr. Rübsam, welcher schon für die Bugra zusammen mit Archivrat Dr. Freytag die postgeschichtliche Ausstellung des Regensburger Archives geleitet hatte, getroffen worden.

Unter den „Neuen Zeitungen“ erregten besonderes Interesse die sogenannten Entdeckerzeitungen, von denen der „Kolumbusbrief“ vom Jahre 1493 über die Entdeckung Amerikas, die „Neue Zeytung auss Presillg Landt“ über eine frühe Forschungsreise

nach Brasilien und die „Newe Zeittung von dem lande, das die Sponier funden haben ym 1521. iare genant Jucatan" teils in Originalen teils in Facsimiledrucken gezeigt werden konnten. Auch der in München vorhandene, älteste bekannte Druck, auf dem das Wort *„Zeytung" im Sinne von Nachricht* erstmalig vorkommt, aus dem Jahre 1502 stammend, war dank dem Entgegenkommen der Bayerischen Staatsbibliothek in photographischer Wiedergabe zu sehen. Die ausgestellten postgeschichtlichen Dokumente führten in deutlichster Weise vor, wie eng die Zeitung in ihren Anfängen mit dem Postwesen verknüpft war, wie sie ja häufig auch aus den Posthäusern hervorgegangen ist, worauf Zeitungstitel wie Post-Rheuter, Postamtszeitung usw. hinweisen. An sich belanglos erscheinende Blätter, wie die Liste der vom Münchner Oberpostamte im Jahre 1760 beförderten Zeitungen gaben einen Einblick in die geistige Welt und das Lesebedürfnis des damaligen München; Postquittungen mit handschriftlichen Vermerken, Ankündigungen neu erscheinender Zeitungen, postalische Passepartouts u. a. Stücke veranschaulichten das Getriebe des Postwesens am Ende des 18. Jahrhunderts.

Die Zeitung der Gegenwart war in der Ausstellung durch Plakate, graphische Darstellungen und eine Auswahl von Jubiläumsschriften einer Anzahl größerer und kleinerer Blätter angedeutet worden. Die gebotene Auswahl zeigte außer den umfangreichen Werken über die Vossische, Frankfurter, Magdeburger, Schlesische Zeitung, die Kölnische Volkzeitung u. a. auch Festnummern mittlerer und kleinerer Zeitungen in oft recht guter Ausstattung.

22. Ausstellung der Java-Kunst.

Vor etwa einem Jahre hatte das Museum der Java-Kunst Gelegenheit zu einer Ausstellung in den Räumen des Museums gegeben, weil die Museumsleitung der Ansicht war, daß es sich bei den Werken der Java-Kunst um eine hervorragende Neuheit auf dem Gebiete des Bucheinbandes und der Buntpapiere handelte. Die Ausstellung hatte ihren Zweck vollauf erfüllt, wie der rege Besuch und das große Interesse zur Genüge zeigte. Inzwischen haben sich die Werke der Java-Kunst so verbreitet und sind so vervollkommnet worden, daß es angezeigt erschien, eine neue Schau der Java-Kunst zu veranstalten. Das Java-Papier hat sich über aller Erwarten schnell eingeführt, wie jeder Bücherliebhaber weiß. Bei der Eröffnung der vorjährigen Ausstellung hatte der künstlerische Leiter der Java-Ausstellung, der auch diesmal die Führung einer Anzahl Gruppen durch die Ausstellung in dankenswertester Weise übernommen hatte, gesagt, daß die Papiere nach ganz bestimmten Ideen entworfen werden, daß Stimmungen, Vorgängen und Gedanken des Buches aufs weitgehendste Rechnung getragen werde und daß vor allem dem volkstümlichen Einband besondere Aufmerksamkeit zugewendet werden sollte. Dieses Programm ist, wie die Ausstellung zeigt, erfüllt und konsequent durchgeführt worden. Eine erstaunliche Fülle von neuen Motiven zum Teil von ganz besonderem Reiz bekommen wir zu sehen. Dem Geiste nach sind die ausgestellten Stücke troß der Massenauflagen keine üblichen Buntpapiere mehr, sondern einzelne Kunstschöpfungen, individuell und allein für sich dastehend. Neben den aus Massenpapieren hergestellten Einbänden zeigt die Ausstellung eine große Reihe von Prachteinbänden, die eine besondere Würdigung verdienen. Es sind neben anderen zumeist Arbeiten des Malers und Zeichners Richard Janthur, von dem das Museum zur selben Zeit eine stattliche graphische Ausstellung bringt, über die an anderer Stelle noch ausführlicher berichtet wird. Daß Kräfte wie Janthur sich in den Dienst der Java-Kunst gestellt haben, um mit Hilfe des der Gesellschaft eigenen Verfahrens Kunstwerke von hohem Werte zu schaffen, zeugt ohne weiteres von ganz neuen Perspektiven für die Kunst. Mit besonderem Dank sei mitgeteilt, daß die Java-Kunst der Bucheinband-Abteilung des Museums eine Anzahl prächtiger Einbände dediziert hat, sodaß auch sie nun in der reichen Einbandsammlung des Museums würdig vertreten ist.

Bücher- und Zeitschriften-Schau.

(Nur Bücher, die in *zwei* Exemplaren eingeschickt werden, werden *ausführlicher* besprochen.)

Erhard Eßlaubs Reisekarte durch Deutschland aus dem Jahre 1501. Mit einem Begleittext von Prof. Dr. W. Wolkenhauer. Herausgegeben von Max Harrwiß. Nikolassee bei Berlin, (Harrwiß). 1919 13(16) S. 1°. Kartenbeilage. 1. Blatt 2°.

Die auf 100 Abzüge beschränkte, im Farbenlichtdruck vollkommen geglückte Wiedergabe des alten kolorierten Holzschnittes gibt einem Kartenwerke größere Verbreitung, das nicht allein als Urkunde der Kartographie wertvoll ist, sondern auch in der deutschen Druckgeschichte Anspruch auf einen ehrenvollen Plaß hat. Bisher sind von dem seltenen Blatt uns zwei Abzüge bekannt geworden, von denen sich der eine in der Hauslab-Liechtenstein-Sammlung in Wien, der andere, angebunden einer Ptole-

maeusausgabe von 1486, im Besitze der Stadtbibliothek Löbau befindet. Über die persönlichen Verhältnisse und die wissenschaftliche Bedeutung des Urhebers der Karte (der Verleger war Georg Glogkendon in Nürnberg), den Nürnberger Sonnenkompaßmacher Erhard Etzlaub, der fast sechzig Jahre vor Merkator die nach diesem genannte Kartenprojektion gekannt und geübt hat, unterrichtet Professor Dr. Wolkenhauers der Veröffentlichung beigegebene Abhandlung mit erwünschter Ausführlichkeit, damit einen bequemen Überblick über das Verhältnis der wichtigen Karte zu den ihnen verwandten Veröffentlichungen bietend und ihren Wert für die Geschichte der Kartographie bestimmend. Der Sonnenkompaß war in der Entstehungszeit der Etzlaub'schen Karte ein vielbenutzter Reisebehelf und auch die Karte sollte einen praktischen Zweck erfüllen, den Bürgern der großen Handelsstadt die vielen Wege weisen, die von Nürnberg nach Rom führten, eine brauchbare Straßenkarte sein. Ihrer (verhältnismäßigen) Richtigkeit wegen hat sie dann in der deutschen Kartenliteratur bis über die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts hinaus in hohem Ansehen gestanden und ist für die bekanntesten deutschen Generalkartenwerke benutzt worden. Kein geringes Lob für die Arbeit des bescheidenen Nürnberger Meisters, dessen Namen seine Karte verschweigt und dem erst Dr. August Wolkenhauer in grundlegenden Untersuchungen zu seinem Rechte verholfen hat. Den Ruhm, die erste moderne Deutschlandkarte zu sein, macht der Etzlaub'schen Meilenkarte freilich eine auf den Kardinal Nicolaus von Cusa zurückgehende (1481? entstandene) Karte streitig. Aber diese Karte war erheblich ungenauer als die Etzlaub'sche und ihre Einrichtung auf die deutsche Kartographie beschränkte sich, da ihre praktischen Mängel gerade in Deutschland offenbar werden mußten, auf ihre Nachbildung, die der Nürnberger Arzt Dr. Hieronymus Münzer in der Hartmann Schedelschen Weltchronik von 1493 gegeben hat. Auch die Etzlaub'sche Karte von 1501 hat in einer um 1492 veröffentlichten, in einer ganzen Anzahl von Abzügen erhaltenen unsignierten und undatierten, aber ebenfalls Etzlaub zuzuweisenden Holzschnittkarte einen Vorläufer, der in der Anlage bereits der späteren Deutschlandskarte Etzlaubs entspricht, jedoch in den Einzelheiten dürftiger und ungenauer ist. Das beweist die anhaltende, stetige Arbeit des Kartographen an seinem Werke, eine Arbeit, die ebenso die ältesten Baedecker, die Wallfahrtsbücher, herangezogen haben wird wie die Aufzeichnungen der Nürnbergischen und anderer süddeutschen Reisenden. Damit aber zeigt sich Etzlaub gegenüber der phantasievollen, auf theoretischen Unterlagen sich aufbauenden Cusanischen Karte mit seinem Kartenwerk als der Praktiker und insofern ist er selbst dann, wenn die Cusanische Karte gegenüber der seinen die chronologische Priorität der Drucklegung haben sollte, der erste Kartograph, der eine brauchbare Deutschlandkarte in Druckvervielfältigung veröffentlicht hat, wie er auch die erste gedruckte deutsche Spezialkarte 1492 ebenfalls bei Jörg Glogkendon herausgegeben hat, einen Holzschnitt, der die Umgebung von Nürnberg zeigt. (Unicum der Hof- und Staatsbibliothek in München). Einen mit geänderter Legende und Signatur 1533 herausgekommenen Neudruck des Kartenstockes von 1501 hat Etzlaub nicht mehr erlebt. G. A. E. B.

Aarbog for Bogvenner. Udgivet af Svend Dahl. Tredie Aargang. Kobenhavn, V. Pios Boghandel, Poul Branner: 1919. 8,280 (284) S. 4°.

Forsog til en Ordbog for Bogsamlere af Svend Dahl. Kobenhavn, V. Pios Boghandel, Poul Branner: 1919. 122 (132) S. 8°.

Der dritte Band dieses Jahrbuches übertrifft seine beiden Vorgänger, in der Ausstattung ihnen gleichbleibend, durch eine Erweiterung seines Bilder- und Textumfanges. Einer Einleitung von Einar Christensen, die liebenswürdig plaudernd das unerschöpfliche Bibliophilie-Thema anschlägt, folgen Beiträge zur Bibliophiliegeschichte von Johannes Dam (über Petrarca und die Bücher), von Robert L. Hansen (über die Pariser Bücherkais im Wandel der Zeiten), von J. Christian Berg (über Büchersammler und Büchersammlungen in den Vereinigten Staaten von Amerika), von S. Dahl (über die Biblomanen Don Vincente und Libri), von K. O. Lang (über Bolle Willum Luxdorph und seine Büchersammlung). Das Buchgewerbe ist durch je eine Abhandlung von Gustav Philipsen, die einen Umriß der Geschichte des Philipsen'schen Verlags gibt und von H. S. Hendriksen, der die in Dänemark im letztverflossenen Halbjahrhundert hauptsächlich benutzten Brotschriften bespricht, vertreten. Der Chronik und erwünschter Information dienen die Fortsetzungen der in den früheren Jahrgängen angefangenen Berichte Herman Lynge's (über die dänischen Bücherversteigerungen des Jahres 1918) und des Herausgebers (über das öffentliche Bibliothekswesen Dänemarks in den Jahren 1918—1919). So darf auch dieser Band als ein schönes Zeugnis für die Bestrebungen der Bibliophilie in Dänemark gelten, die gerade in letzter Zeit, auch nach außen hin, an Ausdehnung gewonnen zu haben scheinen.

Der Versuch eines Wörterbuches für Büchersammler, der vor allem den praktischen Zweck hat, die in der Bibliographie, im Buchgewerbe und im Buchhandel üblichen Fachausdrücke nebst ihren Abkürzungen in bequemster Form zu erläutern, dürfte, da er naturgemäß vor allem die dänische Terminologie berücksichtigt, auch Nichtdänen willkommen zu sein, zumal die Wörterbücher hier oft nicht ausreichen. Er ist sehr sorgfältig gearbeitet. Die Ausstattung des Büchleins ist, ohne sich in unangebrachte Verschnörkelungen zu verlieren, vortrefflich. G. A. E. B.

Unter Gnomen und Trolle im nordischen Märchenwald. Aus dem Schwedischen übersetzt von Lotte Haedicke. Mit 8 farbigen Bildern von Franz Müller, Münster. Ladenpreis 7,50 Mark. 109 Seiten. Kl. 4°.

Dieses Buch enthält Märchen wie man sie nicht alle Tage in die Hand bekommt. Jedes einzelne zeugt von Gemütstiefe und ist von eingenartigem Reiz. Das eben Gesagte gilt in besonders starkem Grade von den Märchen, die Jeanna Osterdahl zur Verfasserin haben. Die recht hübschen Bilder von Franz Müller, Münster passen gut in den Rahmen des Ganzen. Das Buch, das überdies relativ billig ist, kann wärmstens empfohlen werden. Ju.

Scher, Peter: Die Bruderchsaft vom Heiligen Wanst. Idyllen zur Zeitgeschichte von Peter Scher. Titelzeichnung von Karl Arnold. Einhorn-Verlag in Dachau (1919) 95 S. 8°.

Peter Scher zieht z. T. ganz andere Register als Meyrink. Es sind bittersüße Pillen, die er seinen lieben Zeitgenossen reicht. Der Humor, über den Scher verfügt, ist einer, der ein Lachen mit herabgezogenen Mundwinkeln und Aloegeschmack auf der Zunge hervorruft. Ob's aber was nützen wird, daß er seinen lieben Mitmenschen satirisch zu Leibe geht? Es darf wohl mit einiger Bestimmtheit angenommen werden, daß gerade die, die es am meisten angeht, nämlich die Leute von der „Bruderschaft vom heiligen Wanst", die „Bäuche", die „feinen Leute von 1916" (und die von späteren Jahrgängen) wenig Interesse zeigen werden für diese geistige Kost. Aber erfreulich ist es doch zu sehen, daß wir noch mutige Leute besitzen, die dem verrotteten Snobismus, dem Schiebertum und ähnlichen Giftblüten mit dem scharfen Chirurgenmesser der Ironie und Satire die geistigen und moralischen Eingeweide bloßlegen. Ju.

Inhaltsverzeichnis

Herausgeber: Deutscher Verein für Buchwesen unp Schrifttum — Verantwortlicher Schriftleiter: Prof. Dr. Albert Schramm, Leipzig.
Druck von Heinrich Schmidt, Ostrau i. Sa.

ZEITSCHRIFT DES DEUTSCHEN VEREINS FÜR BUCHWESEN UND SCHRIFTTUM

Nr. 5/6 MAI / JUNI 1920

Die Erfindung der Schrift.

Von Universitätsprofessor Dr. WILHELM UHL in Königsberg.

II.

Vom Prometheus zum Hermes führt uns eine merkwürdige Spur hinüber, die ins germanische Heidentum ausmündet. In dem angelsächsischen Dialoge *„Salomon und Saturn"* heißt es, der Riese Mercurius habe die Buchstaben erfunden. (H. M. *Chadwick*, The cult of Othin. Oxford 1899, 29. Grein, Bibl. d. ays. Poesie II, Nr. 20.) Nun ist Mercurius die Parallelfigur zum Odin (Wodan). Von Odins Runenfindung melden uns die Hâvamâl („des Hehren Sprüche," Strophe 139. Übersetzung von Friedrich Wilh. *Bergmann*, Straßburg 1877). Odin hängt neun Tage am Weltenbaume. Als er herabfällt, bringt er die Runen mit und entziffert sie[1].

Es herrscht ein Streit unter den Gelehrten, ob dieser Mythos christlich sei oder nicht[2]. Die Wahrheit liegt wohl in der Mitte: — ein alter Mythos wurde christianisiert! Viele Parallelen drängen sich förmlich auf. Sogar der Speerstich des Kriegsknechtes (Joh. 19, 34) [Longinus in der Legende] könnte mit dem Schnabel des Geiers verglichen werden, welcher die Leber des Prometheus zerfleischt[3]).

Das Prinzip der Welt-Erlösung durch einen großen Dulder, der eine entscheidende Heiltat vollbrachte, scheint allen kultivierten Völkern als eigentümliche Idee vorzuschweben. Auch Christus hat uns eine „Schrift" beschert (das Neue Testament), an welcher zwei Jahrtausende sich erbauten. Das ist die *heilige* Schrift.

Der harte Steinboden Palästinas entspricht den Felsenschluchten des skythischen Kaukasus: — beides eine Folterkammer! Auch im skandinavischen Norden dürfen wir wohl — für Odin — eine ähnliche Lokalität voraussetzen. Ob Christus erst am dritten Tage aufersteht, oder Odin volle 9 Tage am Galgen[1]) oder Weltenbaume hängt, ist im Grunde gleichgiltig. Nur die Dreiheit ist mythisch bezeichnend; auch für Prometheus, dessen Strafzeit auf 30000 Jahre berechnet war. (Vgl. Salomo und Saturn, v. 271.) Die der Welt Bürde auf sich nehmen (Halbgötter, Könige), werden wie Sklaven gezüchtigt und zu Tode gefoltert. (Saxo Grammaticus deutete „euhemeristisch" die Figur Odins als die eines altgermanischen Volkskönigs). Sage und Poesie verklären dann gleichermaßen, schuldbewußt und reuevoll, diesen grausigen Opfertod[2]).

[1]) Literatur bei Richard M. *Meyer*, Altgermanische Religionsgeschichte, Leipzig 1910, S. 257 ff. — Übertragung der Edda von Hugo Gering. Leipzig und Wien o. J. (1893).

[2]) Für christl. Ursprung erklärt sich Wolfgang *Golther*, Handbuch der germanischen Mythologie. Lpz. 1895, S. 343 f.

[3]) Vgl. im Allgemeinen: Wilhelm *Meyer*-Göttingen (+), Geschichte des Kreuzholzes vor Christo. Nachrichten v. d. K. G. d. Wi. zu Göttingen 1903, Heft 2, 236—54.

[1]) Dem Kreuze fehlt ursprünglich die oberste Spitze, sodaß die Gestalt des *Π* herauskommt, wie auf alten Gemälden richtig zu sehen. (Vgl. die Redensart: *I ad Graecum Pil* = „Scher dich an den Galgen!") Christus wird also *„gepfählt"* (wie auch Prometheus). Er stirbt als Übeltäter, nach der Verheißung (Jes. 53, 12; Mark. 15, 28), zwischen zwei Schächern den Tod der Verräter und Rebellen, weil er angeblich den Kaiser lästerte, nach römischem Recht. (Lex Julia maiestatis).

[2]) Ulrich von *Wilamowitz-Moellendorff*, Homerische Untersuchungen. Berlin 1884 (Philologische Untersuchungen hg. von A. [dolf] *Kießling* und U. von *W.-M.* VII), 415: „ . . ; wir denken uns den Prometheus des Aischylos auch nicht als einen gepfählten mannnequin." — Carl *Spitteler*, Prometheus und Epimetheus (Epos). Jena 1881; ² 1906.

Bei Christi Tode ereignen sich Naturwunder; die Erde erbebt (Matth. 27, 52). Eine dreistündige Finsternis bedeckt das ganze Land (Luk. 23, 44). Wieder ist hier die Dreizahl verwertet, sogar in dreifacher Ausführung („um die sechste Stunde“ ... „bis an die neunte Stunde“). Die Sonne verliert ihren Schein (ebda. 45).

Es scheint die Ansicht vorzuliegen, daß große Entdeckungen in Folge von Erdkatastrophen entstanden sind. Ein ganz neues Geschlecht wächst heran, die Welt ist verändert. Elementare Gewalten haben das Aussehen unseres Planeten völlig umgestaltet. Neptunische und vulkanische Eruptionen schufen eine neue Flora und Fauna. Die Geologen sprechen von „Verwerfungen“ und „Verschiebungen.“ Kein Wunder, daß die gesamten „Anschauungen“ (wörtlich zu nehmen!) der Menschheit auf eine andere Basis gestellt wurden. Unter diesem Gesichtswinkel ist die Sage von *Deukalion* und *Pyrrha* zu betrachten[1]). Jener ist der Sohn des Prometheus, diese die Tochter des Epimetheus. Deukalion[2]) baut auf den Rat seines Vaters ein Schiff, mit welchem er der Flut entrinnt; gleich Noah, der mit seinen drei Söhnen die Erde wieder bevölkert. So bringen auch Deukalion und Pyrrha eine neue Menschheit hervor. Sie werfen Steine hinter sich (*λᾶος* Stein, *λαός* Volk); daraus entstehen, nach dem Geschlecht des Werfers und der Werferin, Männer und Frauen. (*Ovid*, Metam. 1,260 ff.) Der Name dieser zweiten Menschenmutter birgt in sich das Wort *πῦρ* (Feuer[3]); was wohl zu beachten. Deukalion und Pyrrha sind Gottheiten des Frühlings und der Fruchtbarkeit. Ihre Tochter heißt *Πρωτογένεια*, die Erstgeborene[4]).

So tritt auch diese Sage in eine (entferntere) Beziehung zur Sommersonnenwende, zum Johannisfeste, während sich in der Christusgestalt die Mittwinternacht verkörpert darstellt (Sankt Nikolaus, Knecht Rupprecht).

Es überwiegt aber die Vorstellung, daß die Erfindung der Schrift ein plötzlich aufglühender Lichtfunke gewesen sei; kein milder Stern der Nacht (den etwa die Hirten auf dem Felde erblickten, bei der Geburt des Heilands). In der (eigentlich müßigen) Frage der Priorität scheint demnach die Entscheidung zu Gunsten des phönikischen Alphabetes auszufallen, nicht für die Runen[1]). Erst neuerdings hat ein Forscher den Spieß herumgedreht und dem skandinavischen Norden die Erstgeburt zugesprochen[2]). Es ist, wie gesagt, nicht unsere Aufgabe, diese Resultate hier im Einzelnen nachzuprüfen[3]).

Überhaupt vermissen wir eine Darstellung der Schreibkunst, bei den sog. „Naturvölkern“ der Urzeit: also gewissermaßen eine Geschichte des Schreibens vor dem Aufkommen der Schrift! Es ist noch viel zu wenig versucht worden, mythologische Probleme durch anthropologische (oder ethnologische) Methoden zu lösen. Die Kenntnis der Gebräuche, wie solche in grauer Vorzeit herrschten (und teilweise jetzt noch rudimentär erhalten sind), wird für unsere Zwecke sehr förderlich sein. Aber woher diese Kenntnis nehmen?

Zwei unentbehrliche Hilfsmittel sind gerade hier die Bücher von *Wuttke* und *Faulmann*[4]); beide als „populär“ im guten Sinne zu bezeichnen. Wuttke betont mehr das Menschliche, Faulmann das Technische[5]). Diese Werke sind stets nebeneinander *passim* zu vergleichen; sie ergänzen sich gegenseitig.

---

[1]) Hermann *Usener*, Religionsgeschichtliche Untersuchungen. Dritter Teil: Die Sintflutsagen. Bonn 1899. Hermann *Schneider*, Die Wanderungen und Wandlungen der Sündflutsage. (Dies ist der II. Aufsatz in Schneiders oben S. 43 genanntem Buche. Lpz. 1913. S. [115]—174.)

[2]) *Pape-Benseler*[3], 284b *Δευκαλίων: Gleich* oder *Alcoin* (Gotteshüttner, Tempelbauer *(δευ-διο* und *καλιά)*.

[3]) *Pape-Benseler*[3], 1290b—1291a: *Πύῤῥα: Roth;* 1292b—1293a: *Πύῤῥος: Rothe;* ebenso 1293a: *Πύῤῥων Rothe;* Vgl. Dr. Rudolf *Schubert*, Geschichte des Pyrrhus. Königsberg i. Pr. 1894.

[4]) Preller-Plew[3], 66,[2].

---

[1]) Große Verdienste um unser Thema erwarb sich Adolf *Kirchhoff* (klassischer Philologe in Berlin); er schrieb: Das gotische Runenalphabet, 2. Aufl., Berlin 1854; Die fränkischen Runen, in Haupt's Zeitschrift 1855; Studien zur Geschichte d. griech. Alphabets. 4. Aufl. Gütersloh 1887.

[2]) *Schneider* aaO. S. 72 ff: Im zweiten Jahrtausend v. Chr. entsteht auf Kreta das phönikische Alphabet, dessen Grundzüge von einem nordischen Barbarenvolke eingeführt werden: von Kreta kommt es durch die Philister zu den Semiten. Auch die Ägypter sind durch dieses Alphabet beeinflußt worden.

[3]) Sehr beachtenswert erscheint mir immer noch: Heinrich *Brugsch*, Über Bildung u. Entwicklung der Schrift. Nebst einer Tafel in Steindruck, Berlin, 1868. (Virchow-Holtzendorff III, 64.)

[4]) Heinrich *Wuttke*, Die Entstehung der Schrift, die *verschiedenen Schriftsysteme* und das Schrifttum der nicht alfabetarisch schreibenden Völker. (Geschichte d. Schrift und des Schrifttums. Erster Band.) Lpz. 1872. — Karl *Faulmann*, Illustrierte Geschichte der Schrift. Wien, Pest, Leipzig 1880. — Weitere Literatur bei *Danzel* aaO. S. 3 f. — (Die Schrift v. W. J. *Hoffmann*, The beginnings of writing. London 1895. Introduction by Prof. F. *Starr*, war mir leider bisher noch nicht zur Hand).

[5]) In dieser Hinsicht ist besonders wertvoll das als *Fortsetzung* anzusehende Werk von demselben: Karl *Faulmann*, Illustr. Gesch. d. Buchdruckerkunst. Wien 1882.

Wir müssen aber noch tiefer eindringen. Die Geheimnisse der Schrift und ihrer Entstehung erschließt uns, halb unbewußt, das indische National-Epos Mahābhārata (Ausgabe: Bombay 1863; neue Auflage 1890, mit Kommentar). Dort finden wir eine ausführliche Schilderung vom Wesen und von der Tätigkeit des indischen Prometheus, des Feuergottes Agni (= ignis). Hervorragende Verdienste hat sich um diese Sage Adalbert *Kuhn* erworben[1]). Nach ihm ist besonders Adolf *Holtzmann* zu nennen[2])

Im *Sanskrit* bedeutet *mathnâmi:* reiben, feuerholen; rauben, stehlen. Im Griechischen entspricht *μανθάνω:* lernen, denken, verstehen. Der Nebensinn der unerlaubten Aneignung ist hier bereits verloren gegangen. Aber auch heute noch kennen wir die lebendige Vorstellung: „Wissen ist Diebstahl." (Wie nach der Ansicht einer nationalökonomischen Theorie auch das Eigentum Diebstahl ist.) Denn Wissen ist Macht (wie auch das Eigentum). Die Macht also kann auch durch List[3]) erworben werden (außer durch Fleiß und Kraft, d. h. durch Arbeit).

Als Kunst aller Künste haben wir etymologisch die Mathematik anzusehen. *„Μηδεὶς μαθήσεως ἀγνὼς εἰςίτω!"*; so lautete die Überschrift der heiligen Tempeltüre.[4]) Lesen, sprechen, logisch denken sind eins. Sage mir, wie du schreibst (und Bücher behandelst!), und ich sage dir, wer du bist. Die höhere Kunst (von „können") ist nur dem auserwählten Lieblingsschüler des Priesterkönigs zugänglich.[6])

[1]) Die Herabkunft des Feuers und des Göttertranks. — Ein Beitrag zur vergleichenden Mythologie der Indogermanen. Berlin 1859. Populär verwertet bei M. J. *Schleiden*, Unsere Urväter. Westermanns Jahrbuch der *Illustrierten Deutschen Monatshefte.* 20 Bd. (N. F. 4), April—September, Braunschweig 1866. 387b—400a; bes. 397a ff.

[2]) Agni nach den Vorstellungen des Mahâbhârata. Straßburg (London) 1878. — Ferner: Adolf *Holtzmann*, (der Ältere) Deutsche Mythologie. Vorlesungen, hg. von Alfred *Holder*, Lpz. 1874, 570: „.... agni --- für dagni von Wz. (= Wurzel) dah brennen.

[3]) „List" ist wohl ein *Jäger*-Ausdruck, der mit „lernen, lehren, leisten" zusammenhängt; andererseits auch mit „Geleise, Leiste". Vgl. die betreffenden Artikel in Moriz *Heynes* Deutschem Wörterbuch.

[4]) Des Plato? Die Anekdote wird verschieden erzählt. Eintritt hat also nur der angehende Dieb! (Sanskr. *pramâtha* „Raub"; anzusetzen: *Pramâthyas* Räuber). — Verpönt ist aber heute das Plagiat!

[5]) In „Wallensteins Lager" läßt Schiller den Ersten Jäger zum Wachtmeister über Wallenstein sagen: „Wie er räuspert, und wie er spuckt, Das habt ihr ihm glücklich abgeguckt; Aber sein Schenie, ich meine, sein Geist, sich nicht auf der Wachparade weist!" (Sechster Auftritt.)

Das von der Priesterkaste sorgfältig gehütete oberste Geheimnis, die Feuerbereitung[1]), erschließt sich, nach langer Vorbereitung, nur den Adepten des ersten Grades.

Die heilige Flamme ist eigentlich unterirdisches, Vulkan- oder Naturfeuer[2]). Sie wird sorgfältig vor dem Erlöschen behütet[3]). Erst wenn sie erlischt, so tritt als Ersatz erst das Reibe-, dann das Blitzfeuer für sie ein. Mit der wohl hier und da verbreiteten Vorstellung, Prometheus habe dem Zeus den Blitzstrahl entwendet, muß endgültig gebrochen werden.

Der Asche des geriebenen Holzfeuers schreibt man heilbringende Wirkung zu; für Menschen und Tiere. Im Niedersächsischen treibt man heute noch Schaf- und Schweineherden über diese Asche hinweg, apotropäisch (Bräuche der Johannisnacht?). Zuvor müssen alle künstlichen Feuer im Dorfe gelöscht sein, um den Zauber nicht zu stören. Die geriebene Holzflamme heißt *„Notfeuer"* (zu ahd. *hniodan* stv., reiben)[4]). Man bedient sich zum Reiben harten und weichen Holzes (Esche hart, Ulme weich)[5]).

Sansk. *pramantha*, der Feuerbohrer, wird von Kuhn zu *Προμηθεύς* gestellt. Diese Etymologie ist nicht unbestritten, doch recht wahrscheinlich. Pramati (Vorsorge) ist im Indischen eine Bezeichnung des Agni. (Pape-Benseler übersetzen *„Προμηθεύς"* durch *„Vorrat"*.) Der feuerbohrende harte Holzstift, das Symbol der „Ferulstaude", ist

[1]) Die „ersten Kulturtaten" sind das Kochen und das Heizen; beide unentbehrlich für die Existenz und die Fortentwicklung der Menschheit.

[2]) Prometheus entwendet dem Hephaistos das Feuer auf dem seit zwei Jahrtausenden erloschenen Vulkan Moschylos der Insel Lemnos. Dort herrschte wie auch auf Samothrake, der Kabirendienst; davon später!

[3]) Die „ewige Lampe" findet sich in vielen Religionen. Bei den Römern sind die *flamines maiores* und *minores* als Hüter bekannt (der Name etymologisch wichtig). Hier treten die Vestalinnen hinzu; das ist sekundär. Erst relativ spät wird die Frau Beschützerin des heimischen Herdes. (Vgl. L.[udwig] *Preller*, Röm. Myth. [3] (Jordan), Berlin 1881 f.

[4]) Die Synode zu Mainz, die 742 unter dem Erzbischof Bonifacius abgehalten wurde, verbot unter andern heidnischen Bräuchen auch das Notfeuer. — Richard *Andree*, Braunschweiger Volkskunde. 2. Aufl., Braunschweig 1901. 427—431 (mit Literatur).

[5]) Siehe Schiller im Lied von der Glocke: „Denn wo das Strenge mit dem Zarten, Wo Starkes sich und Mildes paarten, Da gibt es einen guten Klang." Vgl. Freidanks Bescheidenheit 130, 24 f: Zwên gliche herte steine, målent selten kleine. *ed.* Wilh. *Grimm*, Gött. 1834, S. 376).

der Urvater des *stilus* der Steinmetzen, des *κάλαμος* (Halm) bei den Schreibern[1], und des Griffels.

Das weiche Holzbrett, in dessen Höhlung der Stift quirlartig arbeitet[2], stellt den empfangenden Schoß der Ur- und Allmutter Erde dar. Ausdrücke der Technik (Schraubenmutter, Matrize) wie der Verwaltung (Matrikular-Beiträge, immatrikulieren) zeigen uns deutlich, wie die *„Zote vom Feuerreiben"* am Anfang und am Ende unserer anthropomorphen Phantasie zu finden ist. *"Ἄνθρωπος μέτρον ἁπάντων"* (Ficke = Tasche; Bauch = Laugenröhre etc; siehe *Weigand*). Das erste Feuerbohren fällt in eine Zeit, da der Mensch noch sein natürliches Haarkleid am ganzen Körper trug. So löst sich manches Rätsel der Sprachgeschichte.

„Literae non erubescunt" („naturalia non sunt turpia"). Die Schrift ist eine durchaus *männliche* Kunst *(scriptrix* ist nicht belegt; ebensowenig wie *doctrix).* Es steckt eine „vitale Energie" in der Technik des Griffels. Die Genitalbilder beiderlei Geschlechtes (*φάλλος* und *αἰδοῖον*) sind unter den Kritzeleien der Jugendlichen häufig zu finden (Erwachen der Pubertät[3]); ebenso unter den Gaunerzinken. Aber weiter. So bezeichnet das Bild des männlichen (penis) und weiblichen (vagina) Geschlechtsorganes nicht nur diese, sondern auch „Mann" und „Weib". (Meißner, Die Keilschrift S. 17/18 bei Göschen). In unsern Auditorien bemerken wir auf den Tischen oft geniale Schnitzereien: hochbusige Schönheiten, mit beigefügtem Namen. Oft sind auch Verse beigefügt. (Obwohl jetzt auch die Damen studieren, so habe ich doch auf den Tischen unserer Hörsäle bisher noch keine Männerporträts mit entsprechenden Beigaben finden können[1]). Wo Bauernburschen und Soldaten abends beim Dirndl „fensterln", können wir häufig ähnliche Symbole in der Nähe der Hintertüre erblicken. Hierher gehört die Anekdote von jenem Parvenu, welcher bei seinem Neubau den Architekten ersuchte, über dem Eingang der Villa die verschlungenen „Genitalien" des jungen Ehepaares, das sie bewohnen sollte, anzubringen; er meinte die „Initialen" der beiden Vornamen. Man wird sich daran gewöhnen müssen, dergleichen scheinbar harmlose Scherze (die bösen Fremdwörter) tiefer und ernster aufzufassen. Unendlich in ihrer Mannigfaltigkeit sind die Beziehungen zwischen Schrift und Erotik. Die höheren Stände bringen uralte Sitten verfeinert zum Ausdruck. Jeder Spaziergang im Walde zeigt uns das fortwährend wiederkehrende Bild: — ein Herz, eingeschnitten in die Rinde des Birkenstammes, welchem das bräunliche Harz entquillt; im Herzen zwei Monogramme. In der Urzeit hat aber dieses Symbol ganz anders ausgesehen! — —

Das Bedürfnis, sich durchzusetzen, der Wille zum Leben: — dieser Umstand hat das *Selbstportrait*[2]) hervorgerufen.

Ein Handlungsbeflissener Namens *Kieselack* aus Pommern unternahm um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts eine Wette, in kurzer Zeit der meistgenannte Mann Deutschlands, ja Europas zu werden. Er gewann die Wette, indem er unter schweren Kosten seinen Namen überall (d. h. an allen möglichen und unmöglichen Orten) einmeißeln oder

---

[1]) Von *Weigand,* zu *γράφειν* (graben) gestellt; griech.-lat. *graphium,* mittelalt. auch *graphius.* Vielleicht angelehnt an „greifen". — Ebenso ahd *graphio* (Graf) von *γραφεύς.*

[2]) Mittels der Hände oder eines Fadens. Zum Feuerbohren werden meist Frauen oder Greise verwendet. Bei längerer Übung ist eine große Fertigkeit in dieser, ursprünglich sehr anstrengenden Beschäftigung zu erreichen. Die heilige Flamme bricht dann schon nach wenigen Minuten hervor. — Abbildungen bei Dr. Moritz Hoernes, Natur- und Urgeschichte des Menschen. II, Wien und Lpz. 1909, S. 6 f.: Fig. 1. Choroti-Indianer (Bolivia) beim Feuerbohren; Fig. 2. Eingeborener Australier beim Feuerbohren. — Daselbst auch wichtig II, 539—44: *Die Schrift* (mit Figuren); vgl. ebda. I, 425 f; 473.

[3]) „Narrenhände beschmieren Tisch und Wände": — ein philiströses Sprichwort! Der Mensch *muß* schreiben, und zwar erotisch, mit zwingender Notwendigkeit; es gehört das zu seiner menschlichen Natur. Poetisch verklärte Liebesgewohnheiten („Ich schnitt es gern in alle Rinden ein") haben einen anthropologischen Hintergrund: — das Astloch und die Liebe zu den Bäumen. (Man denke an die Dryaden; an Apollo und Daphne etc.)

[1]) Die „Liebe" ist und bleibt eben etwas *Männliches,* gleich der Schrift. (Die Sage von Amor und Psyche wäre etwa heranzuziehen; ferner die platonische Theorie vom *ἔρως* und *ἀντέρως.* Aktuell sind *„erotogene"* Forschungen! — *Marie Madeleine* vergleicht in ihrem Gedichte „Prometheus" den ewigen Liebesdrang mit dem Geier, der an der Leber frißt.)

[2]) Dieses ist eo ipso heilig und unverletzlich. Unsere Juristen kennen ein „Recht am eigenen Bilde" (Die Scheu der Naturvölker vor dem Photographen). Um wieviel mehr ist ein Königsbild heilig. (Das „Medaillon", welches den Königsnamen umrahmt.) Die Unterschrift des Herrschers (Zur deutschen Kaiserzeit nur *angedeutet,* durch den sog. „Vollziehungsstrich"), sowie aller höheren Beamten, muß unleserlich sein, weil sie sonst dem gemeinen Volke nicht imponiert und auch juristisch keine Giltigkeit besitzt. (Die Scheu der Naturvölker vor allem Geschriebenen.)

bunt (meist rot) aufmalen ließ; unzerstörbar, wie für die Ewigkeit. (So die Legende.)[1])

Angesichts der bekannten Vergänglichkeit alles Irdischen kann der Königsname nicht oft genug eingeprägt werden. Das oben Seite 43 besprochene Prinzip der Pluralbildung: „Mann, Mann, Mann" etc. hängt offenbar mit diesem als wichtig erkannten Grundsatze zusammen! Oder vielmehr: Beides ergibt sich mit Naturnotwendigkeit aus dem anschaulich-sinnlichen, *deiktischen Bedürfnis* der Urzeit. Wir müssen versuchen, uns diese Schwerfälligkeit von Schrift und Sprache klarzumachen. Dann werden wir vielleicht erst einsehen, welch eine *grausame Quälerei* die „Entstehung" von Schrift (und Sprache) einst gewesen ist.[2])

Der Meister nahm den Schüler in strenge Zucht; doch mußte vermieden werden, daß der Jüngling die volle Beherrschung der Kunst erreichte. Denn sonst konnte er dem Lehrer gefährlich werden! In einem Gedichte von Rudolf Baumbach wird geschildert, wie ein Fechtschüler, welcher sich seinem Lehrer gewachsen fühlt, diesen zum Zweikampf auf Leben und Tod herausfordert. Als er auf den Meister mit der Waffe eindringt, ruft ihm dieser entgegen, mit dem Finger geradeaus weisend: „Wie, Zwei gegen Einen?" Nun wendet sich der Schüler herum, seinen vermeintlichen Helfer suchend. Diesen Augenblick benutzt der Meister, um dem Jüngling mit einem wuchtigen Schlage das Haupt vom Rumpfe zu trennen. Er spricht, indem er das blutige Schwert abwischt: „Ich habe dich manchen Streich gelehrt, den einen aber nicht!" (Vgl. Zeus: Prometheus; Daidalos: Jkaros, Talos; Der Glockenguß zu Breslau.) Diese tiefe Tragik, daß der Ältere den geliebten Sohn oder Schüler töten muß, um nicht selber als Opfer zu fallen, lebt in den Sagen der Völker[1]).

Weisheitslehren des alten Testamentes predigen den Wert einer strengen Erziehung[2]). Auch im Neuen Testament findet sich Ähnliches[3]).

Das noch ungeschriebene Kapitel „Eristik" (biologisch-anthropologische Literaturbetrachtung) hat auszugehen vom Kampfe zwischen Vater und Sohn, zwischen Lehrer und Schüler. Die ganze Weltgeschichte ist nur eine Illustration dieses allmächtigen (erotischen) Grundgesetzes. Ebenso die Philosophie! Es klingt herzzerreißend, wenn Hegel klagt (von Rosenkranz): „Von meinen Schülern hat mich nur einer verstanden, und der hat mich mißverstanden!" —

Die Kulturgeschichte der Schrift hebt an mit den Geheimnissen der uralten Steinmetzenzunft (*τὰ γράμματα* = die Wissenschaften). Hier war das sogenannte *„Bauopfer"* im Gebrauch, und die Erinnerung lebt bis heute; selbst in christlichen Kirchen. Kein Zweifel kann darüber bestehen: — wer hier eingemauert wird, das ist der Geselle, der sich vermaß, die harte Meisterprüfung abzulegen, und zu leicht befunden wurde. (Tiere als Bauopfer sind spätere *„Substitute"*).

Das germanische Wort für „schreiben" ist *„reißen"*; got. anzusetzen als *vreitan* (vgl. engl. *to write*), ahd. belegt als *rizan*. Dazu die Iterativ- oder Intensivbildung *ritzen*[4]). In solchen Ausdrücken wie „Umriß, umreißen[5]), Grundriß" ist der Begriff noch ganz lebendig. Ein „Riß" oder „Aufriß" ist

[1]) Heute ist Kieselack vergessen. Doch bin ich selber, in den siebziger Jahren, seinen Spuren tatsächlich noch begegnet; im Harzgebirge, an einer Felsenwand in schwindelnder Höhe, auf einem Bretter- oder Plankengerüst zu ebener Erde. Hier hatte der Wirt aufschreiben lassen: „Narrenhände etc.", darüber stand, wie zum Hohne, riesengroß: *Kieselack*. (Es kursierte damals die Scherzfrage: „Wo ist K.?") Die eingemeißelten Felsinschriften waren tief und breit. Vielleicht handelte es sich um ein Reklame-Unternehmen.

[2]) Im dritten Aufsatze mehr davon! Die bisherigen Theorien (philosophische wie philologische) lassen uns hier vollständig im Stich. — Als bekannt vorausgesetzt wird der Artikel *„schreiben"* im Deutschen Wörterbuche Bd. 9, Lpz. 1899, 1689—98. Schreiben ist wohl zweimal (zuerst militärisch dann mönchisch) aus dem Lateinischen als Lehnwort herübergenommen. Uns interessiert hier besonders die zweite Entlehnung, die etwa im 8. Jh. erfolgte (Klostergut, wie „Brief-Tafel" etc.) — Vgl. H.[einr.] *Zimmer*, Aus der Bedeutungsgeschichte von *Schreiben* und *Schrift*. Haupt's Zeitschrift, 36. Bd. (N. F. 24), Berlin 1892, 145—150.

[1]) Der Schluß des Hildebrandsliedes ist nicht erhalten, doch zeigt uns das persische Epos von Rostem und Sohrab mit Sicherheit den Ausgang.

[2]) Die Sprüche Salomons 13, 1. Ein weiser Sohn läßt sich vom Vater züchtigen; aber ein Spötter gehorcht der Strafe nicht. (Vgl. ebda 1, 8; 12, 1.)

[3]) Ebräerbrief 12, 6: Denn welchen der Herr lieb hat, den züchtiget er; und er stäupt einen jeglichen Sohn, den er aufnimmt. — Offenbarung 3, 19: Welche ich lieb habe, die strafe und züchtige ich.

[4]) Vgl. DWB 8, Lpz. 1893, 1082—84. Dieser Artikel *(ritzen)* stammt aus *meiner* Feder. — Über „reißen" etc. siehe ebenda (Bd. 8).

[5]) Hier liegt der Ton auf der zweiten Silbe. Das Wort ist auch *agrarisch*.

ursprünglich ein Bauplan[1]). „Reißbrett, -feder und -zeug" sind Instrumente von ehrwürdigem Alter. Es führt eine direkte Tradition von den ägyptischen Pyramiden bis zum Straßburger Münster und weiter. Das ist die Tradition der Bauhütte. Ein Schüler Erwins von Steinbach ist so auch Albrecht Dürer, von welchem die Sage geht, daß er noch die Zirkelprobe leisten konnte (den Punkt aus freier Hand genau in die Mitte des Kreises zu setzen). Wem dies mißglückte, der war verloren! Der Grundstein an der Kirchenschwelle deutet noch die Begräbnisstätte des Bauopfers an; vielleicht auch der „Schlußstein" oben im Gewölbe. Dieser letzte ist hauptsächlich bekannt aus der Baukunst des Kreuzgewölbes im deutschen Orden. Es gibt auch eine ostpreußische Sage: „Der Opferstein vom Rombinus"[2]). (Vgl. *τὸ τύμπανον!*) Mit dem Schlußstein ist das besprochene Königs-Medaillon zu vergleichen. Eine Sage, mit solchem Emblem verbunden, erhöht die Wirksamkeit des magischen Symbols (man denke an das Gorgonenhaupt im Schilde des Achilleus). Kein Sterblicher wage, die Ruhe des Herrschers zu stören, der für alle Ewigkeit in dieser Pyramide ruht[3]).

So sind diese Steinzeichen historische Dokumente; gleich unsern Denkmälern in Erz, nebst deren Inschriften. Wieder tritt hier das mnemotechnische Moment in den Vordergrund. Skandinavische Bautasteine mit Runen, sind beredte Zeugen einer versunkenen großen Zeit; speziell einzelner Akte[4]). Die Erinnerung an verstorbene Freunde soll nicht selten durch sie festgehalten werden. So kennen wir auch ägyptische Felsengräber, mit Inschriften[5]).

„Rune" allitteriert zu reißen, ritzen". Die Runen zeigen selten runde Formen, namentlich auf Holz nicht; dies ist ihr eigentliches Material[6]). Den

[1]) Die schlaue Dido *„umriß"* das Gelände der neu zu gründenden Stadt Karthago mit der zu Riemen zerschnittenen Stierhaut. — Archimedes zeichnete geometrische Figuren mittels eines Stabes *(radius)* in den (präparierten) Sand *(pulvis)*.

[2]) Christian *Krollmann*, Ostpreußisches Sagenbuch. (Insel-Bücherei 176).

[3]) Mit entsetzlicher Pietätlosigkeit wird die Mumie des Rhamses im Glaskasten d. *Brit. Museums* öffentlich zur Schau gestellt.

[4]) Vgl. Genesis 31, 44—49. (Die älteste Errichtung eines Denkmals!)

[5]) *Weise*, Schrift- und Buchwesen 4, 74 (Abb. 19): Felsgrab aus Gizeh in Ägypten mit Hieroglyphen.

[6]) Die „Buchstaben" sollten eigentlich „Buchenstäbe" heißen.

römischen *sculptores* war es noch möglich, bogenförmige Buchstabenteile in den Stein zu meißeln (P, D, R); doch zeigen schon phönizische und etruskische Inschriften mit Vorliebe eckige Formen. Vollends auf den Masern des Birken- und Buchenholzes war nur eine gerade Linienführung möglich, und auch diese nicht leicht. Man hat vielleicht mit glühenden Stiften oft nachgeholfen (also *„Holzbrand"*; eine noch heute bekannte und beliebte Technik in der Holzschnitzkunst). Dabei mochte vielleicht eine „abergläubige" Vorstellung mitsprechen[1]). So treffen wir hier wiederum auf Daidalos[2]). Der Tischler, der Schmied und der Schreiber: — das sind die drei indogermanischen Kunsthandwerker. Später gestaltet sich ihre Tätigkeit sehr verschieden. Aber in gewissen Bräuchen, die allen gemeinsam, zeigt sich noch heute die Urverwandschaft. Dies wird im dritten Aufsatz dargetan.

In der Kunst des Steinmetzen sind die genannten drei Künste vereinigt. Er setzt den Schlußstein, mit dem Ideogramm. Dieses magische Symbol bewährt seine Bannkraft später als Gemälde, Bild, Portrait; ja selbst als Photographie. Die Bilderschrift ist für den kleinen Mann immer noch eindrucksvoller als die Letternschrift. Dies ist bei uns das Geheimnis der Provinzpresse! Großstädtische Blätter verschmähten bisher dieses Hilfsmittel; sehr mit Unrecht. Die Entente-Propaganda hat erfolgreich damit gearbeitet[3]).

Die durch das Verbum *γράφειν* bezeichnete Tätigkeit muß eine körperlich recht anstrengende gewesen sein[4]). Unser „graben", welches wir heranziehen dürfen *(Weigand*, DWb I[5], 754; von

[1]) Dr. O. *Gruppe*, Griech. Mythol. u. Religionsgesch. II, München 1906, 1308: „... glaubte man doch wahrscheinlich, daß sich die Kraft der Geräte vergrößere, wenn man sie glühend mache." (Handbuch d. klass. Altertums-Wissensch. hg. von Dr. Iwan von Müller. V, 2, II.

[2]) Dieser wird modern; vgl. Herbert Eulenberg, Ikarus und Daedalus. Ein Oratorium. Leipzig 1912. — Der Stoff war wohl immer sehr beliebt. Arthur Milchhoefer, Die Befreiung des Prometheus. Berlin 1882.

[3]) Namentlich das Northcliffe-Blatt *Daily-Mail*, daneben der Pariser *Matin* (Auflage 2 Millionen). Der „eilige Leser" liest also auch den „Kurzbericht" schon gar nicht mehr, sondern betrachtet nur noch die Bilder.

[4]) Leo *Meyer*, Handbuch der griechischen Etymologie III, Lpz. 1901, 49: ritzen, einritzen (die Haut oder den Knochen); nachhomerisch: schreiben, malen. Siebenmal bei Homer (davon einmal nur in der Odysee). An zwei Stellen der Ilias wird *γράφειν* bereits mit der Schreibkunst zusammengebracht: 6, 170 (ob Glossem ?) 7, 187 f. (*ἐπιγράφειν*): Aias wirft das bezeichnete Loos in den Helm.

Kluge, 178^{b}, aber zu „kerben“ gestellt, verursacht bei Amateuren oder Dilettanten dieser Kunst heute noch Rückenschmerzen. Wir erwähnen dies, um anzudeuten, wie schwer dem Urmenschen etwa unsere jetzige Schreibweise fallen würde, die so gewandt und leicht ist. Dabei kennen wir immer noch den „Schreibkrampf“. Auch „malen“ kann *γράφειν* im Griechischen außer „ritzen“ noch bedeuten. Wir sehen, daß die Höhlenbilder in der Dordogne sowohl „geritzt“ wie auch „gemalt“ waren; d. h. „umrissen“. Der Umriß des Ideogramms genügt zur Wirkung; die Farbe kann fehlen. Solche im Innern farblosen, aber vielleicht im Äußern farbig umrissenen Figuren haben wir uns wohl an einer Aischylos-Stelle zu denken[1]). Solche Figuren kennt auch das Stickerei-Gewerbe. Die Teppiche von Bayeux, von Mathilde, der Gattin Wilhelms des Eroberers gestickt, sind ein Beispiel hierfür[2]).

Beim häufigen Darstellen bekannterer Figuren wird der Umriß des Ideogramms flüchtig. So geht bei den Ägyptern die hieroglyphische Schrift ins Demotische (Volksmäßige) über. Die hieratische Schrift bildet die Mittelstufe zwischen beiden. Sie wird bereits mit dem Rohr[3]) ausgeübt (*calamus*, Halm); also mit Schilf, auf dem Blatte der Papyrus-Staude.

Ulfilas, der Gotenbischof, schrieb schon auf Pergament, mit dem Rohr. Diese Tätigkeit heißt in seiner Bibelübersetzung *mêljan* (unser „malen“). Wir sehen förmlich, wie des Hirten- und Bauernvolkes schwielige Faust mühsam den Kiel handhabt. Sein Alphabet stellte Ulfilas aus dem griechischen, dem lateinischen und dem Runen-Alphabete zusammen. Jedenfalls haben wir also hier (4. Jh. n. Chr.) schon *Lettern* vor uns *(literae)*. Eine indirekte Fortsetzung dieser Kunst ist dann, wenige Jahrhunderte später, das Schreiben der Mönche in den Benediktiner-Klöstern (karolingische Minuskel).

Aber noch lange erhält sich, eigentlich bis heute, das magische Ideogramm; besonders im Zeichen für den Gottesnamen, welches bei Ulfilas als Ligatur (gth. Genitiv gths.) auftritt (nach dem hebräischen Jahwê). Alle Ligaturen (Siglen) sind im Grunde als Ideogramme anzusehen. Namentlich das Gottes-Symbol wird künstlerisch ausgestattet (*γράφειν*[1]) = schraffieren). Zwei große Initialen, nebst Wortwiederholung, heute noch in Lutherdrucken. (Jesaja 7, 7: „Denn also spricht der Herr, Herr ...“)

Es handelt sich darum, die Entwicklung des Schriftwesens in ihrer *Kontinuität* zu betrachten, von der ältesten bis auf die neueste Zeit, was bisher versäumt wurde. Dann erst werden wir die große durchgehende Linie finden. Es ist der anthropologische Grundzug, der überall durchschimmert; wenn auch häufig sehr versteckt und verschleiert. Auch fehlte bisher ein fachmännisch geordnetes Schrift- und Buchmuseum (inklusive Presse-Abteilung), wo uns ein übersichtliches Anschauungs-Material hätte dargeboten werden können.

Den ersten wirklich praktischen Versuch, diese Idee zu verwirklichen, stellte die Leipziger *Bugra* 1914[2]) dar, die durch den Ausbruch des Weltkrieges leider gesprengt wurde. Die Ausstellung war in 16 Gruppen eingeteilt[3]), welche allerdings wohl vorwiegend die moderne Technik berücksichtigten[4]), jedoch auch die Urzeit zu Worte kommen ließen[5]). Ebenso wertvoll wie diese Darbietungen war die ethnographische Ausstellung mit der vorgeschichtlichen Abteilung. Stein-, Bronze- und Eisenzeit waren anschaulich geschieden. In allen fünf Erdteilen kamen die Naturvölker zu ihrem Rechte, überraschend reich in Australien! An die Urzeit schloß die Nordische Kultur sich an. Sehr instruktiv war dann die Abteilung der wissenschaftlichen Graphik; desgleichen die Buchdruckerei-Ausstellung (Gutenbergräum) mit den Inkunabeln.

---

[1]) Eumenides, 50 f. — Vergl. auch Euripides, Jon 1146. Fabula recognovit Adolphus *Kirchhoff* III, Berolini 1868.

[2]) Moriz *Heyne*, Das deutsche Wohnungswesen. Lpz. 1892. 104 f. Anm. 19. — Dr. Heinrich *Bergner*, Handbuch der kirchlichen Kunstaltertümer in Deutschland Lpz. 1905, 254 ff.

[3]) Dürfen wir Markus 15, 19 heranziehen? „Und schlugen ihm das Haupt mit dem Rohr und verspeieten ihn und fielen auf die Kniee und beteten ihn an.“ (Vgl. Matth. 27, 29. 30. 48.)

---

[1]) Georg *Curtius*, Grundzüge der griechischen Etymologie[5], Lpz. 1879, 761 e (im Index). — August *Fick*, Vergl. Wb. f. idg. Sprachen 1[4], Gött. 1891, 404. — Leo Meyer aaO. *sub verbo;* Prollwitz desgl. — Die idg., bes. griech. Etymologie ist wichtig (*δμοργμα*) Marke, usw.

[2]) Amtlicher Führer durch die Internationale Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik, Leipzig 1914. Spamersche Buchdruckerei in Leipzig. — S. (1)—58: *Rundgang:* (mit Plänen) Vgl. bes.: S. 15—24: Halle der Kultur (S. 19: Die altmexikanische und die Maya-Graphik).

[3]) Die Traditionen der Bugra werden fortgeführt durch die „Zeitschrift des Deutschen Vereins für Buchwesen und Schrifttum“. 2. Jg. Lpz. 1919.

[4]) Die Verzeichnung derselben im „Führer“, S. 10.

[5]) Die Gruppe *„Kindheit“* (Führer S. 16); sie bezieht sich auf die geistige Geschichte des primitiven Menschen.

Die internationalen Karikaturen erinnern uns an das Schreibheft des kleinen Moritz, sowie an die Gaunerzinken. Große Schätze barg die Abteilung der Bibliophilie mit den Exlibris; zum Teil aus fürstlichem Besitze[1]). Briefmarkenkunst (Philatelie) und Zeitungswesen waren glänzend vertreten. So bot denn die ganze Ausstellung ein übersichtliches Bild der Entwicklung des Schriftwesens, von Altamira bis zu der Nummer der „Times" vom 29. November 1814 (der ersten auf einer Schnellpresse gedruckten Zeitungsnummer). Auch die Buchbinder waren keineswegs vergessen worden; ebensowenig die Buchhändler, u. a. m.

Und dennoch fehlte bei all diesem unendlichen Reichtum ein gewisses Etwas! Ein geheimnisvolles Je ne sais quoi. Das ist nämlich die *„Naturgeschichte"* des göttlichen Prometheusfunkens, wie er hervorbricht, übertragen wird und weiterspringt; bis endlich Telegraph (Morse) und Fernsprecher (Reis) sich entwickeln konnten. Dieser Überblick fehlte also noch. Eine solche Naturgeschichte kann auch nur geschrieben werden auf anthropologischer (oder ethnologischer) Grundlage. Demgemäß wäre dann auch das Anschauungsmaterial einzurichten. Ein Ansatz dazu: Die älteste Bilderschrift überhaupt bringt die Ausstellung aus der Pasiega-Höhle bei Puento Viesgo in Nordspanien; sie befand sich am Eingang eines domartigen Raumes aus dem späten Paläolithikum. (Führer S. 18.)

Assur und Babel hätten dagegen wohl etwas stärker herangezogen werden können[2]); ebenso der kretisch-mykenische Kulturkreis[3]). Desgleichen durfte eine Abteilung „Erotik" nicht fehlen (die berüchtigten „Giftschränke" der Bibliotheken)! Den Zusammenhang glauben wir dargelegt zu haben[4]). Meist werden die *Erotica* diskret unter *„Bibliophilie"* registriert; wenn man sie nicht gänzlich verbirgt. Dies ist aber falsch! So macht auch der Staatsanwalt oft nur unfreiwillige Reklame für die Pornographie. (Im Weltkriege, sowie kurz vorher und nachher, ist pornographisch viel gesündigt worden.) Gemäßigte Erotik bietet seit Alters die „galante" Buchdrucker- und Studentenstadt Leipzig; das ist kein Zufall[1])!

Der Liebesbrief spielt eine große Rolle (das schriftliche Eheversprechen, die Erpresser-Affairen)! In der Geschichte des Schrifttums nimmt die Frau naturgemäß eine ganz andere Stellung ein als der Mann! Die Frauen haben keine Pyramiden und keine Dome erbaut. Während des Mittelalters aber beherrschen fleißige Nonnen den Gänsekiel manchmal recht gewandt, was nicht verschwiegen werden soll[2]).

Weniger erfreulich ist dagegen auf der anderen (männlichen) Seite die Erscheinung des „Knabengeißlers". Hier liegt also ein Mißbrauch der *ferula* vor! (Eine sadistische Abart; siehe Krafft-Ebing, Psychopathia sexualis, ed. Fuchs). In der Erinnerung Vieler wird noch der „Fall Dippold" sein, der etwa 10—15 Jahre zurückliegen mag. Dippold war Erzieher der beiden Söhne des Reichsbankpräsidenten Dr. *Koch;* der eine Sohn starb. Die Akten dieses Falles gehören in die Kriminal-Abteilung des Schriftmuseums. Mit dem Götterfunken entsprang auch die Qual dem heiligen Holze. Wo der Lichtstrahl blinkt, da dräut auch der Geierschnabel, der nach der Leber hackt[3]). „Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl" usw., (Schiller).

Gauner (Verbrecher) haben mit Handwerkern und Studenten, sowie mit Naturvölkern[4]) das *soziologische* Prinzip gemeinsam, welchem auch die Schrift entstammt. Das Feuer wird gerieben, gewonnen zum Besten des Clans, der Sippe, der

[1]) Auch das Bibliothekswesen ist eingehend berücksichtigt (Einzelheiten besonders Literatur-Angaben, können hier keinen Platz finden), Die Leipziger „Deutsche Bücherei" sowie das „Deutsche Museum für Buch und Schrift" bewahren den alten Ruhm der Lindenstadt.

[2]) Vgl. Z. B. noch: Fr.(iedrich) *Spiegel,* Die altpersischen Keilinschriften. Im Grundtexte mit Übersetzung, Grammatik und Glossar. 2. Aufl. Lpz. 1881. — Friedrich *Delitzsch,* Die Entstehung des ältesten Schriftsystems oder der Keilschriftzeichen. Lpz. 1897. Nebst Nachtrag. Ebda. 98.

[3]) Diedrich *Fimmen,* Zeit und Dauer der kretisch-mykenischen Kultur. Diss. Freiburg i. Br. 1909. *Ders.,* Die kretisch-mykenische Kultur. L. u. B. (1919 unter der Presse).

[4]) Man denke an die zahlreichen Kriminal-Prozesse, in denen obscöne Schmähbriefe eine Rolle spielten; anonym, zuweilen in hohen Kreisen. *(Où est la femme?)*

[1]) Wie solche Sachen zu behandeln sind, zeigen uns die bekannten Arbeiten von Hugo *Hayn.* — Die Leipziger *Studentica* sind folgerichtig auch nicht ausgeschlossen bei *Erman* und *Horn,* Bibliographie der deutschen Universitäten.

[2]) Liederbuch der Clara Häßlerin. Aus der Handschrift des Böhmischen Museums zu Prag hg. ...... von Karl *Haltaus.* Quedlinburg 1840. (Bibliothek der gesamten deutschen National-Literatur ..... VIII.) Clara Häßlerin war eine Augsburger Nonne; sie unternahm diese Arbeit im Auftrage des dortigen Patriziers Jörg Ringgenberg. (15. Jahrh.; 2. Hälfte). (Genau: 1470/71.)

[3]) „Weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld! Sie wird ihm nimmermehr erfreulich sein". (Schiller, Bild zu Sais: Schluß.)

[4]) Alfred *Vierkandt,* Naturvölker u. Kulturvölker. 1896.

Familie, und innerhalb dieser Verbände ängstlich gehütet. Wer die Schreibkunst erlernen will, hat sich allen Formalitäten zu unterwerfen, welche die Priesterschaft ihm auferlegt. So wird er ein brauchbares Mitglied der Sippe, dann der menschlichen Gesellschaft[1]).

Nur so ist die Prometheus-Sage zu verstehen! Sie will weniger mythologisch[2]) als vielmehr anthropologisch[3]) erklärt sein. Sie ist nur der anthropomorphe Niederschlag einer seit Urzeiten ewig aufs Neue wiederkehrenden Beobachtungs-Tatsache, einer Erfahrung: — der Lehrling oder Geselle, der sich gegen den Meister auflehnt. Ein biologisches Grundprinzip: die Jugend stürmt vorwärts, das Alter will nicht weichen[4]). In der Literatur hat dieses Gesetz eine bestimmte Gattung oder Dichtungsart, die *Eristik*, ins Leben gerufen, die noch keine zusammenfassende Darstellung bisher erfahren hat[5]).

Wie das ganze Leben, so ist auch das Schreiben (eine der wichtigsten Lebenshandlungen!)[6]) ein ewiger Kampf und mithin der „Vater aller Dinge" (nach Heraklit).

Das Kind in der Volksschule schreibt noch heute mit dem ganzen Körper: — die geneigte Körperhaltung, die „synkinetische" Zunge usw. Ein Zwang ist im Unterricht ausgeübt, Jahrtausende hindurch, den wir Erwachsenen heute nicht mehr fühlen.

[1]) Rich. *Mucke*, Horde und Familie in ihrer urgeschichtlichen Entwicklung. Stuttgart 1895. — Heinr. *Schurtz*, Urgeschichte der Kultur. Lpz. 1900. *Ders.*, Altersklassen u. Männerbünde, Berlin 1902. — Otto *Gierke*, Das Wesen der menschlichen Verbände. Lpz. 1902, Rektoratsrede.

[2]) Carl *Holle*, Die Prometheussage mit besonderer Berücksichtigung ihrer Bearbeitung durch Äschylos. Berlin 1871. (Virchow-Holtzendorff Nr. 321.)

[3]) Gut ist: Äschylos. Prometheus. Erklärt von Dr. Ludwig *Schmidt*. Berlin 1870.

[4]) Ob die archäologischen Darstellungen hier etwas ergeben, ist mir vorläufig noch zweifelhaft. Fast will es mir scheinen, als ob dies nicht in erheblichem Grade der Fall sei. Vgl. z. B. K. *Bapp*, Prom., bei *Roscher* III, 2, Lpz. 1902—09, 3032—3110. — Carl *Robert*, Bild und Lied. Berlin 1881. (Philol. Unters. 3.) — *Milchhoefer*, Die Anfänge der Kunst in Griechenland. Lpz. 1883. — Arthur Bernard *Cook*, Zeus. Cambr. 1914.

[5]) Einige Vorarbeiten: Rudolf *Hirzel*, Der Dialog. 1875; Herm. *Jantzen*, Geschichte des deutschen Streitgedichts im Mittelalter. Breslau 1896. (Friedrich *Vogt's* Germanistische Abhandlungen Nr. 13.)

[6]) Sprichwörtlich: „Wer schreibt, der bleibt!" (Wä schrivt, dä blivt!) Für Kaufleute und Landwirte wichtig. — Durch eine (falsche) Unterschrift (oder Wechselbürgschaft) kann man ins Gefängnis oder gar Zuchthaus kommen.

Beim Handhaben der Elementar-Disziplin geht der Lehrer zwischen den Bänken hindurch und klopft mit dem Stäbchen auf den erhobenen mittleren Knöchel des Zeigefingers; eine bekannte Unsitte beim Schreiben. Pädagogischen Zwecken dient auch das Lineal. Das Kind fängt unten links in der Ecke des Blattes zu schreiben an und hört in der oberen rechten Ecke auf; gemäß der Körperhaltung des Rechtshänders[1]). „Geradesitzen" ist die erste Regel, d. h. „aufrecht": die Ellenbogen sind an den Leib zu nehmen. Mit dem Lineal kann auch gezüchtigt werden; so vereint sich das Angenehme mit dem Nützlichen. Der Bischofsstab des geistlichen Hirten (die *sambuca*) sowie der preußische Korporalstab könnten beide sehr wohl als eine Weiterentwicklung der *ferula* gedeutet werden. Der Aufstieg der Menschheit ist ein technischer, d. h. geistlich-militärisch (der deutsche Ritterorden).

Das Wort „Linealismus" hat sich nicht durchgesetzt. Der Bruder des Lineals, der Federkasten, ist glücklicher gewesen. Welche Rolle das Wort „*Pennalismus*" gespielt hat (von „Pennal")[2]), werden wir im zweiten Abschnitt betrachten.

Schließlich sei noch die bekannte Tatsache erwähnt, daß die Kinder gern heimlich (weil verboten) „mit dem Feuer spielen" (sprichwörtlich geworden). So stoßen wir auch hier wiederum auf Prometheus. Er ist unser A und O. Er ist der deutsche Faust, ein häufig gebrauchter Vergleich, bei welchem die Verknüpfung mit dem Buchdrucker Fust wohl das Überraschendste ist. Goethe hat sich dreiaktig mit dem Stoffe[3]) beschäftigt, allerdings der junge Goethe: teils dramatisch, teils lyrisch-episch. (Fragment?) Wir müssen die Sage aber noch etwas tiefer auffassen als Goethe, wenn man das hier aussprechen darf[4]).

[1]) Ein „stürmischer" Charakter wird hierdurch angedeutet. (Pape-Benseler übersetzen Προῖτος durch „Stürmer"). — Die Graphologie ist eine Wissenschaft, der man keineswegs alle Berechtigung absprechen darf. Wichtig ist ja die Rolle des Schreibsachverständigen vor Gericht.

[2]) In meiner Jugend noch eine runde Blech- oder Zinnhülse mit Kapseldeckel; in grellen Farben: rot, grün, gelb (aber stets *ein*farbig gehalten) Inhalt: Schieferstifte.

[3]) Der junge Goethe von Bernays III[2]; von Morris.

[4]) Heinrich *Düntzer*, Goethes Prometheus und Pandora. Ein Versuch zur Erklärung und Ausdeutung dieser Dichtungen. Lpz. 1850; Nachtrag 54. — *Ders.*, G.'s Pr. u. P. Lpz. 1874. (Erläuterungen zu den deutschen Klassikern I, XVII.) — Auch andere Übermenschen bewegten Goethes Phantasie: Mohamet, Christus, Sokrates, Götz, der ewige Jude. — Pandora ist ein Kapitel für sich, vgl. Psyche.

Unsere Zeit scheint sich endlich mehr für die *biologische* Betrachtung solcher Mythengebilde entscheiden zu wollen. Die alte Naturmythologie tritt etwas in den Hintergrund, ebenso die sprachvergleichende Methode und die ästhetische Kritik. Es fehlt uns aber noch gänzlich an grundlegenden Arbeiten auf diesem Gebiete. Während an guten technischen Monographien kein Mangel herrscht[1]), vermissen wir schmerzlich eine sachverständige Behandlung unseres Gegenstandes[2]). Der dritte Abschnitt soll versuchen, einige Anregung zu bieten. (Kadmos und die Kabiren.)

(Fortsetzung folgt.)

[1]) Karl *Faulmann*, Das Buch der Schrift .... Wien 1880. Dr. Karl *Brandi*, Unsere Schrift. Drei Abhandlungen zur Einführung in die Geschichte der Schrift und des Buchdrucks. Göttingen 1911.

[2]) Es müßte einmal ein Buch „Prometheus" geschrieben werden in der Art etwa von: Erwin *Rohde*, Psyche, — Albrecht *Dietrich*, Nekyia. — Hermann *Güntert*, Kalypso. Halle a. S. 1919. — Mehr als man glaubt, findet sich übrigens nach dieser Richtung beim alten *Wuttke* a. a. O., dazu seine Abbildungen. Leipzig 1872.

Blaubirers Kalender vom Jahre 1481.

Von Dr. ROBERT ERICH JUNKELMANN. Leipzig, Deutsches Museum für Buch und Schrift.

Das Deutsche Museum für Buch und Schrift in Leipzig besitzt in dem Kalender Blaubirers vom Jahre 1481 eine Inkunabel von großer Seltenheit. Es handelt sich in diesem hervorragend gut erhaltenen Exemplar, das der Klemmsammlung (Abt. II, Nr. 539) angehört, nicht um einen jener Einblattalmanche, die auch schon in jener frühesten Druckperiode in verhältnismäßig großer Menge hergestellt wurden und von denen eine ziemliche Anzahl erhalten ist, sondern um ein relativ umfangreiches Werk, denn der Band umfaßt 79 Blätter, von denen 78 bedruckt sind.

Eine eingehendere Beschreibung des genannten Druckes erscheint aus verschiedenen Gründen gerechtfertigt. Einmal repräsentiert er vorzüglich den Typus des Buchkalenders jener Zeiten, ferner bietet er in kultur- und kunsthistorischer Hinsicht manches Interessante und liefert vor allem wertvolle Beiträge zur Geschichte der medizinischen Wissenschaft. Die bekannten Inkunabelbibliographien verzeichnen ihn nur kurz, (so Hain, Panzer, Proctor und Günther), der „Catalogue of Books printed in the 15th century" hingegen bringt im 2. Band auf Seite 360 eine eingehende Beschreibung, die allerdings — und das ist hier das Wesentliche — zeigt, daß der Druck, den das British Museum besitzt, nicht genau der gleiche wie der unsere ist. Ein Vergleich der folgenden Textproben dürfte das beweisen:

Kl. II, 539: Es spricht der Meyster Almansor // *das* man *sülle* in *dē* Genner *gůtē* // wein nůchter trinckē. . . . .

Exemplar des British Museum I. A. 6185: Es spricht der Meyster Almansor // *dz* man *sölle* in *dem* Genner *gůteñ* // wein nůchter trinckē.

Wir haben hier also Paralleldrucke vor uns, wie sie in der Zeit der Frühdrucke außerordentlich häufig sind. Außerdem ist Karl Sudhoff in seinem Werke: „Deutsche medizinische Inkunabeln", Nr. 272, S. 232. [Vgl. „Deutsche medizinische Inkunabeln." Bibliographisch-literarische Untersuchungen von Karl Sudhoff, Leipzig. Johann Ambrosius Barth. 1908. Heft 2/3 der „Studien zur Geschichte der Medizin" (Redakteur: Karl Sudhoff)] auf den Kalender etwas näher eingegangen.

Der Kalender stammt, wie aus dem Kolophon hervorgeht, aus der Offizin Blaubirers in Augsburg. Dieser jedenfalls aus Blaubeuren stammende Drucker heißt eigentlich, falls Voullième[1]) mit seiner Vermutung recht hat, mit seinem richtigen Familiennamen Heidegker. Er ist einer von den weniger bekannten Augsburger Druckern. Sein Kalender von 1481 ist in 5 Exemplaren erhalten. Außer der Klemmsammlung weist das British Museum in London eines auf, ein drittes besizt die preußische Staatsbibliothek in Berlin, ein viertes befindet sich in Stuttgart und ein fünftes in Dessau (Georgsbibliothek). Das Exemplar der preußischen Staatsbibliothek in Berlin, das augenscheinlich von Sudhoff benutzt wurde, stimmt mit demjenigen des Britischen Museums und mit dem von Hain unter Nr. 9733 verzeichneten überein. Der im Deutschen Museum für Buch und Schrift befindliche Druck hingegen ist mit dem der Georgsbibliothek in Dessau identisch. Hain verzeichnete ihn unter Nr. 9732. Er führt ihn ohne Stern an, hat ihn also selbst nicht gesehen und beschreibt

[1]) Vgl. E. Voullièmes Aufsatz in dem Zentralblatt für Bibliothekswesen XXXVI. Jg. 9. u. 10. H. Sept.—Okt. 1919. S. 210.

ihn daher nur ganz kurz, ohne die Quelle zu nennen. Diese haben wir aber zu erblicken in Panzers „Annalen der älteren deutschen Literatur", Bd. 1, Nr. 13.

Das Berliner Exemplar findet sich bei Voullième, „Die Inkunabeln der Kgl. Bibliothek und der anderen Berliner Sammlungen", Leipzig 1906, unter Nr. 191 verzeichnet. Proctor führt ihn unter Nr. 1741 auf, Günther[1]) unter Nr. 36.

Besonders hervorzuheben sind aber die beiden schon genannten ausführlichen Beschreibungen im „Catalogue of Books"[2]) S. 360 und in Sudhoffs „Medizinischen Inkunabeln" S. 232.

Da der Druck sowieso bis ins Einzelne behandelt wird, soll hier nur eine kürzere äußere Beschreibung erfolgen:

Der Quartformat aufweisende Kalender umfaßt 79 Blätter, von denen das letzte Blatt unbedruckt ist. Das erste Blatt, das jedenfalls auch unbedruckt war, fehlt. Im Berliner und Dessauer Exemplar ist das erste leere Blatt erhalten. Anfang Bl. 1a: Es spricht der Meyster Almansor // das man súlle in dē Genner gůtē // wein nůchter trinckē. . . . . Schluß Bl. 78b: Und also wenn die wind komment der // mag sich darnach halten. Kolophon: Bl. 79b: Gedrugkt zu Augspurg von // Johannes Blaubirer Anno // domini 1481.

Die Type stimmt im großen und ganzen mit der Günther Zainers in Augsburg überein. Die gleiche Type (von ganz geringfügigen Abweichungen) (Type G) abgesehen) zeigt ein anderer Blaubirer-Druck: Johannes Vindler: Buch der Tugend. 1486. 2⁰ Bl. G 1b und Schluß sind wiedergegeben in den „Veröffentlichungen der Gesellschaft für Typenkunde des 15. Jahrhunderts", hrsg. von Isak Collijn, auf Tafel Nr. 465. Das Maß von 20 Zeilen in unserem Buche beträgt 119 mm. Es ist mit zahlreichen kolorierten Holzschnitten geschmückt.

Wie viele derartige Kalender zerfällt auch der unsere in zwei Hauptteile: in den eigentlichen Kalender und in einen ausführlicheren astrologisch-medizinischen Teil, womit indessen nicht gesagt sein soll, daß nicht auch der erste derartige Angaben enthält. Der ganze Almanach weist einen so starken medizinischen Einschlag auf, daß er — um die Worte Sudhoffs zu gebrauchen — „eine vollständige medizinische Diätetik im Zeichen der Zeit" darstellt.

[1]) Otto Günther: Die Wiegendrucke der Leipziger Sammlungen und der Herzoglichen Bibliothek in Altenburg. Leipzig: Harrassowitz 1909. Beiheft 35 zum Zentralblatt für Bibliothekswesen.

[2]) British Museum I. A. 6185.

Über den 1. Teil, das eigentliche Calendarium, ist folgendes zu bemerken:

Jeder Monat wird durch Prosa eingeleitet, die dem Leser meist Gesundheitsregeln mitteilt. Auch die sich anschließenden beiden Strophen geben dem Kalenderbenutzer vorwiegend derartige Verhaltungsmaßregeln an die Hand. Dann folgt ein Holzschnitt, neben dem sich einige kalendarische Angaben befinden. Hierauf werden, nachdem die Zahl der Tage des betreffenden Monats aufgeführt ist, die einzelnen Monatstage aufgezählt und zwar sind diese — im Stile der damaligen Zeit — nach Heiligen benannt. Daneben ist das Sternbild[1]), in das die Sonne in dem betreffenden Monat läuft, angebracht.

Der xylographische Schmuck ist als solcher nicht von außen her hineingetragen, sondern steht in engster Beziehung zum Text. So zeigt z. B. der 1. Holzschnitt (s. Abb.) einen Mann, der dem Rate des Kalendermachers, „das man súlle in dē Genner gůtē // wein nůchter trinckē", nachkommt. Für den Hornung (Februar) wird empfohlen, „man súlle sich in dē hornūg warm hal // ten dz man iht rittig werd", auf dem entsprechenden Bilde sieht man einen Mann, der sich am offenen Feuer die Füße wärmt (s. Abb.). Der dem Mai beigefügte Holzschnitt zeigt eine „Badende" (s. Abb.). Der Gesundheitsrat für diesen Monat lautet: „Tranck dz dich lindre soltu nemē // Warm baden hab lieb" usw. Manchmal ist auch die jeweilige Monatsbeschäftigung bildlich dargestellt. So zeigt der Holzschnitt für den Oktober einen Säemann (s. Abb.), der für den Dezember eine „Hausschlachtung" (s. Abb.). Die auf das letztgenannte Bild bezügliche Strophe lautet:

> „Mit wirsten vnd mit braten //
> Will ich mein haus wol beraten //
> Also hat das iar eyn end //
> Got uns in sein ewigs reich send." //

Was die Namen der Monate anbetrifft, so sind in diesem Kalender die folgenden verwendet: Genner (Januar); Hornung (Februar); Mertz; Aprelle, Appril, Apprilis, abrelle (April); May; Brachmonat (Juni); Heumonadt, Heumont (Juli); Austmonadt, Augstmonat, ausst (August); der erst Herbstmonat (September); der ander Herbstmonat (Oktober); der drit Herbstmonat (November); der Wintermonat (Dezember).

[1]) Vergl. Abb.

Die einzelnen Tage der Woche sind im eigentlichen Kalender nicht mit Namen aufgeführt, an ihrer Stelle stehen die Buchstaben a—g. Wir haben hier also einen immerwährenden Kalender vor uns. Die Tage des Jahres sind nach einem Brauche, der in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts aufkommt, mit den Namen von Heiligen belegt. Das Hauptkontingent hierfür stellen die „martrer", aber auch die Namen von anderen besonders frommen Leuten, wie Päpsten, Bischöfen, Einsiedlern, Mönchen usw. werden herangezogen.

Die auf Blatt 69b verzeichneten Namen der einzelnen Wochentage lauten: Sonntag, Måntag, Aftėmåtag, Mitwoch, Dornstag, Freitag, Samstag.

Es wäre sehr reizvoll, diesen sprachlichen Dingen einmal im einzelnen nachzugehen. Insbesondere wäre es interessant, die verschiedenen Kalender, die die gleiche Textvorlage verwendet haben, in Bezug auf Dialekt- und Orthographievarianten zu untersuchen. Almanache, die im allgemeinen textlich mit dem unseren übereinstimmen, druckten u. a. die Augsburger Drucker: Johann Bämler (1483), Johannes Schönsperger (1487), Hans Schauer (1496). Außerdem hat den gleichen Text das Kalendarium im „Martilogiũ der heiligen Noch dem Kalender, Augsburg: Johannes Prüß (1484). Klemmsammlung II, 231.[1]) Auch für die Sorgfalt des Typographen, für das Drucktechnische, für Orthographievarianten und idiomatische Verschiedenheiten u. dergl. mehr würden sich bezeichnende Kriterien ergeben. Die beiden folgenden kurzen Textproben mögen das Gesagte illustrieren:

Blaubirer 1481 (Fol. 4a):

Es spricht d'Meister galienus man // súlle in dẽ merßen sůsse ding essen // vñ met nůchter trincken. Kol gekocht // soltu essen · honig wein vñ essig mische // zůsamen vnd leg dar ein råtich vñ frů // nůchter so ysse seyn genůg.

Prüß: Martilogiũ 1484 (Fol. 3a):

Galien d'meister spricht // mã sol in dem merßẽ sůß // ding essen / vñ met nůcht // ern trinckẽ kol gekoch // et soltu essen / honig vom (sic!) // vñ essig misch zu sammen // vñ leg dar in retig vnd // für nůcher so ysse sein ge // nug . . .

Stärkere Abweichungen zeigen sich in den poetischen Beigaben. Man vgl.:

Blaubirer 1481 (Fol. 7a):

So d'mon ist in dẽ zwifeltigen straßen //
So soltu nit an den armen lassen //
Deyn nagel und deyn hende //
Mit eysen deñ nit enwende //
Das dir wirt verheyssen //
Darmit wirstu gar fast gereyssen // . . .

[1]) Hain Nr. 10874.

Pryß: Martilogiũ 1484 (Fol. 4a):

So der mõ ist im zwiling //
Nit laß an dẽ armẽ gerig //
Dein nagel vñ dein hende //
Mit ysen nit bewende //
Das dir wůrt verheissen //
Wůrt mã dich mit reissen // . . .

An das eigentliche Calendarium schließt sich die Abbildung eines sogenannten „Tierkreismännchens", einer Abart des „Aderlaßmannes" an. (Vgl. zum folgenden: Karl Sudhoff, Tradition und Naturbeobachtung in den Illustrationen medizinischer Handschriften und Frühdrucke vornehmlich des 15. Jahrhunderts; Heft 1 der „Studien zur Geschichte der Medizin" (Redakteur Karl Sudhoff). Leipzig: Johann Ambrosius Barth 1907. Hier ist wichtig das Kapitel (S. 27 ff): Männliche Eingeweidesitusbilder und Aderlaßmännchen im 15. Jahrhundert. Ferner Bauer, Geschichte des Aderlasses. München 1870.)

Zur Erklärung diene folgendes: Jedes Sternbild hat nach mittelalterlicher, medizinisch-astrologischer Auffassung zu einer gewissen Zeit über bestimmte Körperteile „Gewalt", d. h. es kann gegebenenfalls einen nachteiligen Einfluß auf diese ausüben. Man muß daher vermeiden, einen Aderlaß an einer derartigen Stelle vorzunehmen (vgl. die Abb. des Tierkreismannes). Ein Beispiel mag das des näheren erläutern: Auf Blatt 20b lesen wir, daß das Sternbild des Widders Gewalt habe über das „haubt vñ // alle gelid' die dẽ haubt zů // gehorn". Daher ist es „nit gůt den bart scheren noch laussen // an d'zungen noch czů dem haubt". In Übereinstimmung damit ist das Zeichen des Widders am Haupte des Tierkreismännchens angebracht.

Bekanntlich nehmen jahrtausendelang Blutentziehungen im Heilschatze eine der wichtigsten Stellungen ein. Im Mittelalter erfreute sich die Venaesektion bei Arzt und Patienten der größten Beliebtheit. Als Universalheilmittel darf man den Aderlaß nicht ansehen. Man muß scharf unterscheiden zwischen dem Aderlaß als Präventivmittel und dem Aderlaß als therapeutischer Maßnahme.

Die Phlebotomie war in erster Linie eine gesundheitsgemäße Maßnahme, welche vor allen Dingen eine Bluterneuerung herbeiführen sollte. Etwas Ähnliches findet man auch heute noch auf dem Lande, wo man das mildere Mittel des Schröpfens zu gleichem Zwecke zur Anwendung bringt. Außer als prophylaktische Maßregel konnte aber die Venaesektion auch als Heilmittel dienen. Bis ins



Genner hat tages viij·ſtund vñ nach/tes·xvj·ſtund
Die Sonn lauffet in waſſerman am xj·tag.

Der Benner hat·xxxj·tag
a Beſchneidung vnſers herren
b Sant ſtephans acht
c Sant Johans acht
d Der kindlin acht
e Symon biſchoff
f Der drey künig tag
g Jſidorus biſchoff
a Erhart biſchof
b Lucian biſchof
c Paulus eynſidel
d Johannes bapſt
e Borgonius martrer
f Der drey künig acht
g Felix martrer
a Mauritz eyn abt



Hornüg hat tags x·ſtund vñ nachts xiiij.ſtund
Die Sonn lauffet in die Viſche an de x·tage.

Hornung hat.xxviij·tag
d Brigida iunckfraw
e Vnſer frawen liechtmeſt
f Blaſius biſchof vñ mar.
g gilbertus beichtiger
a Agatha iunckfraw
b Dorothea iunckfraw
c Helena iunckfraw
d Paulus biſchof
e Apolonia iückfraw
f Scolaſtica iunckfraw
g Deſiderius biſchoff
a Damanianꝰ martrer
b Caſtor martrer
c Velentinuu martrer
d Craton martrer



May hat tags .xvj stund vnd nachts viij .stund
Die Sonn lauffet i zwiling an dẽ · xij · tag

May hat .xxxj · tag
b Philipp vnd iacob
c Sigismundus künig
d Des heylig krütz vindũg
e Florian marterer
f Gothardus bischoff
g Johannes vor d̃ guldin porten
A Juuenalis
b Victor marterer
c Erhebung nicolai
d Gordianꝰ epimachꝰ
e Mamertus
f Nereus pangracius
g Seruacius bischoff
A Bonifacius bapst
b Sophia iunckfraw





Der änder herbst/ monat hat tags x · stund vnd nachts xiiij .stund
Die Sonn lauffet i scorp am · xiiij · tag:

Der and̃ herbstmonat hat .xxxj · tag
A Remig us bischof
b Leodegarius bischof
c Supplicius seruilius
d Franciscus beichtiger
e Crispus vnd gaius
f Fida iunckfraw
g Marcus bapst
A Deometrius marterer
b Dionisiꝰ vñ sei gsellẽ
c Gereon vñ sei gesellẽ
d Erhebung augustini
e Maximilianus beich ·
f Tholomanus marť
g Calixtus bapst
A Amalia iunckfraw





Der Wintermont hat tags·viij·stũd vñ nachtz.xvj. Die Sonn lauffet in Steinbock an dē xij·tag

Der wintermont hat·xxxj·tag
f Longinus martrer
g Bibiana iunckfraw
A Cassianus martrer
b Barbara iunckfraw
c Sabas eyn abt
d Nicolaus bischoff
e Eucharius martrer
f Empfahung marie
g Leocadia iunckfraw
A Melchiadus bapst
b Damasius bapst
c Drason martrer
d Lucia Otilia Jodoc9
e Lupicidus bischoff
f Valerius bischoff




Вѣдомости

На Москвѣ вновь нынѣ пушекъ мѣдныхъ
гоубицъ и мартиров вылито 400.
Тѣ пушки, ядромъ по 24. по 18. и по 12
фунтовъ. Гоубицы бомбомъ пудовые и полу-
пудовые. Мартиры бомбомъ девяти, трехъ и дву
пудовые и меньше. И еще много формъ готовыхъ
великихъ и среднихъ к литью пушекъ гоубицъ,
и мартиров: а мѣди нынѣ на пушечномъ дворѣ,
которая приготовлена к новому литью, больше
40000 пудъ лежитъ.

Повелѣниемъ его величества московские школы
оумножаются, и 45 человѣкъ слушаютъ философию,
и уже диалектику окончали.

В математической штюрманской школѣ больше 300
человѣкъ оучатся, и добрѣ науку приемлютъ.

На Москвѣ ноября съ 24 числа, по 24 декабря
родилося мужеска и женска полу 386 человѣкъ.

Из Персиды пишутъ. Индейский царь послалъ
в дарахъ великому Г(осу)д(а)рю нашему слона, и иныхъ
вещей не мало. Из града Шемахи отпущенъ
онъ въ Астрахань сухимъ путемъ.

Из Казани пишутъ. На рѣкѣ Соку нашли много
нефти, и мѣдной руды, из той руды мѣди
выплавили изрядно, от чего чаютъ немалую
быть прибыль московскому Г(осу)д(а)рству.

Из Сибири пишутъ. В китайскомъ Г(осу)д(а)рствѣ
...

сторонѣ рѣки Невы при Нотенбурхѣ между
русскимъ, и ингерманландскимъ рубежи пришли,
и стали тамо, и оучали шанцы дѣлать,
за 500 шаговъ от крѣпости на сей сторонѣ рѣки.
Воинско наше съ генераломъ Кронiортомъ стоитъ
на той сторонѣ рѣки между Нотенбурхомъ, и не всю
имѣетъ пѣхоту, и конницу, и пушечной снарядъ,
и возбраняетъ русскимъ воинскимъ переправы
на невѣ рѣкѣ, которые надаю туда проидутъ ли.
Намѣрены крѣпости той Нотенбурху, пушками
досажать, но что вся из камени построена и воинска
добрые въ ней во осадѣ суть, и вновь 400
человѣкъ въ у введено, и тако нынѣ нечего опасатися.

Из Амстердама ноября въ 10 день,
От Архангелскаго города пишутъ, сентября въ 20 день,
что какъ его Царское величество воинска свои
въ различныхъ кораблахъ на Бѣлое море запро-
вадилъ. Отолѣ далѣе пошелъ, и корабли паки
назадъ к Архангелскому городу пришли, и обрѣ-
таются тамо 15000 человѣкъ салдатъ, и на новой
крѣпости на Двинкѣ наречённой, ежедневно
600 человѣкъ работаютъ.

На Москвѣ 1703 генваря въ 2 день.

Probeseite aus den „Dokumenten des Zeitungswesens“ No. 4: Die erste russische Zeitung vom Jahre 1705 mit Übersetzung von W. Eiche.

Altertum geht der Glaube zurück, daß man bestimmte Krankheiten durch Aderlaß an bestimmten Stellen heilen könne. Freilich ist dabei aber noch Acht zu geben auf astrale Einflüsse, die „Natur", den sonstigen Gesundheitszustand und das Alter des zu Schröpfenden. Heute bedient sich der Arzt nur selten dieses Eingriffes (etwa bei Lungenödem, bei drohender oder sich vollziehender Gehirnapoplexie usw.) Für jeden Monat ist in Blaubirers Almanach angegeben, ob man zur Ader lassen dürfe und an welcher Stelle. So findet sich z. B. für den Brachmonat (Juni) der Rat: „In dem krebs laussen ist großer v'lust // zů der lebern lungen vnd zů der brust // . . .

Der erste (wie auch der nachher zu besprechende zweite) Teil weist reichen xylographischen Schmuck auf. Ein Volksbuch erheischte eben als solches eine Ausstattung mit Bildern zwecks Unterstützung der wenig geübten Vorstellungsgabe der Leser. Die Holzschnitte sind gewiß primitiv, man darf aber nicht vergessen, daß wir hier Handwerkerarbeit (im guten Sinne) vor uns haben. Im übrigen darf gesagt werden, daß diese Bilder gerade durch ihre Einfachheit, durch ihre harte Linienführung — Dinge, die überhaupt im künstlerischen Ausdruckwillen des 15. Jahrhunderts liegen — vortrefflich wirken und sich der Architektonik der gedruckten Buchseite ganz ausgezeichnet anpassen, also den Prinzipien der Illustration an sich recht gut entsprechen. Hier und da sind schon Versuche gemacht durch parallele Schraffierung eine gewisse Plastizität zu erreichen. Die Bilder zeigen Werkstattbemalung.

Überall steht das Medizinische auffallend im Vordergrund des Interesses. Eine Erklärung hierfür mag die von Konrad Haebler („Hundert Kalender-Inkunabeln", hrsg. von Paul Heiß, mit begleitendem Text von K. Haebler, Straßburg 1905, S. 13) erwähnte Tatsache bieten, daß ein großer Prozentsatz der Verfasser von Almanachen dem ärztlichen Stande angehörte.

Der zweite Teil des Kalenders bietet astrologisch-medizinische, iatromathematische Weisheiten, wie sie im Mittelalter gaeng und gaebe waren.

Die Lehre von den astralen Einflüssen rührt letzten Endes von den Babyloniern her. Mit ihr verband sich später die Säftelehre der antiken Völker. Auf diese Weise sehen wir uns im Mittelalter einem medizinischen Theorienkomplex gegenübergestellt, dem bei wissenschaftlicher Nachprüfung in praxi zum größten Teile keine Realität entspricht: Es waren zum allergrößten Teil Hirngespinste, die zu vertreiben zunächst nicht einmal einem Paracelsus, der sich gegen jene Lehren wandte, gelang. Es hat nach Paracelsus (gest. 1541) noch lange gedauert, bis man aufhörte an jene Irrlehren zu glauben.

Gleich an das Tierkreismännchen schließt sich ein Verzeichnis der „bo̊sen verworffen tag" an. An diesen soll man „weder laussen noch verkauffen noch vmb keyn weib werben" usw.

Hierauf folgt (Bl. 20 b bis Bl. 32 b) eine längere Abhandlung „von den zwelf zaichen des gestirns vñ // von ihrer kraft dz seynd die zwelf strassen // an den himeln die unser leib entwegen // und gewalt darüber habent" // Es heißt da: „Von dem zaichē Wid' // Der wid' hat an dez men // schen gelid' das haubt vñ // alle gelid' die dē haubt zů // geho̊rn hals · mund · nass // oren · augē · leftzen · zån · zūg // vñ alle gelid' die dē haubt // zůgeho̊rn / obwendig vñ oberthalb des // leibs. uñ hat auch alle ire siechtagē die // dē selben gelid'n schaden múgent: Das // ist als vil gesprochen / weñ aries zů siech // tagen stat / so machet er keinerlay siech // tagen mer dañ an dē haubt uñ an sein gelid'n / wañ er úber die and'n gelid' keī // gewalt hat" . . . Aber auch Tun und Lassen des Menschen untersteht astralem Einfluß: (Bl. 21 a) „Weñ d'mon ist in dē // selben zaichen dz do gewalt hat úber dz // mitel tail czů orient das auch feúrin uñ // colora natur ist / heiss uñ trucken dz auch // mañes natur ist. deñ ist gůt nach kauf // manschatz faren gen orient . . . Auch ist gůt anheben ze wercken was man mit feúre vol // bringen sol". Aber damit nicht genug, die Einwirkung der Gestirne erstreckt sich sogar auf die Körper- und Charakterbildung des Menschen. So heißt es z. B. auf Bl. 22 a: Wer ach // an der selben zeit geborn wirt nach ari // stotiles red der gewinnet eyn krum̄en // leyb und eyn langen kleynen hals · seyn // langs antlitz · grosse augen · kleyn oren · // und eyn halss genůg redende . . . sy seind // auch gern unfridsam . . .

Von Bl. 32 bis 44 sind ähnliche Themen für die sieben Planeten abgehandelt.

Das nächste Kapitel (Bl. 45 b—46 b) „von den syben planeten wie sy reg // nierent nach des mons schein und // wie sy alle wetter gebent / beschäfligt sich mit „meteorologischen" Fragen. Der folgende Tractat (Bl. 46 b—49 a) gibt interessante Aufschlüsse über die teilweise recht eigentümlichen, mittelalterlichen astronomischen Anschauungen, die zum Teil mit religiösen Ideen durchsetzt sind. Eine kurze Textprobe möge das erhellen. Auf Fol. 48 a lesen wir: „Der aylfft himel d' ob in allen ist d' // ist feúrin in dē got selbs reichssnet // mit den neún ko̊ren der engeln und mit allen menschen die in sein gnadē sunden // werdent. Der himel ist wed' heyss noch // kalt wed' feúcht noch warm. wañ er // ist erho̊het úb' alle leipliche aigenschaft" . . . Das Kapitel von „den vier Complexion", d. h, den vier Temperamenten, (Bl. 49 b — 52 b) ist mit z. T. recht wirkungsvollen Holzschnitten versehen.

Von besonders hohem medizingeschichtlichem Interesse sind die nun folgenden Abhandlungen über den „kalten Magen" und das Aderlassen. Darunter ist ein ärztlich besonders wichtiger Abschnitt das Kapitel: Bl. 56 a ff.: „Von allen aderen wie man sy laussen // sol. war fúr es gůt und nútz ist das // vindest du von yed' ader besunder" // Im ganzen sind hier 36 Aderlaß-stellen angegeben. (S. Abb.)

Bedeutsam für die Kombinierung der astralen Influenztheorie des Zweistromlandes und der Säftelehre der Antike und ihre Übertragung in die Praxis im Mittelalter ist die Tafel auf Bl. 54 a (vgl. die Abb.)

Als Erklärung ist ihr folgender Text beigegeben (Bl. 54 b): „So du lassen wilt zů der adern So // solt du mercken, das do seynd vier // czaichen in den besunder gůt ist zelassen // Auch seynd vier gemeyne czaichen die // seynd wed' gůt noch bŏss / aber mittel // vnd seynd vier zaichen die bŏss seynd // als dise figur beweyset // Und hůt dich das du nit lassest zů dem // gelid das dz selb zaichen bedeút, wann // die meyster sprechent das es gar ersch // rockenlich sei und besorgklich. //

Außerdem dürften die folgenden Abschnitte von medizinhistorischem Interesse sein:

Bl. 61 a: „Wie man das blůt sol besehen"
Bl. 64 a: „Von eym yeglichen siechtagen was // man dē menschen darfúr geben sol"
Bl. 64 b: „Von schwaisbadē uñ wasserbaden."[1]
Bl. 66 b: Von laussen mit kopffen in dem bade" (Schröpfen).
Bl. 67 b: „Hie nach gat ein Capitel von Cristieren[2]) das merck gar eben".

Recht ergößlich zu lesen ist (Bl. 69 a), wie es anzufangen ist, den Planeten, unter welchem ein Mensch geboren ist, herauszufinden.

Den Beschluß des Kalenders bilden Abhandlungen „astronomischen" und „meteorologischen" Charakters. Wiederum spielen astrologische Dinge und astrale Abhängigkeitsverhältnisse eine Hauptrolle.

Auch der 2. Teil des Almanachs ist mit einer großen Zahl von Holzschnitten geschmückt. Als Beispiel für einen Holzschnitt von wirklich höherem künstlerischem Werte sei das stimmungsvolle Bild des „Melencolicus" genannt. Medizingeschichtliches bezw. kulturhistorisches Interesse erwecken die folgenden Bilder: Der Flegmaticus (Bl. 50 b), das Aderlaßbild[3]) (Bl. 55a), welches viermal wiederholt ist, (eine Abbildung des Schröpfbildes findet sich in: Martin, Deutsches Badewesen S. 77), der Arzt mit Harnglas, dessen Form übrigens mit der Gestalt eines moderen Harnglases im großen und ganzen übereinstimmt (Bl. 64 a); gemeinsam in einer Bütte badendes Paar (Bl. 64 b), nackte Frau die von einem Bader geschröpft wird (Bl. 67 a) Arzt mit Harnglas am Krankenbett (Bl. 68 a).

Der hier behandelte Kalender ist ein instruktives Beispiel für einen Buchkalender mit stark medizinischem, astrologisch-iatromathematischem Einschlag, wie er typisch für jene Zeit ist. Allzuviel ist von diesen Dingen nicht auf uns gekommen. Es waren eben Gegenstände des täglichen Gebrauches (ähnlich den lateinischen Schulgrammatiken wie der des Aelius Donatus), die überdies einen relativ geringen Anschaffungspreis hatten und somit auf eine besonders schonende Behandlung keinen Anspruch machen durften. Die Behandlung der übrigen Inkunabelkalender in Buchform wird Gegenstand einer speziellen Monographie sein.

---

[1]) Vgl. hierzu: Alfred Martin, Deutsches Badewesen in vergangenen Tagen, Jena 1906.

[2]) Klistiergeben.

[3]) cf. Abb.

Der Bilderschmuck der Frühdrucke.

Einige Worte zu dem im Erscheinen begriffenen Werke „Der Bilderschmuck der Frühdrucke".

Eine allen Anforderungen entsprechende und wissenschaftlich völlig befriedigende ausführliche Geschichte der Buchillustration gibt es nicht. Kein Wunder! Ist doch das Material nicht so leicht zugänglich, wie es auf den ersten Blick scheinen möchte. Dies gilt insbesondere für die Frühdrucke, die wohl selten jemanden alle, soweit sie illustriert sind, wirklich vorgelegen haben, und haben sie ihm vorgelegen, so sicherlich nicht gleichzeitig, sodaß vergleichende Studien fast ausgeschlossen waren. Auch die späteren Epochen sind keineswegs, besonders in ihren seltenen Stücken, so leicht an Hand von Originalen zu übersehen, ja bis in die neueste Zeit herein dürfte es an Schwierigkeiten nicht mangeln, insbesondere die Illustration der Luxusdrucke schnell zum Studium beieinander zu haben.

Und doch ist der Bilderschmuck der Bücher ein Faktor, an dem Kunstgeschichte sowohl als Kulturgeschichte, aber auch die Buchkunde mehr als vorübergehendes Interesse haben. Für alle drei Wissenszweige ergeben sich aus der Kunde der Buchillustration wertvolle Resultate, insbesondere sobald es möglich ist, vergleichende Studien anzustellen.

Wenn ich es unternehme, das Illustrationsmaterial für die leichtere Benützung zusammenzutragen und mit dem Bilderschmuck der Frühdrucke beginne, so bin ich mir dessen völlig bewußt, daß meine Aufgabe eine schier unerfüllbare scheint. Schon die frühesten Drucke bieten ein so reiches Material, daß Jahre vergehen werden, bis es aufgearbeitet ist. Ohne das Entgegenkommen der Bibliothekverwaltungen und einer Anzahl Bücherfreunde wären schon die ersten großen Lieferungen, die jetzt vorliegen, undenkbar gewesen. Es ist mir deshalb Bedürfnis, ihnen allen, ohne sie im einzelnen hier namentlich nennen zu können, herzlichst zu danken für ihr Entgegenkommen nicht nur, sondern auch für das große Verständnis, das sie vielfach für meine Arbeit gezeigt haben. Auch Privatbibliotheken und einzelne Bücherfreunde sowohl wie Mitglieder der Inkunabelkommission sind mir weitgehendst an die Hand gegangen, wofür auch ihnen herzlichst gedankt sei.

Ein Quellenwerk des Bilderschmuckes der Bücher sollen die Lieferungen, die rasch aufeinander folgen, bilden. Kurze Angaben über die Drucker und so weit ich es für tunlich hielt, Angaben der wichtigsten Literatur sowie zum Verständnis der Holzschnitte nötiger Text begleiten die Abbildungen, während ich von einer Stellungnahme zu den einzelnen Problemen im Quellenwerk selbst Abstand nehmen zu müssen geglaubt habe. Vielfach wird sie ja auch erst möglich sein, wenn eine Anzahl Bände vorliegen und vergleichende Studien aufgenommen werden können.

Soviel steht fest, daß in dem Material eine Fülle von ungehobenen Werten steckt, die mancher speziellen Arbeit, Monographie oder Dissertation, Stoff in reichlichem Maße geben werden.

Es ist unvermeidlich, daß ein solch groß angelegtes Quellenwerk da und dort Lücken aufweist. Hier kann nur Zusammenarbeit aller Interessenten Einwandfreies schaffen. Mitarbeit wird mir im weitesten Maße zuteil, und doch möchte ich auch hier alle diejenigen, die Interesse für die Arbeit haben, bitten mitzuhelfen, wie mir überhaupt jede sachliche Kritik jederzeit willkommen ist.

Leipzig, den 1. Juli 1920.

Professor Dr. Albert Schramm
Direktor des Deutschen Museums für Buch und Schrift.

Dokumente des Zeitungswesens.

Eine Sammlung zeitungsgeschichtlich wichtiger Quellen in Faksimiledrucken.

Faksimiledrucke älterer und schwer zugänglicher Nummern einzelner Zeitungen sind im Laufe der Zeit aus Anlaß von Jubiläen oder sonstigen Gedenktagen von Zeitungs-Verlagen verschiedentlich veranstaltet worden, Neuausgaben aus der Frühzeit des Zeitungswesens dagegen sind nur spärlich anzutreffen und die etwa veranstalteten Wiedergaben besonders wichtiger Stücke sind meist vergriffen. Diesem Mangel soll durch die Herausgabe einer „Dokumente des Zeitungswesens" benannten Reihe, von der vier Drucke bereits vorliegen und zwei weitere demnächst zur Ausgabe kommen, abgeholfen werden. Sie will denen, die auf dem Gebiete zeitungskundlicher Forschung tätig sind, die „Inkunabeln" des Zeitungswesens in genauen Nachbildungen vorlegen und ihnen die Bekanntschaft mit sonstigen schwer erreichbaren, zeitungsgeschichtlich wichtigen Erscheinungen vermitteln. Fernerhin soll durch diese Publikationen die der *„Zeitschrift des Deutschen Museums für Buch und Schrift"* seit Beginn ihres III. Jahrganges neu hinzugefügte Abteilung für zeitungskundliche Beiträge eine Ergänzung erfahren.

Leipzig, den 1. Juli 1920.

Dr. Hans H. Bockwitz
Direktorialassistent und Bibliothekar.

Dokumente des Zeitungswesens. (In Faksimiledrucken mit Begleitworten.)

No. 1. **„Copia der newen zeytung auss Presillg Landt".** Mit Fundortsnachweis hrg. von H. Bockwitz. Faksimile des ersten gedruckten Berichts über eine Forschungsreise nach Brasilien im Anfange des 16. Jhrh. Leipzig 1920. 15. S. 8°
500 num. Exempl. Mitgl. 2.50 M. Nichtmitgl. 3.50 M.

No. 2. **„Newe zeytung von orient vnd auffgange".** Mit Begleitwort hrg. von H. Bockwitz. Faksimile des seltenen Druckes, auf dem die Bezeichnung „zeytung" erstmalig 1502 nachweisbar ist. Leipzig 1920. 4 S. 8°.
300 num. Exempl. Mitgl. 4.— M. Nichtmitgl. 12.— M.

No. 3. **„Die Periodische Geheimpresse im besetzten Belgien 1914/18".** Faksimiledrucke der wichtigsten Organe mit einer Übersicht über Umfang und Wesen der belgischen Geheimpresse. Hrg. von H. Bockwitz. Leipzig 1920. 12 S. 4°.
450 num. Exempl. Mitgl. 6.— M. Nichtmitgl. 18.— M.

No. 4. **„Wedomosti", die erste russische Zeitung vom Jahre 1703".** Faksimilewiedergabe der vierseitigen Nummer der ersten russischen Zeitung. Mit Übersetzung von W. Eiche. Leipzig 1920. 12 S. 8°.
300 num. Exempl. Mitgl. 4.— M. Nichtmitgl. 12.— M.

No. 5. **„Newtzeutung auss Presillandt".** Faksimilierte Wiedergabe der im Fuggerarchiv befindlichen vierseitigen handschriftlichen Zeitung über eine 1514 unternommene Fahrt nach Brasilien, mit Begleitwort hrg. von H. Bockwitz. Leipzig 1920. 16 S. 4°.
500 num. Exempl. Mitgl. ca. 7.— M. Nichtmitgl. ca. 20.— M. (Erscheint demnächst.)

No. 6. **„Newe zeytung von dem lande das die Sponier funden haben im 1521. Jare genannt Jucatan".** (Erste vollständige Ausgabe des seltenen Druckes mit Begleitwort.) (Erscheint demnächst.)

Vergleichende Zeitungskunde.

(Eine Anregung.)

Von Dr. KARL d'ESTER, Privatdozent für historische Zeitungskunde an der Universität Münster i. W.

Kaum hat die junge Wissenschaft der Zeitungskunde zaghaft den Schritt in die akademischen Hörsäle gewagt, da wird sie schon bald gewahr, wie sehr sie doch noch, was die Art und die Ergebnisse, die Grundlagen und das nötige literarische Handwerkszeug angeht, hinter ihren älteren Schwestern Literaturgeschichte und Geschichte, zurücksteht. Wer sich ernsthaft mit Zeitungsforschung befaßt, nicht nur nach Art eines Essayisten daran nippt, der wird nur zu bald erkennen, daß hier das Wort des Hans Sachs aus den Meistersingern zutrifft: „Keine Regel wollte da passen".

Die Zeitungskunde muß sich erst ihre Forschungsmethode schaffen. Die Gründe dafür hier darzulegen, würde zu weit führen. Ich möchte nur auf *ein* Gebiet hinweisen, das bislang fast völlig unbeachtet geblieben ist: *die vergleichende Zeitungskunde*. Das ist erklärlich, da wir ja noch in den dürftigen Anfängen einer wissenschaftlich betriebenen Zeitungsforschung stehen, und es ist begreiflich, daß man bisher eher ans *Beschreiben* ging als an *Vergleichen*. Die Literaturwissenschaft hat diese wichtige Hilfswissenschaft ja auch erst spät ausgebaut, für die Zeitungskunde gehört sie zu den unentbehrlichen Grundlagen, darum ist es notwendig, daß sich die Forschung rechtzeitig darauf einstellt.

Denn noch weit mehr als die Literaturgeschichte erfordert die Zeitungskunde eine vergleichende Betrachtung. Wie dort die Stoffkreise und Ideen aufeinander gewirkt haben, wie sie von Volk zu Volk gewandert sind, so zeigt sich auch in der Zeitungskunde schon dem oberflächlichen Beobachter eine starke Wechselwirkung zwischen den verschiedenen inländischen Blättern, zwischen ausländischer und einheimischer Presse. Die deutsche Presse ist oft garnicht recht zu verstehen, wenn man sie loslöst von der internationalen Entwicklung des Zeitungswesens.

Wir Deutsche sind auch auf journalistischem Gebiet häufig Nachbeter des Fremden gewesen, haben aber auch manches Gute von dort herübergenommen und unseren Verhältnissen angepaßt.

Schon eine oberflächliche Musterung des Werdens der neuzeitlichen Zeitung und Zeitschrift häuft die Beispiele geradezu. Will man in das bunte Getriebe der deutschen Zeitung etwas Ordnung bringen, so ist es ratsam, einzelne feststehende Typen herauszuarbeiten, die sich leicht als immer wiederkehrend feststellen lassen. Da ist nun der Einfluß des Auslandes sehr stark wirksam gewesen. Frankreich schenkte uns die Urform des Intelligenzblattes in der Gründung Renaudots, Jselin schrieb nach den französischen „Ephémerides du citoyen" seine „Ephemeriden der Menschheit". Der Einfluß der reichen französischen Revolutionsjournalistik auf die rheinische Presse ist von mir an anderer Stelle bereits nachgewiesen worden. Bemerkenswert sind die Fälle, in denen sich die Gegner ihre journalistischen Kampfarten absehen. So ahmte z. B. der franzosenfreundliche Bruder des bekannten Verlegers Cotta in seiner Straßburger Zeitung zur Revolutionszeit das von ihm stark befehdete „Politische Journal" nach. Für Görres besonders müßte der Zusammenhang mit der übrigen Revolutionsjournalistik noch untersucht werden. Niebuhr weist einmal darauf hin, daß er den Preußischen Correspondenten nach dem Beispiel der „Gazette de Leyde" schreiben wolle. England durfte Patenstelle vertreten bei der vielleicht verbreitetsten journalistischen Gattung des 18. Jahrhunderts, Addison und Steele schufen den Typ der moralischen Wochenschrift, und in den Pfennig-Magazinen aus der Zeit der Reaktion vor 1848 dürfen wir eine Nachahmung der englischen gleichnamigen Blätter sehen.

Eine wichtige Aufgabe stellen der vergleichenden Zeitungskunde die in früheren Zeiten sehr oft vorkommenden eigenartigen Wanderungen einzelner Zeitungen in oft ganz abgelegene Länder, ferner die Übersetzungen von ganzen Zeitungsjahrgängen. Wie heute manche Großstadtblätter ihre Ableger („Kopfblätter") an verschiedenen Plätzen haben, so findet man auch früher mancherlei Blätter unter anderem Titel in oft ganz verschiedenen Städten. So erschien vom „Hamburger Correspondenten" 1788 eine französische Übersetzung in Warschau als „Gazette de Hambourg".

Besonders für die Zeit des achtzehnten Jahrhunderts, als der Nachdruck der Blätter in üppigster Blüte stand, erwachsen der vergleichenden Zeitungskunde eine Fülle von Aufgaben. Ein bezeichnendes Beispiel für viele: In Neuwied am Rhein erschienen wegen der dort herrschenden Zensurfreiheit mehrere Blätter, die eine Untersuchung verdienen, eines von ihnen habe ich in einer eingehenden Arbeit zu würdigen versucht. Es erschien seit 1785 als „Gespräche im Reiche der Toten" und war ein Hauptstützpunkt der franzosenfeindlichen, österreichischen Politik. Dies Blatt wurde nun wegen seiner köstlichen satirischen Schreibart und wohl auch wegen seiner politischen Haltung besonders in den österreichischen Ländern massenhaft nachgedruckt. In Wien galt es zeitweise als das gelesenste Blatt und wurde sogar in Kaffeehäusern öffentlich vorgelesen. Man übersetzte es in alle möglichen Sprachen, sogar ins Lateinische, wenn man den zeitgenössischen Berichten glauben darf. Damit aber war die Bedeutung des Blattes als Quelle oder Vorlage sicher noch nicht erschöpft. So findet man z. B. in der von 1789 in Bayreuth erschienenen „Bayeuther Zeitung" solche Ähnlichkeit in Inhalt und Form, daß man auch hier einen vielleicht etwas zurechtgestutzten Nachdruck nachweisen kann.

Die in den fremden Ländern in deutscher Sprache und die in Deutschland in fremder Sprache erschienenen Blätter müssen gleichfalls in den Bereich unserer Wissenschaft gezogen werden. So war es im Preußen Friedrichs des Großen beliebt, französische Blätter ins Leben zu rufen, die zuweilen große Bedeutung erlangten; ich nenne nur den zu Cleve erschienenen „Courier du Bas-Rhin", und Friedrich der Große selbst erteilte am zweiten Tag nach seiner Thronbesteigung das Privileg zur Herausgabe einer französischen Zeitung für Politik und Literatur, bei der er selbst mitarbeiten wollte. Es war ein beliebter Kniff napoleonischer Pressebeeinflussung, daß er in Frankreich Zeitungen in der Sprache der unterworfenen Länder erscheinen ließ und diese dann einschmuggelte. Die Zusammenhänge dieser Organe mit der Presse des Ursprungslandes, ihre Bedeutung als Quelle für gutgläubige deutsche Blätter festzustellen, ist unsere Aufgabe. Die vielfach getadelte Ausländerei des Deutschen zeigt sich auch in seiner Presse. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts finden wir eine Menge Zeitungen in den Sprachen fremder Länder. So im Norden den „British Mercury", den „Mercurio di Vienna" im Süden, französische Zeitungen außer in Berlin im Hochstift Lüttich, zu Wesel, Köln, Neuwied, Elberfeld, Frankfurt, Zweibrücken, Mannheim, Wertheim. In Wien erschien gar eine griechische Zeitung, die für Griechenland bestimmt war; lateinische Zeitungen sind zu Helmstädt und Stuttgart nachweisbar. Nur mit brennender Scham kann man das Wort eines französischen Kritikers der deutschen Presse der Revolutionszeit 1796 lesen: „Die deutschen Zeitungen nahmen häufig Schlachtenberichte, die ihre eigenen Heere angingen, aus unserer Fabrik, und auf diese Weise ward uns die feindliche Presse dienstbar wie gekauft, während wir sie mit nichts zu bezahlen brauchten, als mit den Artikeln selber."

Es ergibt sich also auch hier ein reiches Feld für die vergleichende Zeitungsforschung, und diese kann auch für die richtige Wertung der politischen Haltung der Presse in bestimmten Zeiträumen wichtige Aufschlüsse bringen. Hippolyt de St. Abran hat mehrfach auf die starke Abhängigkeit der deutschen Presse von 1848 hingewiesen. Die deutsche Zensur hatte es fertig gebracht, daß das

deutsche Zeitungswesen ein verschlossenes Buch mit sieben Siegeln wurde. Der Franzose schreibt lieblos, aber nur allzuwahr: „Ein Lakai, der des Sonntags mit den abgelegten Kleidern seines Dienstherrn stolziert, ist ein Weltmann neben dem Philistersinn dieses deutschen Journalismus. So wie unsere Schneider und Putzmacherinnen die Dekrete der Mode hinausgehen lassen für Mann und Weib, für Kind und Kegel in Deutschland, so bringen unsere Zeitungen diesem philisterhaften Publikum das Tagesgespräch hinüber, und was drei oder vier Tage zuvor in Paris abgeleiert worden, so dürftig der Stoff, so kleinlich die Interessen, so winzig die Spielenden sein mögen, das wird so regelmäßig, als die Post ankommt, über ganz Deutschland hin nachgebetet, in Apolda wie in Berlin, in Schöppenstadt wie in Frankfurt . . . . ." Paris ist die allgemeine Garküche für die Abfütterung des deutschen Volkes; von einem eigenen Geiste, von einem Nationalsinn findet der Franzose keine Spur in der deutschen Presse. Zu der Zeit, da die Romantiker begannen, die Literaturen der fremden Völker dem deutschen Volke zu erschließen, kommt auch in der Presse eine starke kosmopolitische Eigenart auf. Es erschienen zahlreiche Blätter in Deutschland, die sich mit den staatlichen, wirtschaftlichen und literarischen Verhältnissen in den verschiedenen Ländern befaßten. Dieses Moment zu würdigen, wäre die Aufgabe einer besonderen Studie. Einige der in Frage kommenden Zeitschriftentitel seien hier genannt: „Das Neueste aus England" (Berlin 1801), „Französische Blätter" (Basel 1796), „Italien: Eine Zeitschrift von zween reisenden Deutschen" (Berlin 1804), „Russische Miszellen" (Leipzig 1804), „Rußland unter Alexander I., eine historische Zeitschrift" (Leipzig 1804).

Die Tätigkeit der Deutschen als Mitarbeiter oder gar als Herausgeber fremdländischer Zeitungen bietet ein reiches, noch ganz unbearbeitetes Feld der vergleichenden Zeitungskunde. Der Kölner Bürgermeister Dumont schrieb für Pariser Revolutionszeitschriften, der Mainzer Freiheitsmann Professor Wedekind im „Journal de la Montagne", Heine wollte 1842 zu Paris eine deutsche Zeitung gründen. Einen „Pariser Zuschauer" hatte der Mainzer Clubist Blau in Paris herausgegeben, der als Vorläufer der späteren deutschen Zeitungen in Paris gelten kann.

Die Staaten waren damals in geistiger Hinsicht keineswegs hermetisch abgesperrt: das zeigen die zahlreichen Blätter, die sich zum Vermittler der Kultur der verschiedenen Länder machen. So der „Spectateur du Nord, Journal politique, littéraire et morale", der durch Auszüge aus den besten deutschen Zeitungen die Völker einander näherbringen wollte. In Wien gaben Ritter von Hainsberg und Franz Huber einen kleinen Auszug aller europäischen Zeitungen heraus. Sie legten zu diesem Unternehmen eine eigne Buchdruckerei an, ein Zeichen, wie beliebt derartige Revuen damals waren. In Paris verfolgte das Journal étranger (1754—1762), das hervorragende Mitarbeiter aufweisen kann, ähnliche Ziele, indem es seinen Lesern die Schätze des Auslandes zugänglich machte. Ein Gegenstück dazu stellte die Zeitschrift „Archives Littéraires de l'Europe" dar, die in Tübingen und Paris 1804—1807 erschien.

Die vergleichende Zeitungskunde kann uns auch wichtige Aufschlüsse über die bislang völlig vernachlässigte Frage des Korrespondentenwesens und der Quellen geben, aus denen die einzelnen Blätter geschöpft haben. Durch Stilvergleichung wird es vielfach gelingen, den Schleier der Anonymität zu lüften, und es wird sicher noch manche für den Entwicklungsgang bekannter Journalisten und Politiker, wie Görres u. a., wichtige Arbeit entdeckt werden, die bislang unbekannt war oder unter falscher Flagge segelte.

Nicht selten finden sich bereits in den Zeitungen des 18. Jahrhunderts Angaben über die Quellen, die denen von heute ähneln, wobei der Leser zu einer förmlichen Rundreise durch Europa genötigt wird, wenn es heißt: „Wie die Times über Paris erfährt, berichtet der Corriere de la Sera aus Madrid . . . . ." Ähnliches findet sich schon im 18. Jahrhundert. So rühmt sich der Herausgeber der Bayreuther Zeitung, daß die von ihm 1789 abgedruckte Pariser Korrespondenz der Amsterdamer hochdeutschen Zeitung als Quelle diente. Niehbuhr bemerkt ausdrücklich, daß er für seinen Hamburg'schen Korrespondenten französische Zeitungen und die in Genf erscheinende „Bibliothèque britannique" besonders berücksichtigen wolle. Diese wenigen Andeutungen lassen hinreichend erkennen, welche Fülle von Aufschlüssen die vergleichende Zeitungskunde bringen kann und wie sehr sie es verdient, im Rahmen der zeitungskundlichen Forschung als einer ihrer wichtigsten Zweige gepflegt zu werden.

Die erste russische Zeitung.[1]

Von WILHELMINE EICHE, Volontärin am Deutschen Museum für Buch und Schrift, Leipzig.

Am 16. Dezember 1702 erließ Peter der Große den Befehl, alle wichtigen Nachrichten aus Rußland und den angrenzenden Staaten zum Zwecke der Herausgabe einer Zeitung zu sammeln. Schon am 27. Dezember 1702 erschien ein Flugblatt mit der Siegesnachricht von der Einnahme der für Rußland so wichtigen Festung Noteburg (Schlüsselburg).

Die erste Nummer der Zeitung selbst erschien am 2. Januar 1703. Der volle Titel lautet auf deutsch: „Zeitung von militärischen und anderen wissenswerten und denkwürdigen Dingen, die sich im Moskowitischen Staate und anderen benachbarten Ländern zugetragen haben." Der Kürze halber wurde das Blatt „Wedomosti", d. h. Nachrichten genannt.

Vor dieser ersten gedruckten Zeitung hatte es handschriftliche Zeitungen auch in Rußland schon viel früher gegeben. Die ältesten, die erhalten sind, dürften aus dem Jahre 1621 stammen. Schon Kaiser Alexei hatte seine Agenten im Auslande, die ihn mit „Zeitungen", hauptsächlich mit deutschen, versorgen mußten, und ganz nach deutschen Vorbildern wurden auch die russischen handschriftlichen Zeitungen hergestellt.

So war es nicht etwas absolut Neues, was Peter mit seiner gedruckten Zeitung ins Leben rief, doch wurde der Charakter ein anderer als der der handschriftlichen. Die handschriftlichen Zeitungen waren ausschließlich für den Kaiser und seine Diplomaten bestimmt gewesen. Sie waren gleichsam eine Ergänzung zu den Berichten der Gesandten und kamen überhaupt nicht in die Öffentlichkeit. So besteht Peters Verdienst darin, eine zum Verkauf bestimmte Zeitung für das Volk geschaffen zu haben, wenngleich auch nur für dessen oberste Schichten. Peter benutzte das Blatt in weitestgehendem Maße für sein Bemühen, Rußland mit Westeuropa in engere Verbindung zu bringen. Dazu mußte das Volk diesen Westen, den die Geistlichkeit ihm so grauenvoll geschildert hatte, erst kennen lernen: daher die vielen, ja überwiegenden Nachrichten aus Westeuropa in der Petrinischen Zeitung.

Dann aber fand Peter in seiner Zeitung auch ein geeignetes Mittel, das Volk über seine Reformen zu unterrichten und seine Kriege vorzubereiten und zu rechtfertigen. Berichte über russische Verhältnisse und Ereignisse, die in den handschriftlichen Zeitungen noch gänzlich gefehlt hatten, wurden desgleichen zu einer häufig wiederkehrenden Rubrik in dem Blatte.

Peter's Anteilnahme an der Zeitung ging so weit, daß er zum großen Teil selbst die Berichte aus den

[1] Ein Faksimiledruck der ersten Nummer mit Übersetzung ist als Nr. 4 der „Dokumente des Zeitungswesens" erschienen.

ausländischen Zeitungen auswählte, welche in die russische Zeitung aufgenommen werden sollten, daß er die Übersetzungen kontrollierte, oft selbst Korrektur las, ja selbst Artikel über russische Ereignisse schrieb. So war er nicht nur der Gründer der neuen Zeitung, sondern auch ihr Redakteur und Mitarbeiter. Durchaus in seinem Geiste und unter seiner Aufsicht ist sie während der ganzen Zeit seines Lebens geführt worden.

Wie die Petrinische Zeitung ganz nach dem Vorbilde der deutschen Zeitungen hergestellt wurde, so waren auch die deutschen Zeitungen die Hauptquellen, aus denen geschöpft wurde und zwar waren es für die ersten Jahre folgende: Die „Relation aus dem Parnasso", der „Relations-Courier", die „Europäische Relation" und „Nordischer Merkur". Später kamen noch einige polnische und schwedische hinzu. Seit 1719 ist die Hauptquelle die „Gazette de Leyde".[1])

Auch sonst lehnt sich die russische erste Zeitung ganz an ihre deutschen Vorbilder an. Es ist die gleiche Anordnung, die gleiche Bearbeitung des Stoffes. Die Nachrichten werden lose aneinandergereiht und ohne jede Kritik und Zusätze wiedergegeben. Nur der Name der Stadt wird angegeben, aus der die Nachricht stammt. Kriegerische Ereignisse nehmen den Hauptraum ein, daneben wird berichtet vom Empfang der Gesandten, von Einberufung der Kongresse, vom Schicksal der Handelsschiffe. Ausführliche Beschreibung finden Epidemien, Unglücksfälle, Überschwemmungen, Erdbeben usw. Großes Interesse erregt das Erscheinen von Kometen.

Die ausländischen Zeitungen wurden nicht vollständig übersetzt, es wurden nur die Hauptereignisse und das was für Rußland Interesse hatte, ausgewählt. Diese Auswahl ist aber sehr charakteristisch und gibt ein Spiegelbild der politischen Sympathien und Antipathien Rußlands. So finden wir in den Jahrgängen bis zur Schlacht bei Poltawa 1709 überwiegend Nachrichten aus Polen, während später Polen ganz zurücktritt. Auch wurden nur die für Rußland günstigen Nachrichten ausgewählt. Auf den noch vorhandenen ausländischen Originalen findet man oft den Vermerk: „Nicht übersetzen". Die Übersetzung selbst ging schnell von statten, gewöhnlich war sie am Tage nach dem Eintreffen der Zeitung fertig.

Bis die Zeitung von Deutschland nach Rußland gelangte, vergingen in den ersten Jahren meist 2—3 Wochen.

Das Blatt erschien vorerst nicht regelmäßig, sondern nur, wenn genügend Material vorhanden war. Die größte Anzahl der erhaltenen Nummern (56) stammt aus dem Jahre 1720, dagegen ist aus dem Jahre 1718 nur eine einzige erhalten.

Die Nachrichten über Rußland und russische Zustände zeigen starke tendenziöse Färbung. So finden wir z. B. gleich in der ersten Nummer die Nachricht vom Siege des Priesters Okulow über die Schweden und die große Zahl der Verluste der Feinde im Gegensatz zu der auffallend geringen des Priesterheeres. Gleichfalls in der ersten Nummer wird die siegesgewisse Zuversicht der Schweden, die Festung Noteburg zu halten, gebracht, nachdem die Festung längst von den Russen genommen war.

Das Äußere dieser ersten russischen Zeitung gleicht dem der deutschen im 17. Jahrhundert: kleines Oktavformat, schlechtes Papier, schmaler Rand und abgenützte Schrift. Das Titelblatt enthält den vollen Namen der Zeitung mit einer Vignette, einen doppelköpfigen Adler darstellend.

Die Sprache der Zeitung weicht stark von der üblichen Schriftsprache ab. An Stelle der vielen kirchenslavischen Ausdrücke tritt die gebräuchliche Volkssprache, daneben finden sich auch viele Fremdwörter für Begriffe, die dem russischen Leser fremd waren.

Die Zeitung erschien zuerst in Moskau und wurde in der Synodaldruckerei mit slavonischen Typen gedruckt. Nachdem auf Peters Anordnung an Stelle der Schrift der Kirchensprache eine vereinfachte russische geschaffen war, wurde die Zeitung schon 1710 mit dieser Schrift gedruckt. Seit 1711 kam das Blatt in Petersburg heraus, doch wurden einige Exemplare in Moskau noch nachgedruckt. Die Petersburger Ausgabe trägt bisweilen als Vignette das Stadtbild Petersburgs mit einem über der Newa schwebenden Merkur.

Die Auflageziffer der einzelnen Nummern ist sehr verschieden. Im *ersten Jahre* erschienen die einzelnen Nummern in 1000 bis 4000 Exemplaren, in den folgenden Jahrgängen nur in einigen hundert. In den über die Zeitung geführten Abrechnungsbüchern ist uns eine genaue Aufstellung erhalten, in wieviel Exemplaren jede Nummer gedruckt worden ist, wieviel gratis verteilt und verkauft wurden und wieviel übrig geblieben waren[1]). Interessant ist zu beobachten, daß die Zahl der Leser steigt und fällt, je nachdem die Zeitung mehr oder weniger Nachrichten aus Rußland bringt. Die Restexemplare wurden zu Buchbinderarbeiten verwandt, sodaß sich noch heute in manchen alten Einbänden Blätter dieser Zeitung finden.

Die einzelne Nummer kostete im Verkauf 1—2 Denga. (Kupfermünze im Wert von einer halben Kopeke).

Existiert hat die Petrinische Zeitung bis 1727. An ihre Stelle traten dann die von der Akademie der Wissenschaften herausgegebenen „Petersburger Nachrichten" und zwar in russischer und deutscher Sprache, die deutsche Zeitung unter dem Titel „St. Petersburger Zeitung". Beide Zeitungen erschienen noch bei Ausbruch des Weltkrieges.

Einzelne Nummern oder mehr oder weniger vollständige Jahrgänge der Petrinischen Zeitung sind — oder waren? — vorhanden im Rjumjanzew-Museum, im Historischen Museum, in der Kaiserlichen öffentlichen Bibliothek der Akademie der Wissenschaften und im Archiv des Ministeriums des Innern. Einige besonders wertvolle Exemplare mit handschriftlichen Korrekturen Peters des Großen besitzt die Synodal-Bibliothek.

Der vollständige erste Jahrgang (1703) dieser ältesten Zeitung stellt eine große bibliographische Seltenheit dar. Im ganzem erschienen in diesem Jahr 39 Nummern. Die Kaiserliche öffentliche Bibliothek besitzt 2 vollständige Exemplare und zwar einmal die 39 Nummern zusammengebunden und das andremal in 28 und 11 Nummern getrennt. Das letztere Exemplar, die 11 Nummern enthaltend, schickte die Bibliothek zur „Bugra-Ausstellung" 1914 nach Leipzig[2]).

Zur Jahrhundertfeier der Moskauer Universität (1855) hat die Kaiserliche öffentliche Bibliothek diesen ersten Jahrgang vollkommen getreu nachdrucken lassen. 1903, zum 200jährigen Jubiläum der russischen Presse, hat die Moskauer Synodaldruckerei sämtliche vorhandenen Nummern aller Jahrgänge dieser Zeitung herausgegeben. —

Quellen:

1. Vedomosti vremeni Petra Velikago. Pamjat dwuchsotlětija pervy russkoj gazety. Band I u. II, Moskau 1903,
2. Pekarski: Nauka i literatura Rossii pri Petrě Velikom 1862 Bd. I u. II,
3. Eichhorn: Geschichte der St. Petersburger Zeitung,
4. Bjulleteni „Rabočego bjuro" po organizacii wserossijskago prazdnowanija 200-lětnjago jubileja russkoj periodičeskoj pečati. Nr. 1 1901. Moskau.
5. Pypin. Istorija russkoj literatury III, Bd. Ost, Jahr.

[1]) Die vier erstgenannten Zeitungen sind sämtlich hamburger Ursprungs. Die „Relation aus dem Parnasso" (1706), die sog. „Spiringsche Zeitung", ist ihrem Titel zum Trotz rein politischen Inhalts. Im „Relations-Courier" (1673) haben wir die erste moderne hamburger Zeitung zu erblicken. Diese sog. „Wieringsche Zeitung" hat rund 140 Jahre (später als „Hamburger Relations-Courier") bestanden. Die „Europäische Relation" geht auf die 1672 (?) begründete „Altonaische Ordinaire und Extraordinaire „Relation" zurück und der „Nordische Merkur", mit seinem vollen Titel „Nordischer Mercurius, welcher wochentlich kurtzlich entdecket, was mit den geschwindesten Posten an Novellen einkommen ist" erschien in Altona bis 1730. (Vgl. Bertheau, Kleine Chronologie zur Gesch. d. hamb. Zeitungswesens. Hamburg 1914.)

[1]) So wird aus d. J. 1708 für Nr. 1 berichtet: gedruckt 200, kostenlos verteilt 50, verkauft 150 Ex., (Preis 1 Denga) oder für Nr. 13: gedruckt 1000, kostenlos verteilt 40, verkauft 680, Restbestand 280 Ex. (Preis 2 Denga).

[2]) Die erste Nummer dieses Exemplars diente als Unterlage für den in den „Dokumenten des Zeitungswesens" als Nr. 4 erschienenen Faksimiledruck.

Vogtländischer Anzeiger und Tageblatt.

Mit Beginn des Jahres 1789 wurde in Plauen von den beiden Kandidaten der Theologie Albanus und Werner die „Wochenschrift für alle Stände" gegründet. Gedruckt wurde das Blatt von Carl Gottlieb und Carl Friedrich Haller. Die Wochenschrift erfreute sich aber zunächst beim Publikum keiner allzugroßen Beliebtheit. Die Leser vermißten nämlich einen Inseratenteil. Alsbald wurde jedoch diesem Mangel durch Beifügung eines solchen „Avertissements", das von Albanus redigiert wurde, abgeholfen. Am 1. März 1789 erschien die erste Nummer eines „Intelligenzblattes" zu der bereits bestehenden Wochenschrift. Schon nach Verlauf eines Jahres geht die „Wochenschrift für alle Stände" ein, aber das Intelligenzblatt behauptet sich. Dieses nimmt 1804 noch den Untertitel „Vogtländischer Anzeiger" hinzu, eine Bezeichnung, die im Jahre 1836 alleiniger Titel wird. Der Bezugspreis des „Intelligenzblattes" war relativ hoch, er betrug 4 Pf. für die Nummer. Wenn man bedenkt, daß man 1914 für die mehr als 100 mal stärkere Einzelnummer des „Vogtländischen Anzeigers" 2 Pf. zahlte, wird einem der gewaltige Preisunterschied so recht deutlich.

Einige Hauptdaten mögen ein Bild der Entwicklung des „Vogtländischen Anzeigers" geben:

Am 1. Januar 1791: Übergang von Oktav- auf Quartformat. Einführung des Abonnements, jährlich „20 Gr. Sächs."

Seit 1. Januar 1845: Herausgabe zweier Vollnummern Mittwochs und Sonnabends.

Seit 4. Juli 1848: Wöchentlich 3maliges Erscheinen.

Seit 1. Januar 1866: Tägliches Erscheinen mit Ausnahme des Montags. Abonnementspreis vierteljährl. 1.50 M.

Am 1. Januar 1876: Einführung des Großfolioformats. Abonnementspreis vierteljährlich 2 M.

Die Abonnentenzahl stieg von 1845 bis 1914 von 800 auf 35620, die Seitenzahl von 819 Seiten im Jahre 1876 auf 5752 Seiten im Jahre 1913.

Die Zeitung hat einige Male Titeländerungen erfahren. Es sind indes nur drei, die von Wichtigkeit sind. Wie schon erwähnt, führte das Blatt seit 1836 den Namen „Vogtländischer Anzeiger". Damit wurde die Zeitung nachdrücklich als Heimatsblatt gekennzeichnet, während die bis 1835 geltende Bezeichnung „Intelligenzblatt" ziemlich farblos gewesen war. Am 16. Februar 1858 lautete der Titel zum ersten Male: „Vogtländischer Anzeiger, Amtsblatt für die Gerichtsämter und Stadträte zu Plauen ..." Hiermit ward dem Blatt der Charakter eines Amtsblattes verliehen. Eine dritte Titeländerung erfolgte am 1. Januar 1866. Von da ab erscheint der „Vogtländische Anzeiger" täglich und führt daher den Zusatz „Tageblatt".

Die Zeitung ist heute im Besitze des Verlages von Moritz Wieprecht G. m. b. H.

Die redaktionelle Gesamtleitung liegt in den Händen des Mitteilhabers und Verlagsdirektors Carl Beier und des Direktors Johannes Oberwinder.

Im Jahre 1914 konnte das Blatt auf ein 125jähriges Bestehen zurückblicken. Der „Vogtländische Anzeiger" hat sich in dieser langen Zeitspanne eine führende Stellung unter den Tageszeitungen Südwestsachsens errungen.

Literatur: „Denkschrift zur Feier des 125jährigen Bestehens des Vogtländischen Anzeigers und Tageblattes" und ein Artikel in Nr. 58 des Jahrganges 1914 des „Vogtländischen Anzeigers" vom 12. März „125 Jahre Vogtländischer Anzeiger". Ju.

Das „Hamburger Fremdenblatt".

Das „Hamburger Fremdenblatt" zählt seine Jahrgänge vom Erscheinen der ersten Nummer der von Christian Menck begründeten, herausgegebenen und gedruckten „Liste der angekommenen Fremden in Hamburg", die am 22. Juli 1828 erstmalig erschien. Hamburg war damit nächst London, Paris, Wien und Frankfurt die 5. Stadt geworden, die eine „Fremdenliste" zu eigen hatte.

Christian Menck hat eine Reihe von Zeitungen in Hamburg gegründet; so 1808 den „Orient", später, nach seiner Rückkehr aus den Freiheitskriegen, den „Beobachter an der Alster", mit dem er 1823 das „Archiv für Wissenschaften, Künste und Gewerbe" und 1828 die genannte „Fremdenliste" als Beiblatt verband. Unter seinem Sohn Friedrich erschien diese 1852 als Hauptblatt unter dem Titel „Morgenblatt" neben dem „Beobachter", der ein Beiblatt zur Morgenzeitung darstellte. Der Titel „Morgenblatt" wurde am 23. September 1864 aufgegeben; seit dem 24. erschien die erste Ausgabe des „Hamburger Fremdenblattes" als selbständige Zeitung, in der die vorgenannten Blätter verschmolzen waren.

Als Menck 1862 starb, hinterließ er seinem Sohn Dr. Friedrich Menck das Blatt in einer Auflage von 360 Exemplaren. Die Kriege 1864/1866 und 1870/71 brachten Aufschwung. Extrablätter werden ausgegeben, der Ausruf auf der Straße taucht auf, um 1891 ist die Auflage bereits auf 30000 Exemplare gestiegen, und als Dr. Menck 1907 starb, betrug sie gegen 40000.

Das Blatt ging 1907 in den Verlag des Druckerverlegers Albert Broschek über, der die Redaktion und das Mitarbeiternetz, insbesondere den Auslandsdienst, wesentlich erweiterte und die Qualität des Inhaltes hob, in dem Bestreben, aus dem Blatte mehr lokalen Charakters ein politisches Blatt zu gestalten, das von der Bedeutung Hamburgs im Reiche und im Auslande Zeugnis ablegt. Die Auflageziffer steigerte sich rasch auf 70000, bis im Laufe des Krieges die zweite Hälfte des zweiten Hunderttausend überschritten war.

Schon zu Mencks, des Begründers, Zeiten, gemäßigt liberal, ist das Fremdenblatt dieser Tendenz bis heute treu geblieben. Es vertritt die Grundsätze der Demokratie, ist jedoch von der Partei unabhängig.

In technischer Hinsicht ist zu bemerken, daß das „Hamburger Fremdenblatt" das Tiefdruckverfahren, das zuerst in der „Frankfurter Zeitung" Anwendung fand, derart ausgebaut hat, daß es vor dem Kriege als erste und einzige Zeitung Deutschlands täglich aktuelle Textillustrationen bringen konnte. Ein interessantes Anschauungsmaterial hierzu bietet ein vom Verlage zusammengestellter umfangreicher Sammelband, der ein wertvolles Dokument der modernen deutschen Bildberichterstattung darstellt, welche einen Vergleich mit der Zeitungsillustrationstechnik anderer Länder wahrlich nicht zu scheuen hat.

Verleger: Albert Broschek. *Chefredakteur:* Felix von Eckardt. *Ressort-Redakteure:* Auslandspolitik: Niclassen, Geigenmüller, Haldenwanger, Hager, Mainzer, Musseleck, Naumann; Inlandspolitik: Wacker, Baschwitz; Handel: Venus, Scheffer, Windolf; Tagesbericht: Bohne, Kiesel; Kommunales: Dr. Obst; Nachbargebiete: Schütt: Schiffahrt: Vollrath, Zimmermann; Kunst und Wissenschaft; Dr. Rohe, Dr. Wagner; Feuilleton und Sport: Berges, Radel; Musik: Chevalley.

Literatur: Bertheau, F. Kleine Chronologie zur Geschichte des Zeitungswesens in Hamburg, Hamburg 1914, gibt auf Seite 1—5 eine 50 Nummern umfassende Bibliographie zum hamburgischen Zeitungswesen, wo die einschlägigen Schriften insbes. von Obst, Ecksteins histor. biogr. Blätter etc. zu finden sind. Nachzutragen wären aus dem Jahre 1918: Hamburg vor 90 Jahren. Zum neunzigjährigen Bestehen des „Hamburger Fremdenblattes" 1828—1918 (Hamburg 1918), ill. 48 S. 8°, (darin: Dr. A. *Obst,* Hamburg vor 90 Jahren; A. *Wacker,* Die drei Menschenalter des Hamburger Fremdenblattes, und P. *Berges,* Ein Rundgang durch das Hamburger Fremdenblatt) und ein den im Felde stehenden Angestellten gewidmeter Bericht: Neunzigjähriges Jubiläum des Hamburger Fremdenblattes (Hamburg 1918) 23. S. 8°. Bz.

Alt-Weimarisches Zeitungswesen und Wirtschaftsleben.

Von Dr. FRITZ KORNER-Leipzig.

Die Anfänge des Weimarischen Zeitungswesens lassen sich in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts nachweisen. Am 7. Januar 1734 erschienen die „Weimarischen Nachrichten", ein sogenanntes Intelligenzblatt, das seine Entstehung einer neuen Art von Nachrichtenvermittelung verdankte, die sich in Deutschland zu Beginn des Jahrhunderts entwickelt hatte. Die vereinzelten Zeitungen, die damals in Deutschland vorhanden waren, dienten einzig und allein der reinen Berichterstattung, d. h. sie brachten langatmige politische Nachrichten oder erzählten von irgend einem Mord, Erdbeben, Naturereignissen oder ähnlichen Vorgängen. Eine Vermittelung von Handel und Wandel oder irgend welcher persönlicher Angelegenheiten kannten sie nicht.

Erst das Ausland, dessen wirtschaftlicher Fortschritt im 17. Jahrhundert nicht durch die Erschütterungen des 30jährigen Krieges — wie das in Deutschland der Fall war — gehemmt wurde, gab durch die Einrichtung des Intelligenzblätterwesens den Anstoß einer neuen Nachrichtenvermittelung. In Paris hatte in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts der Arzt Renaudot ein „Bureau d'adresse et de rencontre" begründet. Wer etwas kaufen oder verkaufen, mieten, oder vermieten wollte, wer Geld, Bediente oder Unterkunft suchte, gab dort sein Gesuch auf. Die Angebote und Nachfragen wurden in Listen eingetragen, wofür eine Gebühr zu entrichten war. Diese Listen wurden Interessenten wieder gegen eine Gebühr vorgelegt, worauf sie dann Einsicht nehmen (intellegere) durften. Im Jahre 1633 kam Renaudot auf den Gedanken, diese Listen drucken und veröffentlichen zu lassen. Sie erschienen unter dem Titel „Feuilles du bureau d'adresse". Damit war das erste Intelligenzblatt (Anzeiger) begründet. Von Paris gelangten dann diese neuen Anzeigenblätter über London nach Deutschland und fanden eine Nachahmung in den Intelligenzblättern von Hamburg (1673), Frankfurt (1722), Berlin (1727), Dresden (1730), Weimar (1734) und vielen anderen deutschen Orten.

Wie in allen deutschen Staaten, so konnte sich auch in Sachsen-Weimar ein Intelligenzblatt erst durchsetzen, als die allgemeinen Voraussetzungen hierfür vorhanden waren: die Überwindung des fürstlichen Widerstandes, ein allmähliger geistiger Aufstieg und, nach den Wehen des langen Krieges, ein wirtschaftliches Gesunden und Fortschreiten. Daß man am Weimarischen Hofe das Zeitungswesen zunächst noch mißtrauisch betrachtete, beweist ein Patent des Herzogs Ernst August, worin er das Zeitungsschreiben geradezu verbietet mit der ausdrücklichen Bemerkung: „dieweil wir keine Raisonneurs zu Unterthanen haben wollen". Obwohl eine eigene Ansicht und erst recht eigenmächtiges „Raissonnieren" mit dem Charakter der Zeitungen jener Periode überhaupt nicht vereinbar war, so bestand in Regierungskreisen doch eine geheime Furcht vor den „Gazetten". Vielfach fühlte sich der Fürst in seinem absolutistischem Gefühl verletzt, wenn über „Ämter und Ehrenstellen" oder „Ankunft und Abgang vornehmer Persohnen" berichtet wurde. Diese Furcht verschwand aber allmählich, als sich die Intelligenzblätter überall einzubürgern begannen. Außerdem nahmen sie gerade in den Residenzstädten, wo der fürstliche Hof im Mittelpunkt ihres Interesses stand, vielfach einen offiziösen Charakter an. Sie haben sich dann später zu amtlichen Wochenblättern entwickelt, aus denen schließlich die Regierungs- und amtlichen Verkündigungsblätter entstanden.

Ebenso, wie in der geistigen Entwicklung Weimars zu Beginn des 18. Jahrhunderts ein langsamer Fortschritt bemerkbar war, kam auch in das wirtschaftliche Leben wieder Bewegung. Wenn die Stadt damals auch eher den Eindruck eines Dorfes als den einer Residenz machte (Herder nannte Weimar noch um das Jahr 1770 „ein Mittelding zwischen Hofstadt und Dorf"), so versuchte der regierende Herzog durch Einrichtung von Schnellposten und durch Verleihung von Jahrmärkten Handel und Verkehr zu fördern. Die Stadtbevölkerung ging hauptsächlich dem Ackerbau nach. Die einzige Industrie, die sich etwas höher entwickelt hatte, war die Strumpfwirkerei, die vornehmlich in Weimar und Apolda betrieben wurde. Das Charakteristikum des wirtschaftlichen Lebens jener Zeit lag jedoch in erster Linie in der sogenannten Stadtwirtschaft. Vornehmlich in den Städten wohnten die zunftmäßigen Meister, die Handwerker und die Gewerbetreibenden; hier waren sie bei der Ausübung ihrer Tätigkeit durch bestimmte Vorrechte und Gesetze geschützt, andererseits aber auch durch das Innungs- und Gildenwesen an gewisse Vorschriften gebunden und in enge Grenzen gewiesen. Ein freier Handel war daher unmöglich. Infolgedessen bestand auch kein Warenverkehr und kein Güterumlauf, sondern nur die unmittelbare Kundenproduktion. Wer etwas brauchte, fand diese Ware entweder fertig bei dem betreffenden Handwerksmeister vor oder gab sie bei ihm in Bestellung. Das galt für den Bürger, der in der Stadt wohnte, wie auch für den Landmann, der an den Markt- und Messtagen in die Stadt kam, um hier seine Produkte zu verkaufen. Ein Bedarf nach Ware im heutigen Sinne bestand also im wirtschaftlichen Leben jener Zeit nicht. Daher war zunächst auch kein Bedürfnis vorhanden, Produzent und Konsument zusammen zu führen, wie das später durch das Zeitungsinserat geschehen ist.

Betrachtet man von diesem Standpunkt aus die Intelligenzblätter jener Zeit, so wird es klar, daß die primitive Wirtschaftsweise die Ursache zu einem ebensolchen Anzeigenteil sein mußte. Und auf den Anzeigenteil kommt es hier in erster Linie an, wenn man erkennen will, wie sich der Handelsverkehr in diesem Jahrhundert entwickelt hat. Auch in dem ersten Weimarischen Intelligenzblättchen von 1734 wird die Politik von vorneherein ausgeschaltet. „Sie ist dem gemeinen Manne nur schädlich, der Intelligenzzettel dagegen ist für den Bürgers- und Bauersmann außerordentlich nützlich." Um diesem Zweck gerecht zu werden, sollten 28 Rubriken in dem Blatt behandelt werden, von denen einzelne hier betrachtet werden mögen. Eine besondere Rolle spielten die amtlichen Anzeigen, unter denen „Hochfürstliche Edikte, gedruckte und ungedruckte Justiz-, Kirchen-, Policey- und Militär-Gesetze" veröffentlicht wurden. Ferner nahmen die öffentlichen gerichtlichen Ladungen und die gerichtlichen Verkäufe von Häusern und Grundstücken in Stadt und Kreis Weimar einen großen Umfang ein. Von letzteren wurden allein im Laufe eines halben Jahres 103 angekündigt, alles Zeichen, wie die Verschuldung in jener Zeit einen ungeheuren Umfang angenommen hatte und wie unsicher die wirtschaftlichen Grundlagen vielfach waren. Weit aufschlußreicher als diese amtlichen sind die privaten Anzeigen, aus denen die vorher erörterte Wirtschaftsweise des 18. Jahrhunderts mit aller Deutlichkeit spricht. Die Untersuchungen beziehen sich auf die Zeitspanne vom 7. Januar bis 12. August 1734, in welche die 32 erhalten gebliebenen Nummern[1]) der „Weimarischen Nachrichten und Anfragen von Policey-Commercien und andern dem Publico dienlichen Sachen", fallen.

Die Anzeigen, die den Kauf und Verkauf regeln sollten, waren entsprechend dem kaum vorhandenen Güterverkehr außerordentlich gering an Zahl. Angebote und Nachfragen nach neuen Waren mußten naturgemäß völlig fehlen, wogegen aus den vorhandenen Anzeigen hervorgeht, daß der Inserent nicht Handel treiben, sondern nur etwas für ihn nicht mehr Nutzbares abstoßen oder veräußern wollte. Die Verkaufsangebote von Immobilien standen an der Spitze, es handelte sich hier um Häuser, Grundstücke, Wiesen, Äcker, Mühlen und dergleichen. Im ganzen fanden sich in der genannten Zeit 54 Angebote, darunter 29

[1]) Vorhanden in der Weimarischen Bibliothek.

Immobilien. Der Rest verteilte sich unter mehrmals angebotenen Landwein, Wolle, Arzeneien, Weinkelter, Pferde, Kutschen, Acker- und Wagengeschirr. Die Vermietung und Verpachtung betraf fast nur Weimar und die engere Umgebung. Auch hier waren alle 20 Angebote Immobilien, zweimal befand sich eine Wohnungsvermietung darunter, ein in jener Zeit noch selten zu findendes Inserat. Noch seltener als die Verkaufsangebote waren die Kaufgesuche. Auch hier waren es nicht neue Waren, nach denen man verlangte, sondern zweimal alte Möbel, einmal frisches Heu. Eine besondere Stellung nahmen in den „Weimarischen Nachrichten" von vorneherein die Bücheranzeigen ein, die unter der Rubrik „Neue Schriften und gelehrte Sachen" erschienen. Das Buch war die einzige neue Ware, welche die Vermittelung zwischen Hersteller und Verbraucher suchte. Das lag daran, daß das Buch die erste Ware modernen Stils war. Da es in Massen hergestellt werden mußte, um sich zu rentieren, wurde die Kundenproduktion im Buchhandel undenkbar. Um bei der Massenherstellung die Ware auch wirklich zu veräußern, benutzte der Produzent die Nachrichtenvermittlung der Zeitungen. Hier sind die frühesten Anzeichen zu finden, wo sich die moderne Wirtschaft — Warenproduktion — und das moderne Zeitungswesen — Zusammenführen von Produzent und Konsument durch die Anzeige — zum ersten Mal begegnen.

Ebenso wie sich in den Anzeigen der „Weimarischen Nachrichten", die Sachgüter vermittelten, die Stadtwirtschaft des 18. Jahrhunderts deutlich bemerkbar machte, so ist das auch aus den Anzeigen, die den Arbeitsmarkt regelten, zu erkennen. Wenn dort das Angebot neuer Waren fehlte, so würde man hier nach einem Angebot gewerblicher Stellen vergeblich suchen, da Arbeit innerhalb eines Gewerbes nur durch die örtliche Zunft vergeben werden durfte. Unter den Anzeigen, die persönliche Dienste suchten, ist keine einzige aus Weimar selbst. Das lag an den kleinen Verhältnissen der Stadt, wo man sich untereinander kannte und seinen Bedarf an etwaigen Dienstboten durch persönliche Nachfrage regelte. Die drei derartigen Inserate, die in der ganzen Zeit erschienen, suchten einen Kutscher, ein Mädchen, eine Amme. Die Inserenten waren vom Lande aus dem Weimarischen Kreis. Wenn in Weimar selbst keine Inserate gewerblicher Stellen möglich waren, so fanden sich Stellengesuche von auswärts umso zahlreicher. Allerdings waren sie nur denkbar, weil die Gemeinden. die solche Handwerker suchten, im Weimarischen Gebiete selbst lagen. Dadurch wurde die Arbeit und der Verdienst dem Lande nicht unmittelbar entzogen. Weimar war eben auch der gewerbliche Mittelpunkt für das gesamte Fürstentum und diejenige Stadt, wo am ehesten gelernte Arbeiter zu bekommen waren.

Entsprechend den kleinen örtlichen Verhältnissen war auch die Zahl der übrigen privaten Inserate, die nur einen Vorteil für den Absender hatten, außerordentlich gering. Unter „gestohlenen Sachen" befanden sich zwei behördliche Anzeigen, in denen Belohnung zugesagt wurde. „Sachen, so verlohren wurden", kamen garnicht vor, dagegen wurden zwei verloren gegangene Kinder, eine entlaufene diebische Magd und ein durchgegangener Ehemann unter dieser Rubrik angezeigt. Auch hierbei handelte es sich um Inserenten außerhalb Weimars.

Unter den Veröffentlichungen lokalen Charakters spielten die Fremdenlisten, die standesamtlichen Nachrichten und die Viktualien-Preise eine besondere Rolle. Die ersteren nahmen von allen Anzeigen den größten Raum ein; sie erschienen regelmäßig in jeder Nummer unter der Rubrik „Ankommende und passierende Personen" und zeigen, daß Weimar damals einen verhältnismäßig starken Fremdenverkehr hatte. Im Januar 1734 kamen 122 Fremde, im Mai 316 Fremde nach Weimar. Bei der Festsetzung der Viktualien-Preise war der Umstand maßgebend, daß die Stadt und der Kreis Weimar als abgeschlossene Wirtschaftseinheit angesehen und danach Preise, Gewicht und Maß bestimmt wurden. Die Taxen für die in Weimar selbst erzeugten Produkte wie Bier, Brot, Mehl, Fleisch, Öl wurden von der Polizei festgesetzt. Diese behördlich festgesetzten Taxen erschienen von Anfang an in den Intelligenzblättern, die ja neben dem amtlichen Charakter auch dem wirtschaftlichen Leben dienen sollten. Sie bildeten die Grundlage des Handelsteiles der modernen Zeitung, wie er sich im Laufe des 19. Jahrhunderts entwickelt hat.

Dieser Überblick über das Wesen und Wirken des ersten Weimarischen Intelligenzblattes erklärt es, wie stark die gesamte Wirtschaftsweise den Inhalt und die Aktualität eines solchen Wochenblattes beeinflussen mußte. Wie eng war der Ring, den die absolutistische Periode um das gesamte Wirtschaftsgebiet der Stadt legte, wie war wiederum in der Stadt alles gebunden und jede freie Betätigung durch Verbote und Satzungen unmöglich gemacht! Solange diese wirtschaftlichen Zustände im Zusammenwirken mit dem politischen Absolutismus andauerten, war auch an eine fortschreitende Entwicklung des Zeitungswesens noch nicht zu denken. Wenn daher auch in zahlreichen Orten Deutschlands in jener Zeit Intelligenzblätter begründet wurden, so war den meisten von ihnen keine längere Lebensdauer beschieden, weil die starre Wirtschaftsweise ihnen kein neues Blut zuzuführen vermochte. Auch das Weimarische Blättchen hat nicht viel länger als ein halbes Jahr bestanden. Man hatte hier große Hoffnungen auf die neue Nachrichtenvermittelung gesetzt und wollte dadurch ermöglichen, daß „Leute der Stadt und des Landes eine publique correspondenz unter sich und mit benachbarten Städten und Ländern, mit denen sie Verkehr haben, handeln und wandeln, oder sich doch in näheren Verkehr setzen sollten, führen". Aber die Zeit für solche weitgespannten Pläne war noch nicht gekommen; außerdem bestand in Weimar auch noch allerhand Abneigung gegen das neue Nachrichtenmittel. Unterobrigkeiten, Beamte und Räte versuchten die Absicht des Intelligenzwerkes „durch Nachlässigkeit oder vorgefaßte Meinungen" zu verhindern, wie es in einer Bekanntmachung am 5. August 1734 hieß. Nicht nur der politische und wirtschaftliche, sondern auch der bürokratische Absolutismus stand eben noch in vollster Blüte. Erst die geistige Bewegung des 18. Jahrhunderts, die Aufklärung, gab den Anstoß dazu, diese hemmenden Widerstände zu erschüttern und auch die unbedeutenden Intelligenzblätter der Bildung und dem geistigen Fortschritt des Volkes dienstbar zu machen. Waren sie bisher reine Verkündigungs und Anzeigenblätter gewesen, so konnten sie sich jetzt nicht mehr vor den Ereignissen der Zeit und den herrschenden geistigen Strömungen verschließen. Sie wurden eine Mischung von Anzeigen- und politischem Nachrichtenblatt und moralischer Wochenschrift.

Diese neuen Intelligenzblätter, die etwa in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts fallen, paßten sich vielmehr den Bedürfnissen ihrer Leser an und standen ihrer Zeit und Umgebung nicht so passiv gegenüber, wie das bisher der Fall gewesen war. Allerdings waren auch die Leser andere geworden. Das Volk in seiner breiten Masse strebte danach, sich mit bürgerlichen und öffentlichen Dingen zu befassen. Um 1740 trat allmählich der Mittelstand hervor, jene gebildete Klasse zwischen Adel, Gelehrtentum und der Menge des gemeinen Volkes, die an dem staatlichen Leben bald tätig und mit Interesse Anteil nehmen sollte. Diese Leser wollten nun auch von den politischen Weltvorgängen etwas erfahren, daneben sich aber auch an einer Fabel, einer Satire oder einem Gedicht erfreuen, wenn sie nach des Tages Arbeit zu ihrem Wochenblatt griffen. Diesem Bedürfnis trugen jetzt die Intelligenzblätter Rechnung, indem sie sich durch Einbeziehung politischer Nachrichten und von Unterhaltungsstoff zeitgemäß umgestalteten.

Alle diese Änderungen sind auch an dem zweiten Weimarischen Intelligenzblatt festzustellen, das als „Weimarische Anzeigen" am 5. April 1755 erstmalig erschien. Die äußere Aufmachung, die Einteilung der verschiedenen Rubriken, die Druckanordnung waren ganz in der üblichen Art der damaligen Intelligenzblätter gehalten. Neu war

der Teil des Blattes, in dem der „redacteur" — es war der fürstliche Landschaftskassenschreiber Schrön — zur Unterhaltung seiner Leser kleine Erzählungen, Fabeln, moralische Gedichte und belehrende Aufsätze brachte. Auch die politischen Nachrichten, die aus anderen Zeitungen entnommen wurden, um dem „gemeinen Mann, der keine Zeitung liest, einen Dienst zu erweisen", bedeuteten einen gewaltigen Fortschritt.

Eine Betrachtung der Anzeigen dieser Blätter zeigt, daß die alte gebundene Wirtschaftsweise des 18. Jahrhunderts noch fortbestand. Im Vergleich mit dem Anzeigenteil des Intelligenzblattes vom Jahre 1734 ist ein Fortschritt auf wirtschaftlichem Gebiete nirgends zu verzeichnen. Trotzdem kann man von diesen „Weimarischen Anzeigen", die über ein halbes Jahrhundert lang unverändert geblieben sind, sagen, daß sie bei aller Bescheidenheit doch vollkommen ihren Zweck erfüllten. Sie brachten für die Stadt und den Kreis Weimar die amtlichen Bekanntmachungen, sie genügten dem damaligen wirtschaftlichen Verkehr und versorgten die Leser mit hinreichenden politischen Nachrichten. Eine Änderung im Wesen der Intelligenzblätter konnte erst eintreten, als die Wirtschaftsweise eine andere wurde. Erst die geistigen und politischen Bewegungen des letzten Vierteljahrhunderts schufen die Grundlage zu der wirtschaftlichen Befreiung, die um die Jahrhundertwende begann.

Einer der ersten Männer, der diesen allmähligen Übergang von der gebundenen zur freieren Wirtschaftsweise erkannte, war der Weimarer Justin Friedrich Bertuch, der als der bedeutendste Unternehmer auf dem Gebiete des Schrift- und Zeitungswesens am Ende des 18. Jahrhunderts gelten kann. Vor allem begriff er auch die wirtschaftliche Seite des neuaufsteigenden Zeitungsgewerbes und nutzte sie aus, indem er seine Zeitschriften zum ersten Mal der Reklame öffnete. In seinen Modezeitschriften, die in ganz Deutschland und im Ausland gelesen wurden, veröffentlichte er Anzeigen von Fabriken und Künstlern über ihre Neuigkeiten, Arbeiten und Preise, für die eine „geringe Inseratengebühr" zu entrichten war.

Eher als in den Intelligenzblättern tritt hier in Zeitschriften das Bestreben zu Tage, Produzenten und Konsumenten zusammen zu bringen. Es sind die ersten Anzeichen der Volkswirtschaft, welche die Stadtwirtschaft zu verdrängen beginnt. An die Stelle der Kundenproduktion tritt die Warenproduktion. Die in den Bertuch'schen Zeitschriften angezeigten Waren stammten aus den sogenannten Manufakturen und Fabriken, denn Tapeten, Glas, Luxus- und Modeartikel wurden damals nicht von zunftmäßigen Handwerkern hergestellt. Da sie auch nicht zum Bedarf der Stadt und des Landes notwendig waren, gingen sie meist außer Landes. Die in den Fabriken reichlich vorhandene Ware mußte abgestoßen und Absatzmöglichkeiten für sie gesucht werden. Eine Anzeige im Weimarer Intelligenzblatt hätte ihrem Absatz kaum genützt. deshalb suchte sich die Anzeigenvermittelung Eingang in solche Zeitschriften, die überall verbreitet und gelesen wurden.

Diese Entwickelung des deutschen Wirtschaftslebens, die immer mehr zu freier Entfaltung drängte, legte auch in das Zunftwesen die erste Bresche und bahnte der Gewerbefreiheit, die sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts durchzusetzen beginnt, die Wege. Wie diese Bewegung für das Zeitungswesen eine ganz neue Periode der Entwicklung bedeutete und vor allem die Grundlage dazu legte, daß sich die Anzeigen allmählich zu dem tragenden Teil der Zeitungen gestalteten, das soll noch kurz am Weimarischen Zeitungswesens des 19. Jahrhunderts gezeigt werden.

Die „Weimarischen Anzeigen" waren im großen und ganzen unverändert in das neue Jahrhundert hinübergegangen. Erst die politischen Verhältnisse des ersten Jahrzehnts verursachten insofern eine Umgestaltung, als Napoleon von den Rheinbundstaaten strengste Zensur und Überwachung des Zeitungswesens forderte. Die Weimarische Regierung ordnete daher an, daß die Wochenblätter von Weimar und Eisenach vom Jahre 1811 ab als offizielle Amtsblätter erscheinen sollten. Seitdem trug das Weimarische Intelligenzblättchen nunmehr den Namen: „Weimarisches offizielles Wochenblatt" und diente jetzt in erster Linie der Veröffentlichung der amtlichen Verfügungen, wogegen „die politischen Zeitungsartikel ganz wegbleiben sollen". Vom politisch-historischen Standpunkt aus bieten die deutschen Zeitungen jener Periode im allgemeinen wenig Stoff und Material, weil eine freie Meinungsäußerung überhaupt nicht denkbar war. Namentlich hatte die Knebelung der Geistesfreiheit einen Rückgang der gesamten politischen Presse zur Folge, was wiederum der Entwickelung der Anzeigenblätter förderlich war. In ganz Deutschland war das Streben nach Steigerung der Warenproduktion, nach Aus- und Einfuhr, nach Niederreißen der Zollschranken zwischen den einzelnen Staaten lebendig geworden. Der freie Wettbewerb begann sich zu entfalten, wodurch alle Beschränkungen, die bisher für Ankauf und Export bestanden hatten, und das Verkaufsrecht, wie es verschiedenen Handwerkern zugestanden war, aufgehoben wurden. In Sachsen-Weimar wurde die Gewerbefreiheit im Jahre 1811 eingeführt, und es stand jetzt jedem Einwohner frei, seine Ware zu bestellen und zu kaufen, wo er wollte, ohne daß von seiten der Innung des Ortes etwas dagegen eingewendet oder ein Zunftzwang ausgeübt werden durfte. Das alles konnte sich naturgemäß nur allmählich, in jahrelanger Entwickelung durchsetzen. Aber die veränderte Wirtschaftsweise machte sich doch bald im „Weimarischen Wochenblatt" geltend.

Die Meister versuchten nun zum ersten Mal, durch die Zeitungsanzeige Kunden zu gewinnen. Schon 1811 tauchten diese ersten Anzeichen des vom Innungszwang befreiten Gewerbes auf, wenn folgende Anzeigen im Wochenblatt erschienen: „Bei Meister Hugo ist von heute an das Pfund Kalbfleisch zu 1 Gr. 8 Pf. zu haben". Oder: „Bei dem Gemeinde-Bäckermeister Gebstadt zu Vieselbach sind täglich frische weiße Waren, Brod, Mehl und Kleien um die billigsten Preise zu haben". Ähnlich trat die neue Wirtschaftsweise auf dem Arbeitsmarkt hervor. Das Innungs- und Gildenwesen war durchbrochen, nun mußte jeder einzelne für sein Fortkommen im Handwerk sorgen. Zu diesem Zweck rückte man in das Wochenblatt etwa folgendes ein: „Ein gutgesitteter Bursche wird von dem Schneidermeister Tränkler zu Weimar in die Lehre gesucht".

Jedoch dauerte es noch eine Reihe von Jahren, bis sich der Anzeigenteil des „Weimarischen Wochenblattes" dem Typus der modernen Annoncen-Reklame näherte. Erst um die Mitte der 20er Jahre wurden einzelne Anzeigen durch fetteren Druck oder durch eine größere Überschrift aus dem übrigen Bild hervorgehoben. In dieser Zeit ist auch zahlenmäßig eine Zunahme der Anzeigen festzustellen, was aus dem wachsenden Umsatz und der größeren Güterproduktion der Volkswirtschaft zu erklären ist. Fanden sich im Dezember 1811 erst 101 Warenangebote, so stieg diese Zahl im Jahre 1827 bereits auf 197, und im Jahre 1833 auf 268. Von diesem Jahre an trat die wirtschaftliche Reklame immer stärker hervor, die als Anzeichen des wachsenden Konkurrenzkampfes im deutschen Wirtschaftsleben von jetzt ab eine wichtige Rolle zu spielen beginnt.

Jedoch mußte jede wirtschaftliche Entfaltung und Freiheit illusorisch bleiben, wenn sie nicht durch eine politische Entwicklung als Parallelerscheinung begleitet wurde. Obwohl das „Weimarische Wochenblatt" am 1. April 1832 von der Regierung dem Verlag Hofmann überlassen worden war, der es forthin als „Weimarische Zeitung" erscheinen ließ, so blieb die Zeitung doch amtliches Blatt, über das die Regierung nach Belieben verfügte. Erst die vollkommene Freiheit der Presse, die das Jahr 1848 brachte, konnte die Grundlage zur Ausgestaltung des redaktionellen und des Anzeigenteils schaffen und dadurch den Übergang

zur modernen Zeitung des 19. Jahrhunderts ermöglichen. Jetzt war die „Weimarische Zeitung“ in der Lage, einen selbständigen politischen Standpunkt zu vertreten, und diese freiere Entwickelung des redaktionellen Teils hatte ein außerordentliches Anwachsen des Anzeigenteils zur Folge. Diese Erweiterung und der Ausbau des Inseratenteils bildete gewissermaßen den Übergang zum modernen, kapitalistischen Zeitungsunternehmen: Die Inserate werden nunmehr die Quelle des Gewinnes für den Verleger! Die höchste Vollkommenheit in der Ausgestaltung des Inseratenwesens blieb jedoch erst der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vorbehalten, wo ihm durch die rasch vorwärts eilende Volkswirtschaft und den modernen Nachrichtenaustausch immer neue Aufgaben zur Lösung gestellt wurden.

Das Weimarische Zeitungswesen, das hier nur als ein Beipsiel und ein Ausschnitt aus dem ungeheuren Komplex des deutschen Zeitungswesens behandelt wurde, dürfte immerhin zur Genüge zeigen, wie sehr die Nachrichtenvermittelung jeder Zeit durch die bestehende Wirtschaftsweise bedingt ist. Nicht politische Verhältnisse haben das Zeitungswesen gestaltet, sondern die Wirtschaft hat in langsamer Entwicklung erreicht, was heute jeder Laie weiß: daß der Anzeigenteil die materielle Grundlage einer Zeitung bildet. Andererseits darf auch nicht vergessen werden, daß hierdurch erst jene Bereicherung und Vollkommenheit des redaktionellen Teiles möglich wurde, die wir an den großen Zeitungen des 20. Jahrhunderts so bewundern und nicht mehr missen möchten.

Bücher- und Zeitschriftenschau.

(Nur Bücher, die in *zwei* Exemplaren eingeschickt werden, werden *ausführlicher* besprochen.)

Minerva. Jahrbuch der gelehrten Welt. 24. Jahrgang 1920. Berlin. Vereinigung wissenschaftlicher Verleger. XIX, 1148 S. 42 M.

Seit Ausbruch des Weltkrieges war keine „Minerva“ mehr erschienen. Die Lücke, die dadurch entstand, wurde immer fühlbarer, ja seit etwa Jahresfrist fast unerträglich. So ist es ein nicht genügend anzuerkennendes Verdienst von Dr. Gerhard Lüdtke, daß er trotz aller Schwierigkeiten sich doch daran machte, die Neuausgabe nicht nur vorzubereiten, sondern auch durchzuführen. Es ist erstaunlich, wieviel ihm dabei gelungen ist; selbstverständlich konnte nicht alles Material herbeigeschafft werden, aber was herbeigeschafft wurde, beruht auf Mitteilungen der einzelnen Institute, die heute um deswillen besonders wertvoll sind, als unzählige Veränderungen seit 1914 sich ergeben haben. Daß die Angaben über das Ausland nicht immer zu erhalten waren, ist bedauerlich, aber erklärlich. Bei den deutschen Mitteilungen sind mir einige Unstimmigkeiten aufgefallen, die aber den Wert des Buches nicht herabmindern können. Warum ist über die Stadtbibliothek in Hamburg nichts weiter gesagt? Warum fehlen Angaben über die Kunsthalle in Mannheim? Das Fehlen näherer Angaben ist umso auffallender, als im 23. Jahrgang sich solche finden. Wie im Vorwort mitgeteilt wird, soll von nun an die „Minerva“ wieder regelmäßig — und zwar jeweils Anfang Januar — erscheinen, was allseitig mit Freuden begrüßt werden wird. Vielleicht ist es möglich, dem nächsten Jahrgang einen kurzen Überblick beizufügen über die Verluste, die die gelehrte Welt durch den Weltkrieg erlitten hat. Ein solcher Überblick würde Manchem willkommen sein. Am.

Beck, Carl, Bibliographie der deutschen Sonderschriften über die Postwertzeichen einzelner Länder. Berlin 1919, 8°. 16 S.

Dieses nur in 50 Exemplaren gedruckte Heft wird manchem Sammler von Interesse sein, der sich ernsthaft um seine Sammlung bemüht. Es ist erfreulich, daß auch auf dem Gebiet des Sammelns von Briefmarken ein ernsterer Zug ins Sammelwesen einzieht. Am.

Meyrink, Gustav: Der schöne Aloys und andere Geschichten. Mit Zeichnungen von Carl Olaf Petersen. Einhorn-Verlag in Dachau (1917) 77 S. 8°.

In unserer Zeit, in der Buschs Wort: „Die Sorge, wie man Nahrung findet, ist häufig nicht so unbegründet“, volle Gültigkeit hat, in der Zeit der traurigsten Misere ist es doppelt Notwendigkeit und Bedürfnis, einmal nach einem Buche zu greifen, das ein befreiendes Lachen in einem auslöst. Das Buch von Gustav Meyrink ist ein solches; Geschichten wie die vom Löwen Aloys, vom Raubmörder Babinski oder von Tschitrakarna, dem vornehmen Kamel, sind Kabinettstücke. Der Reiz des Buches wird noch erhöht durch die ausgezeichneten Bilder von Carl Olaf Petersen, der besonders als Tierkarikaturist schon längst Hervorragendes leistet. Schon das Titelbild ist an sich eine Glanzleistung, die sich den besten Karikaturen, die Meister Gulbransson geschaffen hat, würdig an die Seite stellt. Das ganze Bändchen ist von bemerkenswerter künstlerischer Einheit und Geschlossenheit. Ju.

Bierbaum, Otto Julius: Leichtfertige Geschichten. Illustration von F. Christophe. Einhorn-Verlag in Dachau. 79 S. 8°.

Gemütlicher gibt sich Bierbaum in seinen leichtfertigen Geschichten. Die satirischen Seitenhiebe sind nicht so zahlreich wie bei Meyrink und werden überdies nicht mit scharfer Waffe, sondern mit der Pritsche ausgeteilt, die noch dazu oft mit der „sanften Baumwolle eines gütigen Herzens“ umwickelt ist — damit's nicht so weh tut. Es ist sozusagen ein pausbäckiger Humor, der ein behagliches, breites Lachen lacht, das von einem Ohrläppchen zum andern reicht. — Das Titelblatt ist nicht gerade von hinreißender Schönheit; auch erhöhen die Farben, die lebhaft an Himbeer- und Zitronenpudding erinnern, nicht seinen Reiz. Ju.

Much, Hans. Norddeutsche gotische Plastik. Braunschweig 1920. Verlag Georg Westermann. 8°. 37 S. + 71 S. Tafeln. Geh. 45.— M, geb. 50.— M.

Das vorliegende Buch ist der zweite Band der „Hansischen Welt“, die vom Norddeutschen Bund herausgegeben wird. Er ergänzt den 1. Band und führt ihn nicht nur weiter, sondern höher. Was ihn besonders wertvoll macht, sind seine zahlreichen Abbildungen, die sehr gut wiedergegeben sind. Freilich der Preis, der zwar den heutigen Verhältnissen entsprechend ist, wird leider dem Buch insofern Eintrag tun, als mancher, der mit größtem Interesse den angeregten Fragen nachgeht, das Buch sich nicht kaufen kann. Unsere Museen schlechthin als „kulturfeindliche Kulturarchive einer verkommenen Zeit“ zu bezeichnen, dürfte denn doch etwas gewagt sein, selbst für den, der mit offenen Augen die Mängel unserer Museen sieht und anerkennt. Man soll nicht von einem Extrem ins andere fallen, zumal nicht in einer Zeit, in der allem, was Wissenschaft heißt, sowieso schon genug geschadet wird. Am.

Technischer Literaturkalender. Herausgegeben von Dr. Paul Otto. 2. Ausg. 1920. Verlag R. Oldenbourg, München-Berlin. Preis 40.— M + 20 % Sortimentszuschlag.

Als im Jahre 1918 die erste Auflage des „Technischen Literaturkalenders“ erschien, fand sie mit Recht allseitigen Dank und Anerkennung, heute liegt trotz Papierschwierigkeiten und erhöhter Druckkosten die 2. Ausgabe vor, die wesentlich erweitert und in mancher Beziehung ergänzt ist. Neu ist das Namensverzeichnis nach technischen Gebieten geordnet, das mir sehr willkommen erscheint, freilich aber in Beziehung auf die Gebiete noch etwas schärfer abgegrenzt werden könnte. Man spürt an diesem Teil, daß eine bibliothekarische Kraft Herausgeber ist, der wir mit diesem Stichwortverzeichnis ein wertvolles Hilfsmittel verdanken. Am.

Hasemann, Arminius. Der Zirkus. 20 Holzschnitte unter Aufsicht des Künstlers bei Otto von Holten in Berlin im Jahre 1920 gedruckt in 120 Abzügen auf handgeschöpftem Van Gelder-Bütten. Mit Geleitworten von Karl August Meißinger. Berlin und Leipzig. B. Behr's Verlag. Friedrich Feddersen.

Arminius Hasemann ist den Lesern unserer Zeitschrift kein Unbekannter. Seine Illustrationen zu „Himmel und Hölle auf der Landstraße" werden noch allen in Erinnerung sein. Jetzt tritt er mit einer Mappe an die Offentlichkeit, die in ihrer Vielfältigkeit uns den Künstler weiter kennen lernen läßt und vor allem seine Holzschnittechnik in ihrer Meisterschaft hervorragend zeigt. Da wir auf die Mappe im Zusammenhang mit anderen Mappenwerken der neueren Zeit demnächst ausführlicher zurückkommen werden, genüge hier die kurze Anzeige. Am.

Schramm, Albert. Deutsches Notgeld. II. Band. Großgeldscheine 1918 und Ergänzungen 1914/20 ist soeben erschienen. Der Band ist mit einem Ortsregister versehen, das beide Bände berücksichtigt. Die Mitglieder des Deutschen Vereins für Buchwesen und Schrifttum werden besonders darauf aufmerksam gemacht, daß auch dieser Band, wie der erste, ihnen zu billigerem Preis bis 1. Oktober abgegeben wird. Er kostet für Mitglieder 25.— M, für Nichtmitglieder 40.— M, vom 1. Oktoder ab wird der Band nur noch zu 50.— M abgegeben.

Bunte Einhornbücher Einhorn-Verlag Dachau.

Das Evangelium des Matthäus. Holzschnitte von Dürer. Einhorn-Verlag. 93 S. 8°.

Das Buch hat ein geschmackvoll-würdiges Gewand. Sein Format ist — wie das aller Einhornbücher — außerordentlich handlich. Der Text ist wegen der großen, kräftigen, gutgeformten Type ausgezeichnet leserlich. Die Bildreproduktionen sind vorzüglich. Ju.

Naumann, Friedrich. Glauben und Hoffen. Mit Buchschmuck von Otto Wirsching. Einhorn-Verlag Dachau 1917. 68 S. 8°.

Diese 15 kurzgefaßten, aber inhaltsreichen Andachten Friedrich Naumanns dürften jeder gläubigen Seele etwas bieten. Das kleine Buch ist geschmackvoll mit Bildern in Holzschnittmanier von der Hand Otto Wirschings geschmückt. Ju.

Storm, Theodor. Immensee. Einhorn-Verlag Dachau 1919. Umschlagzeichnung von Marai Langers-Schöller. 60 S. 8°.

Als Fünfunddreißigjähriger gab Storm seine Erzählung „Immensee" heraus. Es steckt noch viel Jugendsentimentalität drin. Auf seiner vollen Höhe steht hier Storm noch nicht. Immerhin ist es ein Werk. das von besonderer Eigenkraft ist, von bedeutender Erzählerkunst zeugt und sich beim deutschen Leser großer Beliebtheit erfreut. Es ist ein Verdienst des Einhorn-Verlages, daß er die Erzählung einem breiten Publikum in einer nicht nur billigen, sondern auch äußerlich reizvollen Ausgabe zugänglich gemacht hat. Ju.

Ludwig Richter-Büchlein. Etwa 50 der schönsten Holzschnitte des Meisters: Von Haus und Hof, Weib, Kind und Kegel. Mit Volksliedern und volkstümlichen Gedichten. Hrsg. von Walter Weichardt. Einhorn-Verlag Dachau 1917. 63 S. 8°.

Richters Volkskunst in einer weniger umfangreichen, guten Auswahl herauszugeben, ist gewiß durchaus nichts Neues. Immerhin bietet das vorliegende Richter-Büchlein des Einhorn-Verlages genug Reizvolles, vor allem in dem trefflichen Zusammenstimmen von Bild und Text. Ju.

Storm, Theodor. Pole Poppenspäler (Umschlagzeichnung von Maria Langer-Schöller) Einhorn-Verlag Dachau (1919) 100 S. 8°.

Storms Geschichte vom Puppenspieler gehört mit zu den Lieblingen der deutschen Leserwelt. Es ist erfreulich, daß sich auch der Minderbemittelte das wohlfeile, mit einem beziehungsvollen, originellen Bilde von Maria Langer-Schöller geschmückte Büchlein kaufen kann. Dem Volke kann garnicht genug gute geistige Kost zugeführt werden. Das ist doppelt notwendig in unserer Zeit, in der die „rudis indigestaque moles" jeglichen Geist zu erdrücken droht. Ju.

Storm, Theodor. Es waren zwei Königskinder. Umschlagzeichnung von Maria Langer-Schöller. Einhorn-Verlag Dachau. (1919) 63 S. 8°,

Der 11. Band der Bunten Einhornbücher bietet den Lesern Storms herbe, aber gemütstiefe Meisternovelle: „Es waren zwei Königskinder". Über Ausstattung und Aufmachung läßt sich nur das bereits Gesagte wiederholen. Ju.

Almanach auf das Jahr 1920. Hrsg. vom Verlag Fritz Gurlitt, Berlin. Gr. 8°. 216 + XXII. S.

Der Gurlitt-Almanach auf das Jahr 1920 steht hinsichtlich des Bildschmuckes im großen und ganzen unter dem Zeichen der expressionistischen Kunst. Das zeigt gleich der von César Klein entworfene Umschlag. Gerade für solche Zwecke eignet sich der Expressionismus besonders glänzend. Er ruft auf, er rüttelt die Aufmerksamkeit wach. Daß außerdem der Philister sich durch diese neuartige Kunst gekränkt fühlt, ist Nebensache.

Von Künstlern neuerer und neuester Richtung sind — außer dem schon erwähnten César Klein — u. a. die folgenden vertreten: Max Pechstein, Richard Janthur, Willy Jaeckel, Lovis Corinth. Ferdinand Hodler, Max Slevogt, Paul Scheurich, Oskar Kokoschka, Heinrich Zille. Aber auch die ältere Kunst kommt zu Worte. Der Almanach bringt z. B. Abbildungen nach Werken von Hans Thoma u. a.

Steht der Gurlitt-Almanach schon in Bezug auf Buchschmuck auf großer Höhe, so gilt das in vielleicht noch stärkerem Maße in Hinsicht auf das Textliche. Wir finden Beiträge aus der Feder von Herbert Eulenberg, Heinrich Lautensack, Alfred Polgar, J. Meier-Graefe, Max Osborn. Udo Zuckser behandelt in einem Aufsatze mit feinem Verständnis Janthurs Graphik, Alfred Richard Meier gedenkt Heinrich Lautensacks, des leider zu jung verstorbenen. hochbegabten Dichters usw. Man bekommt Appetit noch mehr kennen zu lernen von dem. was die Gurlitt-Presse gedruckt hat und damit ist ja wohl auch einer der Hauptzwecke eines solchen Verlegeralmanaches erfüllt. Ju.

Inhaltsverzeichnis

Herausgeber: Deutscher Verein für Buchwesen und Schrifttum. — Verantwortlicher Schriftleiter: Prof. Dr. Albert Schramm, Leipzig.
Druck von Heinrich Schmidt, Ostrau i. Sa.

ZEITSCHRIFT DES DEUTSCHEN VEREINS FÜR BUCHWESEN UND SCHRIFTTUM

Nr. 7/8 JULI/AUGUST 1920

Die Erfindung der Schrift.

Von Universitätsprofessor Dr. WILHELM UHL in Königsberg.

III.

Von dem evangelischen Liederdichter Johann Rist[1]) besitzen wir aus dem Jahre 1655 ein 1677 nachgedrucktes und häufig aufgeführtes Gelegenheitsstück: Depositio Cornuti Typographici; es behandelt die „Fuchs-Taufe" eines Buchdruckerlehrlings und wurde bei dieser Gelegenheit gespielt. Uns interessieren hier besonders die Vexations- oder Depositions-Instrumente, die bei dieser Gelegenheit verwendet wurden.[2]) Diese Instrumente haben große Ähnlichkeit mit denen, die bei der studentischen Deposition in Leipzig gebraucht wurden.[3]) Man fühlt sich beim Anblick dieser beiden Sammlungen unwillkürlich in ein ethnographisches Museum versetzt. Wir glauben Sieges-Trophäen der Südsee-Insulaner oder den Apparat eines Medizinmannes vor uns zu haben; Fetische oder Masken.[4]) Der Mensch ist eben immer und überall derselbe.

Die Bedeutung dieser Instrumente, d. h. der Zweck, dem sie dienten, ist bei den meisten derselben ohne Weiteres verständlich. Beil, Äxte, Säge dienen zum Entfernen der Hörner. (Diese Zimmermanns-Instrumente erinnern uns an Daidalos, sowie an die mykenische Kultur.) Narrenkappe, Rasiermesser, Pinsel, Seifenbecken, Kamm, Scheere, Ohrlöffel bedürfen keiner Erklärung. Die Kreuz- etc. Amulette an Ketten werden dem Deponendus um den Hals gehängt.[1]) Die Glocke dient wohl zum Ein- und Ausläuten des feierlichen Aktes, könnte aber auch eine Narrenschelle darstellen. Mit der Zange wird der Bachantenzahn ausgezogen. Der Hobel spricht für sich selbst („ungehobelt" noch heute sprichwörtlich und nicht mehr im Ursinn gefühlt). Der Hammer diente wohl zum Abklopfen des Bachanten; mit der Meßrute wurde er gemessen.

Statt der Leipziger Meßrute erscheint unter den Lüneburger Postulatsgeräten[2]) ein Zirkel, der wohl zum gleichen Zwecke des Abmessens verwendet wurde. (Wir denken hierbei an Albrecht Dürer).

Als Novum tritt ferner in Lüneburg noch ein Schinken hinzu. Faulmann bemerkt hierbei: „wozu derselbe diente, ist nicht bekannt".[3]) Der

[1]) Theodor *Hansen*, Johann Rist und seine Zeit. Halle 1872. — *Goedeke* III², 79 ff; bes. S. 85, nr. 44 a-c.

[2]) Karl Theodor *Gaedertz*, Johann Rist und sein Deposition-Spiel. In: Akad. Bll. Beiträge Litteratur-Wissenschaft. Hsg. v. Otto *Sievers* I Brschwg. 1884 (mehr nicht erschienen), 385 ff. 441 ff. — *Ders.*, Gebrüder Stern und Ristens Depositionspiel. Lüneburg 1886. (Neudruck m. Abbild.)

[3]) Abgebildet bei Emil *Friedberg*, Die Universität Leipzig in Vergangenheit und Gegenwart. Lpz. 1898, S. (61). Die Deposition wurde in Leipzig 1719/20 aufgehoben; die Instrumente befinden sich in der Sammlung der dortigen Deutschen Gesellschaft. (Ebda. S. 602).

[4]) Vgl. z. B. bei Dr. Karl *Weule*, Leitfaden der Völkerkunde. Lpz. u. Wien 1912, die Tafeln 65, 71, 74, 80 u. a. m.

[1]) *Friedberg* (61): „Die Kreuze auf einer Anzahl von Instrumenten deuten auf die der Taufe entlehnten Gebräuche hin, wonach der Deponendus mit Wasser besprengt oder ihm Salz und Wein dargebracht wurde."

[2]) Im dortigen Museum. Abgebildet, außer in der Monographie von *Gaedertz* (1886), schon bei *Faulmann*, Gesch. d. Buchdruckerkunst 772 (1882); woselbst aber die Nagelfeile noch fehlt. (Wie auch in Leipzig. Der Gegenstand links, obere Mitte, bei Friedberg (61) ist wohl als ein *Horn* anzusehen).

[3]) aaO. (S. 772). Deponere = „hinlegen", entjungfern (Kindleben).

Schinken ist hohl, aus Papiermasse, mit Schlitz.[1]) Die Bedeutung dieser Attrappe wird ersichtlich aus einem Depositionsbrauch, der in dem genannten Spiele Erwähnung findet.[2]) D. h.: nicht originell bei Rist selbst (denn dieser änderte die Stelle,[3]) sondern bei seinem Vorbilde: Paul *de Vise* (aus Danzig), Depositio Cornuti 1621. Dort heißt es (Akad. Bll. I, 409a):

Depositor.
Er (der Cornut)[4]) wirds am besten wissen wol
Wo er den Schinken anschneiden sol,
Weil er doch thut auf Bulschafft ghan.
Cornut schneid du den schinken an.
(Cornut greifft zu).
Knecht schlägt ihn auff die Finger, . . .

Ohne Zweifel ist hier das sog. „obscöne Symbol" verwertet (philiströse Bezeichnung; vgl. „Narrenhände etc."), welches bei den Gaunern, Handwerkern (besonders den Buchdruckern) und Studenten in dreifacher Bedeutung auftritt: deponieren, trinken, lieben. (Hier handelt es sich also ursprünglich um die Deposition des Fleischergewerbes). Wir werden darauf noch zurückkommen.

Die Deposition ist bereits für die Schreiberzunft anzusetzen, aus welcher sich die Buchdrucker-Innung erst heraus entwickelt hat.[5]) Auch für die Studentenschaft ist dort der Urgrund zu suchen, so daß ein Prioritätsstreit zwischen Buchdruckern und Studenten sich erübrigt. Allerdings sind die Universitäten rund hundert Jahre älter als die Buchdruckerkunst (Prag 1348 gegründet).[6])

[1]) *Gaedertz*, Monographie 37.

[2]) a. a. O. (S. 30.) Gaedertz erinnert hier an das Gesellschaftsspiel des Schinkenschneidens.

[3]) *Rist* vermeidet das Wort „Buhlschaft"; wie er denn auch, als Kirchenrat, „Pfaff und Pathen" (bei Vise) in „Lehrmeister und Zeugen" umändert. — Geschlechtliche Beziehungen sind auch bei dem Gesellschaftsspiele zu vermuten („Ich schneide, ich schneide Schinken; Wen ich lieb habe, dem thu' ich winken"). — Vgl. noch *Wander*, Deutsches Sprichwörter-Lexikon IV, 190: Schinkenschwester und -vater (dies letzte Wort: Paten-Stellvertreter).

[4]) Das Wort lebt in Ostpreußen als Familien-Name: Carnuth.

[5]) *Faulmann*, Gesch. d. Buchdruckerkunst 146: „... so ergibt sich, daß die Buchdruckerinnung die unmittelbare Fortsetzung der Schreiberzunft war, zumal eigentliche Buchdruckerinnungen erst zu Anfang des XVII. Jahrhunderts entstanden".

[6]) *Gaedertz* sagt denn auch (Monographie 26: „Dieselbe (die Gesellenweihe der Buchdrucker) ist ein Abklatsch des älteren Studentenritus, wie wir ihn in Wichgrevs Cornelius relegatus und Schochs Comödia vom Studentenleben dramatisch dargestellt finden."

Über die Handhabung der Deposition auf den einzelnen Universitäten sind wir durch eine wertvolle Arbeit unterrichtet.[1]) Dieselbe gibt uns auch wichtige Aufschlüsse hinsichtlich der anthropologischen Vorgeschichte dieses Brauches.[2])

Das biologische Prinzip aller dieser Ceremonieen scheint auf der Methode des sog. „Denkzettels" zu beruhen. (Der Knoten im Taschentuch war ursprünglich ein körperlich fühlbarer „Klotz am Bein", der uns stets daran erinnerte, wo uns „der Schuh drückte". Man denke an das Märchen von Andersen: „Die Prinzessin auf der Erbse"). Die Schandmale und Ehrenstrafen gehören hierher. An den Eselskopf (mit den langen Ohren), der den Kindern aufgesetzt wurde, wenn sie „im Winkel stehen" mußten, erinnert die Narrenkappe (mit den beiden Spitzen) im Leipziger und Lüneburger Depositions-Apparat.[3])

Solche Strafen wurden auch ohne Verschulden ausgeteilt; zur Abschreckung (das „warnende Exempel),[4]) oder ganz rein mnemotechnisch (in späterer Zeit, abgeblaßt). Beim Setzen von Grenzsteinen holt man Knaben aus den betreffenden Gemeinden (oder den benachbarten Dörfern) herbei und verabreicht jedem eine tüchtige Maulschelle, damit sie einst noch als Greise die Grenzregulierung richtig bestätigen können. Das ist praktische Völkermoral![5])

Dieses Element wird gewöhnlich vernachlässigt, selbst bei der vergleichenden Sittenforschung. Es

[1]) Dr. Wilhelm *Fabricius*. Die akademische Deposition. (Depositio cornuum). Frkft. a. M. 1895. — Fabricius ist wohl alter Corpsstudent und somit für den Stoff prädestiniert. Denn in den Corps leben die Traditionen der Landsmannschaften („Nationen") weiter. Die Burschenschaften sind im Wesentlichen erst seit den Befreiungskriegen aufgekommen.

[2]) Aus der früheren Literatur ist hier zu nennen die ganz hervorragende Schrift des weiland Königsberger Germanisten Oskar *Schade* († 1906): Über Jünglingsweihen. Weimar 1857 (Weimarisches Jahrbuch VI, 2).

[3]) *Faulmann*, Gesch. d. Buchdruckerkunst 772 spricht von einem „Hörnerhut" (aus gelbgrünem Pergamentpapier, in Lüneburg; mit Abbildung).

[4]) Hierher gehören wohl auch die „Prügelknaben" am englischen Königshofe.

[5]) „Marke" gehört zu „merken", wie „Dank" zu „denken". Man vgl. die Wörterbücher von *Weigand* und *Heyne:* Dem „sich erinnern", entspricht dann das „sich äußern". — Der Turnvater Jahn versetzte einem Berliner Jungen eine Ohrfeige, weil dieser auf die Frage, was er sich beim Fehlen der Quadriga auf dem Brandenburger Thore wohl denke, geantwortet hatte: „Nichts!" Also auch das Vakuum, der luftleere Raum, kann mnemotechnisch wirken.

fehlen auf dem genannten Gebiete noch die Vorarbeiten, da wir ein sog. „Berührungsgebiet" vor uns haben (zwischen Anthropologie und Philologie etwa gelegen, also folkloristisch). Hier ist auch der Weg, der uns zur Entstehung der Schrift führt.

Indessen soll die Zusammentragung griechischer und römischer Parallelen keineswegs verachtet werden. Dieser Gelehrtenfleiß hat uns überhaupt erst das Studium der Kulturgeschichte ermöglicht.[1] Allerdings kommt das Volksmäßige hier meistens zu kurz, und doch ist es die Hauptsache. Bei den Buchdruckern tritt es noch mehr hervor als bei den Studenten. Trotzdem wird die gemeinsame Urverwandtschaft beiderseits geachtet und in Ehren gehalten.[2] Das ist um so bemerkenswerter, als ja bekanntlich zwischen Handwerk und Akademie sonst offene Feindschaft herrscht. (Die Leipziger „Schusterfehde", 1471).

Im Studentenritual scheint das „Gautschen" der Buchdrucker zu fehlen (der Lehrling wird auf einen nassen Schwamm gesetzt). Vielleicht führt hier eine Spur zur alten Wasserweihe zurück; die athenischen Sophistenschulen übten im 4. Jh. n. Chr. diese Art der Taufe. (Gregor von Nazianz, monodia, orat. 20).[3] Das oströmische Reich kennt sie noch im 8. Jh. Italienische und manche deutsche Klöster (im Ordensverbande), sowie französische Universitäten (im Bursenverbande), danach auch deutsche (desgleichen), haben den symbolischen Brauch des „Reinigungsbades".[4] Das Kopfwaschen (heute noch sprichwörtlich) ist für 1600 in Rostock bezeugt.[5] Hier tritt also die Parallele der Taufe hinzu.[6] Es sei daran erinnert, daß Christus von

[1]) Das Material bei *Fabricius*, zum Teil nach *Schade*. — Grundlegend ist immer noch der alte Polyhister *Jacobus Middendorpius*: De celebrioribus universi terrarum orbis Academiis libri duo..; zuerst Köln 1567. (Zuletzt 8 Bücher, 1602).

[2]) Albrecht *Keller*, Die Handwerker im Volkshumor. Lpz. 1912, 40: „Noch vor hundert Jahren rechneten die Studenten die Buchdrucker nicht zu den Knoten". (Dieses Wort soll aus „Genosse" entstanden sein; niederdeutsch: *genôte*).

[3]) *Schade* 321 ff. hat die Brücke von der Wasserweihe zur Deposition mit Glück zu schlagen versucht. Ihm folgt *Fabricius* 9 ff.

[4]) *Fabricius* 14. Derselbe citiert S. 28 40: Konrad *Maurer*, Über die Wasserweihe des germanischen Heidenthumes; Abhdlgn. d. phil.-hist. Classe d. Kgl. bair. Akad. d. W. XV. Bd., III. Abth., München 1881.

[5]) *Fabricius* 53. (In Wichgrev's *Cornelius relegatus*, Akt II).

[6]) *Fabricius* 67. Die ungeheure theologische (dogmatische) Literatur muß ich übergehen.

Johannes die Taufe empfängt. Dieser entspricht aber, wie wir gesehen haben, dem Agni (= Promotheus = Baldur = Siegfried). —

Nur ein einziges Mal finden wir in der langen Geschichte der Deposition eine (schwache) Spur der Züchtigung mit dem Stecken, also mit dem Schreiber-Instrument. (Bei den Buchdruckern ist es der Winkelhaken.[1]) Bezeichnender Weise im Zusammenhang mit einem Liebesbriefe; demnach als Strafe für unerlaubte erotische Schreiberei.[2])

Das Züchtigungsrecht muß aber in der Schreiberzunft stark ausgebildet gewesen sein. Nur so lassen sich die späteren Reste desselben (im Pennalismus[3]) ungezwungen erklären. Der Bean heißt nach der Deposition ein „Pennal",[4]) (pars pro toto, wie „Bursch" und „Frauenzimmer"); er verbleibt in dieser Stellung ein Jahr (in Rostock 1 Jahr, 6 Wochen, 6 Stunden, 6 Minuten). Während dieser Zeit wird er von seinen Landsmännern „geschoren" und „agiert", muß auch niedrige Dienste verrichten.[5]) Die Burschen heißen „Schoristen" od. „Agirer". Der Pennal muß den Burschen traktieren, ihm Geld „leihen"[6])

[1]) Bei den Tischlern ist es der Hobel, usw.; bei den Jägern der Hirschfänger, beim Ritterschlag das Schwert. (Die reiche historische Literatur über die Ritterorden führt uns nicht weiter).

[2]) Wieder im *Cornelius* (Akt. II). Dort sagt der Depositor zum Bacchanten:

„Herr Domine Juncker, habt Ihr eine Eugeniam,
Die Euch geschrieben solchen Bulenbrieffiam,
So muß ich Euch doniren vier Rabbuschias.
(Zu „raffen").
Ob has quais imposuisti mihi fallacias.

Fabricius bemerkt (S. 53 90) zu „Rabbuschias": „Zshg. mit Kerbholz?" Vgl. über „Rabuse": *Weigand* II 5, Gießen 1910, 529. (*Kluge:* böhmisch).

[3]) Gut ist der Artikel „Pennalismus" im Brockhaus. Daselbst wird citiert: Christian *Schöttgen*, Historie des auf Universitäten gebräuchlich gewesenen Pennalwesens. Dresden und Lpz. 1747.

[4]) Die heute übliche Bildung „Pennäler" ist eine hybride.

[5]) Der Ausdruck „Stiefelfuchs" läßt tief blicken! Auf englischen öffentlichen Schulen hat jeder fag seinen fagmaster. (Die Bräuche im college entsprechen denen der Burse). Zu den Pflichten des fags gehört die Bereitung der Fußbäder (siehe *Fagging*, System im Brockhaus), was mit der Wasserweihe zusammenhängen könnte.

[6]) Die Geldabgabe spielt eine große Rolle (Ablösung der Arbeit, oder des Vexierens, durch Kapital). Vgl. namentlich über das „Verschenken" des Postulates *Faulmann* a.a.O. passim, les. 398 ff. Faulmann scheint jedoch (S. 399) von diesem „Verschenken" keine ganz richtige Vorstellung gehabt zu haben, denn hier fällt eigentlich die Deposition weg! Vgl. Dr. Heinrich *Klenz*, Die deutsche Druckersprache; Lpz. 1900, 83.

und die schlechten Kleider auftragen, während er seine guten, eigenen Sachen ihm überläßt.[1] So bildet sich zwischen „Leibbursch" und „Leibfuchs" eine Art von Hörigkeit oder Leibeigenschaft heraus. Nach Ablauf der einjährigen Probezeit wird der Pennal absolviert [2] und ist nun selber Bursch.

Ähnliche Gebräuche finden sich fast in allen Handwerken, Gewerben, Berufen und Ständen. Berühmt ist die Schiffsjungen- (oder Matrosen-) Taufe beim ersten Passieren der Linie. Dem hierbei als Neptun verkleideten auftretenden Obermaat bietet sich reichliche Gelegenheit zur Anbringung improvisierter Personalscherze, welche in die traditionelle Ansprache hineingeflochten werden. Nicht minder berühmt ist einst das Kontor der deutschen Hansa zu Bergen gewesen. Die hier geübten Depositionsbräuche leben noch fort im Zeitworte „hänseln", das heute einen ganz harmlosen Bedeutungsinhalt aufweist. Von der „neunschwänzigen Katze" hat aber wohl schon ein jeder etwas gehört. „Kielholen" ist eine grausame Seemanns-Strafe.[3] Matrosentaufe und Hänseln (bei jener pflegt selten der erfrischende Guß aus dem Abfallkübel zu fehlen!) lassen sich als Wasserweihen ansehen.

Aber auch die „Landratten" haben ihre alten, guten (durchaus nicht immer „trockenen") Sitten. „Ungehobelt", „ungeschliffen" weisen hier auf die Deposition der Tischler und der Scheren- (oder Diamant-?)schleifer. Diese Vexationen wurden vermutlich (wie noch heute bei den Jägern und Bergleuten) auf den hintern Teil des Körpers appliziert. Veredelt ist schon der Ritterschlag, der auf die Schultern erfolgt. Nur die symbolische Dreizahl der Schläge ist in allen Fällen die gleiche geblieben.[4]

In der akademischen Deposition[5] (das ist also im Grunde die Schreiber-, später die Buchdrucker-Deposition) sind alle diese Bräuche quasi in nuce zusammengefaßt.[1]

Anthropologisch wichtig ist der Zug, daß jeder Bean (entstanden wohl aus bec jaune, Gelbschnabel) von der Natur mit einem „üblen Geruche" ausgestattet ist (sprichwörtlich). Das böse Scheltwort „Stinkfuchs" lebt noch heute! (Ein „grüner Junge" ist noch nicht trocken hinter den Ohren usw.) Das Einhüllen in Tierhäute bei der Deposition (Paganismus) erinnert an die Satyrspiele. Die Hörner weisen auf den Bock (hircus), welchem der Gestank eigentümlich ist. Der Bachant, ein schmutziger, roher, unwissender Idiot, wird durch seinen üblen Duft noch verächtlicher.[2] Er muß durch Aufsagen stereotyper Sprüchlein seine Unwürdigkeit bekunden. Das Schlimmste aber sind seine gesellschaftlichen Taktlosigkeiten; derentwegen er (bei Vise und Rist) *Rültz* genannt wird (zu „rülpsen"?); auch Matz von Kappadozia (vgl. Hemden-, Hosenmatz) und Rekel (was auf das Beschmutzen des eigenen Nestes geht, also „Hosenscheißer"; sowie endlich Knadast Knull.

In sehr derben Ausdrücken wird bei den Depositionsreden (welche in den Studentenkomödien meist wörtlich benutzt sind) über den entsetzlichen Gestank geschimpft, welcher sich beim Auftreten des Beans verbreitet. Selbst bei Rist heißt es noch (der Knecht des Depositors spricht):

> „Pfui! Dusend Krankt, wo stinkt dat Aaß[3])
> Als hadd id' in de Brook (Hose) gescheten"![4]

Dieser Knecht[5] belebt das ganze Stück mit seinen Späßen; ja, er hält es aufrecht.[6] Im Allgemeinen

[1] Der Pennal darf nicht im Wichs erscheinen, keine „Plumagen" tragen Gute Bilder bei Dr. Wilh. *Bruchmüller*, Der Leipziger Student 1409—1909. (Aus Natur und Geisterwelt, 273. Bändchen). Lpzg. 1909.

[2] Auch hier spielt wohl, wie bei der Fuchs-Taufe, der geistliche Begriff herein (Absolution, Beichte).

[3] Vgl. Friedrich *Kluge*, Seemannssprache. Halle 1911, (354: „hänseln").

[4] Man vgl. das oben (Heft 5/6 S. 66a) Gesagte über das Auftreten der Dreizahl in der Prometheusmythe. — Dreimaliges Klopfen öffnet dem Adepten erst den Tempel der Weisheit. (Goethe: „Du mußt es dreimal sagen". Faust zu Mephisto).

[5] Artikel „Deposition" im Brockhaus; *Klenz* 27 ff; *Bruchmüller* 10—22 (S. 21: Abb. 4. Leipziger Depositionsinstrumente).

[1] Es ist bezeichnend, daß die Deposition sich erst nach der Reformation, etwa um 1600, auf den protestantischen Universitäten, zur vollen Größe auswächst. (Sie fehlt nur in Halle und Göttingen; *Friedberg* 60.[2]) Über Martin Luther und die Wittenberger Deposition vgl. Joh. Frid. *Kunßmann*, De ritu depositionis: Diss. Königsberg 1703. 4°, S. 16.

[2] Bei den Naturvölkern werden diese jugendlichen Reste symbolisch teilweise schon in der Beschneidung, welcher beim weiblichen Geschlechte die infibulatio entspricht, abgelegt; definitiv aber erst in der Tätowierung (Tatauierung), welche, als Auszeichnung, den hohen Wert der Schrift (Selbstbemalung) darstellt. (Siehe die Abbildungen bei *Wuttke*). *Schurtz*, Urgesch. d. Kultur.

[3] Im Reime zu „Dwaaß". Auch Dwaaß ist eins der (meist niederdeutschen) Buchdruckerscheltworte. Vgl. Dr. Heinrich *Klenz*, Schelten-Wörterbuch. Straßburg 1910, 19 f.

[4] Hier hat Rist, der für „Buhlschaft" gelegentlich „Courtisieren" sagt, kein milderndes Wort gefunden.

[5] Chargen-, oder eigentlich Hauptrolle, mit einer ehrwürdigen Ahnenreihe; er spricht Platt.

[6] Erich *Schmidt*, Komödien vom Studentenleben a. d. 16. u. 17. Jhrd. Vortrag Trier 1879. Verhandlungen etc., Lpz. 1880, 34 ff.

sind der Art Komödien meist über einen Leisten geschlagen.

Die *„Osphrasiologie“* (die Lehre von den Geruchsempfindungen) spielt in der modernen Erotik der Bibliophilen eine große Rolle. Es ist nun ergötzlich, einmal zu betrachten, wie jene *„Stinkszene“* offenbar nur deshalb so beliebt war, weil sie direkt als Ironie wirken mußte; wenn auch von den Studenten übernommen, oder vielleicht gerade deshalb!

Die Buchdrucker sind, wie wir schon sahen, die Aristokraten unter den Handwerkern! Sie haben oft studiert und werden daher nicht selten Korrektoren.[1] (Es wäre nicht nur unhöflich, sondern direkt sinnlos, sagen zu wollen, daß zur Humanistenzeit mancher verbummelte Student sein Heil am Setzerkasten versuchte).[2] Sie haben daher immer „Komment im Leibe“ und sind auch häufig aus sehr guter Familie; mit geschäftlichen Kenntnissen ausgerüstet. Die Lüneburger Buchdruckerfamilie der *Sterne* (apud Stellas!) hatte Weltruf (Spezialität: evangelische Poesie, Kalender).[3] Unter Kaiser Ferdinand III wurde die Familie adlig und kam später zu hohen Ehren. (Vom katholischen Kaiser geadelt!) Es ist ganz undenkbar, daß in einer solchen Umgebung das Auftreten eines verlausten Landstreichers anders als durch den Reiz des Gegensatzes wirken konnte! Man denke an unsere modernen „Lumpenbälle“! In der feinsten Gesellschaft wird oft ein Preis für die schäbigste Maske ausgesetzt. Man denke auch an die Nürnberger *„Hochzeit* (das ist: Fest) der unehrlichen Leute“: (nach italienischer Sitte), ein Scherz, den sich die dortigen Patrizier manchmal bereiteten.[4] Zweifellos haben die Depositionsspiele gewisse Beziehungen zu den Fastnachtsspielen (sowie zu unseren Polterabendscherzen).[5]

[1] Michael *Lindener*, um 1552 Korrektor bei *Daubmann* in Nürnberg, publizierte 1558 f. die Schwanksammlungen *„Rastbüchlein“* und *„Katzipori“*; hg. von Franz *Lichtenstein*, Tübingen 1883 (Stuttg. Litt. Verein Nr. 163). Vgl. Katzipori, Nr. 123 (Stehwurzel).

[2] Milde zu beurteilen ist auch der *„denkende Setzer“* (gefürchtet).

[3] Näheres über sie bei *Gaedertz* in der Monographie, Einleitung.

[4] Wertvolle Quelle! — Im Jahre 1506 richtete Heinrich *Deichsler* als *„Bettelherr“* eine solche „Hochzeit“ aus. Vgl. darüber Dr. Emil *Reicke*, Geschichte der Reichsstadt Nürnberg. N. 1896 S. 671.

[5] Als Depositionsspiele, und zwar als *weibliche* (!), sind in den von Adalbert *Keller* herausgegebenen Fastnachtsspielen anzusehen die Nr. 30: *Die egen* und *91: Ain einsalzen vasnacht.*

Ganz anders tritt *„die edle Buchdruckerkunst“* in der *sonstigen* deutschen Literatur auf.[1]

Es kommt hinzu, daß der Schreiber, der Ahnherr des Buchdruckers, im Volksliede stets als ein *„feiner Knabe“* auftritt! Vom weiblichen Geschlechte stets bevorzugt, namentlich dem Ritterstande gegenüber,[2] wird er von andern Berufen vielfach beneidet. In seiner äußeren Haltung denken wir uns ihn stets geschniegelt und gebügelt! „Kein stinkendes Aas“, durchaus nicht, sondern ganz im Gegenteil: — ein *„Pomadenhengst“* tritt uns entgegen.[3] Dieser Geruch oder Duft mußte eben einem ehrlichen Burschen als Gestank vorkommen!

In dem „Bärenhäuter“ steckt also ein Endymion; eine seltsame Wandlung! Der junge Goethe hat in Leipzig als Student viel von diesem Wesen angenommen. Er wird später in Straßburg von Herder als Geck verhöhnt. Die Beziehungen zum Hause Breitkopf führen allmählich, auf Goethes fernerem Lebenswege, indirekt zu Cotta. Wohl von keinem andern Dichter ist das deutsche Buchwesen so angeregt und befruchtet worden, wie von Goethe! Höchst bemerkenswert ist es nun, daß gerade dieser universalste aller Poeten sich des innigen Zusammenhangs zwischen Buchwesen und Schrifttum stets sehr wohl bewußt gewesen ist; wenn auch sozusagen nur „latent“! Jedenfalls aber viel tiefer, als dies in Goethes Gestaltungen des Prometheus-Stoffes zu Tage tritt.

Goethe hatte zu Frankfurt als Knabe einen Preis in der *„Stechschrift“* davongetragen.[4] Sein *Schreibmeister* hieß Joh. Henr. *Thym*.[5] Zeitlebens

[1] *Erk-Böhme*, Liederhort Nr. 1628: *Buchdrucker-Orden;* Dr. Heinr. *Klenz:* Die deutsche Druckersprache. Straßburg 1900, Beil. V.

[2] *Carmina Burana* Nr. 65: *De Phyllide et Flora.* (Der *clericus* ist nüchtern, hat meist etwas Geld und muß diskret sein).

[3] Viele andere burschikose Scheltworte noch richten sich gegen die Leipziger „Venusnarren“; besonders von Seiten der Sauf- und Rauf-Universitäten Halle und Jena („Wer von Leipzig kommt ohne Weib“ etc.) — Es ist nun aber, anthropologisch betrachtet, durchaus kein Zufall, daß gerade die „galante“ Lindenstadt die Vertreterin des Buchgewerbes und der Graphik geworden ist.

[4] Schriftproben des jungen Goethe: *Könnecke*, Bilderatlas 2, Marburg 1895, 267; *Geiger* Goethe. Berlin-Wien 1910, 34: Titel der Originalhandschrift des Lustspiels: „Die Mitschuldigen“. (1769).

[5] Das von Thym 1760 gezeichnete (mit der *Feder* gezeichnete!) Titelblatt des Vorschriftenheftes für den jungen Goethe (Lpz., Universitätsbibl.) Zuerst bei *Witkowski.* Goethe Lpz. 1899, (19.) (Dichter und Darsteller I).

bewahrte sich der Dichter eine schöne Handschrift, wofür viele Beispiele vorliegen.

Goethe's drei *Sekretäre* waren, stufenweise sich erhebend: John, Riemer, Eckermann. Ersterem pflegte er *ambulando* zu diktieren (bekanntes Bild!); also wohl die Elementarstufe. [1]) Höher standen Riemer und namentlich Eckermann, die Beide wohl auch nicht selten bei der Frage der Stilisierung zu Rate gezogen wurden. Zwischen ihnen und dem Dichter bildete sich infolgedessen ein vertrauteres Verhältnis heraus.

Der „deutsche Sekretär" war besonders im 17. Jh. ein höchst geachteter und vielfach begehrter Stand. Sein Hauptvertreter ist Kaspar *Stieler* (der „*Spate*"), gestorben 1707. Er stammte aus Erfurt (geboren 1632). Den Germanisten ist er meist nur bekannt durch sein Hauptwerk: Der deutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs, oder deutscher Sprachschatz usw. Nürnberg 1691 4^0.

Er wurde i. J. 1897 von Albert *Köster* als Dichter der „Geharnischten Venus" nachgewiesen; eine glückliche Entdeckung. [2]) Fast noch wichtiger als die genannten beiden Werke ist aber seine „Teutsche Secretariat-Kunst", erschienen 1673 u. 74; mit Schriftproben und Abbildungen. (Zwei starke Quartanten heute, noch der Stolz einiger Bibliotheken). [3])

Der Fürst spricht zu seinem Secretär, wie ein Kavalier zum anderen. Die hohe Kunst, der sie beide dienen, bringt sie menschlich einander näher[4]).

Im Egmont (II. Aufzug) wartet der „Secretär" — unter den „Personen" tritt er als „*Richard*", Egmonts Geheimschreiber auf[5]) — in Egmonts Wohnung schon zwei Stunden; „die Feder in der Hand, die Papiere vor mir". Drei Boten warten. Endlich kommt der Graf. Gleich erkundigt er sich nach Donna Elvira, die er auch beim Abschiede grüßen läßt. (Der gemäßigt erotische Zug!) Also leutselig im besten Sinne; selbst in hohen, gefährlichen Staatsgeschäften. (Man muß Adalbert Matkowsky in dieser Scene gesehen haben).

> Egm.: „Ich komme nicht dazu." (Den Brief des Grafen Oliva persönlich zu beantworten). „Und unter vielem Verhaßten ist mir das Schreiben das Verhaßteste. Du machst meine Hand ja so gut nach, schreib' in meinem Namen . . ." Secr.: „Sagt mir ungefähr eure Meinung; ich will die Antwort schon aufsetzen und sie euch vorlegen. Geschrieben soll sie werden, daß sie vor Gericht für eure Hand gelten kann." Egm.: „Gib mir den Brief."

Also: das Schreiben ist eine königliche Kunst, ihre Ausübung aber ist unköniglich! (Majestätisch und demokratisch zugleich, das ist das große Geheimnis). [1])

Goethe, der elegante junge Leipziger *chapeau*, ist dem Bannkreise der volksmäßigen, derben Dramatik nicht ferngeblieben. (Jahrmarktsfest zu Plundersweilern. Ein Fastnachtsspiel vom Pater Brey (Leuchsenring); Satyros oder der vergötterte Waldteufel (Herder, nach Scherer), Hanswursts Hochzeit). Hier steckt der feine Kavalier überall noch im übelriechenden Bocksfell des Deponenden.

Der Satyr ist geil, — er stellt im Walde der Nymphe nach. — Vergeblich suchen wir nach einem derartigen Zuge in der Prometheusgestalt.[2]) Aber beim Hermes, dem zweiten großen Schreibmeister der Menschheit, tritt ein solcher ganz deutlich zu Tage.

Hermes treibt mit seinem goldenen Zauberstabe die Seelen in die Unterwelt (*ψυχοπομπός*); er schläfert die Menschen ein und erweckt sie wiederum (Odyssee 24, 1—4). Er wird hier Κυλλήνιος genannt 24,1) nach seinem Kulte in Kyllene (Elis). [3]). Diesem Stabe wird aber eine erotische Kraft beizulegen sein! Herodot bezeugt für Attika die

[1]) Mit den drei Buchstaben *l, m, n* beginnt die zweite Hälfte des Alphabetes. Aus diesen Buchstaben soll das Wort *elementum* gebildet worden sein. (Ein Architektenscherz?) Wie es also ABC-Schützen gibt, so auch Elementarschüler.

[2]) Die Lösung gelang hauptsächlich durch das Entziffern des Verstecknamens „Peilkarastres", (Vgl. Alb. *Köster*, Der Dichter der Geharnischten Venus. Marburg 1897). Bis dahin galt als Verfasser Jacob *Schwieger*. Vgl. Jacob Schwieger, Geharnischte Venus 1660. Hg. von Th.(eobald) Rachse, Halle a. S. 1888. (Braune's Neudrucke von 74 u. 75).

[3]) Königsberg: Universitätsbibliothek, Signatur *K 165, 4⁰, I, II.* Bis 1726 viermal aufgelegt. Dieses Werk hat „zwei Generationen die Normen des Briefschreibens gelehrt". (Vergl. Edw. *Schröder*, Allg. D. Biogr. 36, 201 ff.)

[4]) Zu beachten ist die Wortverwandtschaft zwischen „Diplomatie" und „Diplomatik" (Lehre von den Diplomen).

[5]) Vgl. auch: „Clavigo", Archivarius des Königs.

[1]) Wir „Kulturvölker" nennen das Ausruhen der „Wilden" (nach Krieg oder Jagd) höchst despektierlich „Faulenzen" (die Germanen auf der Bärenhaut!), während es doch nur ein Korrelat der acquisitorischen Lebensweise ist. (Hoheitszeichen: Kopfstütze und Sonnenschirm.) Diese Häuptlingsmanieren leben in der Kaiserzeit fort. (Anekdoten von Jobst von Mähren und Otto dem Faulen; der Schreibstempel!) Die Sekretäre unter Rudolph II (1576—1612) konnten ein Lied davon singen.

[2]) *Marie Madeleine* (Baronin Puttkammer, geb. Günther) hat aber, wie wir sehen, (mit feinem, kongenialen Gefühl) etwas Ähnliches aus dieser Figur herausgelesen (oder in sie hineingelegt?).

[3]) *Pausanias VI*, 26, 5.

thyphallische Bildung der Hermes-Idole[1]. Er führt diese Erscheinung auf die thessalischen Pelasger zurück, da ihm ein entsprechender ἱερός λόγος aus den thrakischen Mysterien bekannt war. Der Kult weist aber mehr nach Tanagra.

[1]) Heinrich Dietrich *Müller*, Mythologie der griechischen Stämme II, Göttingen 1861, 393—96. (Das Phallus-Symbol ist dem Hermeskult eigentümlich.)

So haben wir im ῥάβδος[1]) den *stilus*, das Zeichen der „vitalen Energie", das stets männlich ist. Eine unbezwingliche Kraft, gleich dem Geschlechtstriebe, steckt auch im Schreib- (und Sprach-)triebe. (*„Le style c'est l'homme!"* Buffon.) (Fortsetzung folgt).

[1]) Ähnliche Abzeichen, bezw. Instrumente sind σκῆπτρον und πλῆκτρον. Vgl. Christian Aug. *Lobeck*, Ähnlichkeit der königlichen und priesterlichen Gewalt in Titeln und Insignien. Akad. Rede 15. Okt. 1851 Königsberg. Auswahl v. Alb. *Lehnerdt*, Berlin 1865, 216 ff.

Die Runen.

Von Universitätsprofessor Dr. E. MOGK.

Eines der schwierigsten Probleme der germanischen Altertumskunde ist die Frage über den Ursprung der Runen. Zwei entgegengesetzte Strömungen gehen zur Zeit nebeneinander her: die einen lassen die Runen Nachbildungen antiker Alphabete sein, nach den Anschauungen der anderen sind sie frei auf germanischem Boden aus der Bilderschrift hervorgegangen und gehören der urgermanischen Zeit an. Jene Richtung rechnete mit geschichtlichen Tatsachen, diese baut ihre Auffassung auf Hypothesen auf. Als Hauptvertreter des geschichtlichen Ursprungs (d. h. des Ursprungs in geschichtlicher Zeit) darf der Schwede Otto von Friesen angesehen werden, als der des vorgeschichtlichen Ludw. Wilser. Von den Phantasien G. von Lists, Stauffs, von Lichtenbergs u. a. sehe ich hier ganz ab, da sie keinen wissenschaftlichen Wert besitzen. Otto von Friesen hat seinen Standpunkt in einer besonderen Schrift (Om runskriftens härkomst) und dann in Hoops Reallexikon der germanischen Altertumskunde (4. Bd. S. 5 ff.) verteidigt, L. Wilser die Ergebnisse seiner Forschungen in der Neubearbeitung seiner „Germanen" (Leipzig 1914. 2. Bd. 191 ff.) zusammengefaßt. Nach von Friesen sind die Runen, wie auch Salin und S. Bugge angenommen haben, im 2. Jahrhundert unserer Zeitrechnung von den Goten nördlich vom Schwarzen Meer nach dem griechischen und lateinischen Alphabet gebildet, denn hier zeigte sich die Mischung von griechischer und römischer Kultur, sind dann nordwärts gewandert und haben sich von Norddeutschland aus strahlenförmig nach Skandinavien, England und Westdeutschland fortgepflanzt. Nach Wilser dagegen entstammen die Runen dem gemeinsamen Ursitz arischer Kultur, sind aus der Bilderschrift hervorgegangen, haben ihre Heimat in Nordeuropa und sind die Vorbilder der südeuropäischen Alphabete. Wilser hält die Auffassung von Friesens, die zuerst von Salin auf Grund archäologischer Beobachtung ausgesprochen ist, schon geschichtlich für unmöglich, da im 2. Jahrh. noch keine Germanen am Schwarzen Meere gewohnt hätten. Woher weiß das Wilser? Über die frühesten Züge der Germanen nach diesen Gegenden lassen uns schriftliche Quellen im Stich. Nun hat aber St. Konow zwei indische Inschriften aus der Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr. ans Licht gezogen (Maal og Minne 1912 S. 69 ff.), die sich in buddhistischen Höhlentempeln bei Junnar nördlich von Bombay befinden. Nach diesen haben Männer gotischen Stammes den Tempeln zwei Cisternen und einen Speisesaal geschenkt. Die gotischen Worte stimmen sprachlich zu den sprachlichen Überresten der Krimgoten, und es ist deshalb sehr wahrscheinlich, daß sie im Norden des Schwarzen Meeres ihre Heimat gehabt haben und von hier aus nach Indien gekommen sind, wofür ja an und für sich schon geographische Erwägungen sprechen. Darnach wäre die Ansiedelung von Goten am Schwarzen Meer bereits im 2. Jahrhundert festgestellt und die Möglichkeit, hier die Heimat der Runen zu suchen, gegeben. Wilser hat ferner ein urarsches Futhark, das aus achtzehn oder dreimal sechs Zeichen bestanden haben soll, aufgestellt. Allein eine solche Runenreihe ist in keiner Inschrift belegt und setzt sich nur aus Hypothesen und Umstellen einiger Runen zusammen. Dagegen besitzen wir nicht weniger als 5 Denkmäler, auf denen in gleicher Reihenfolge die 24 Runen eingeritzt sind: die Spange von Charnay in Burgund, ein in der Themse gefundenes kleines Schwert, die beiden Bracteaten von Vadstena und Grumpan in Schweden und den


Figur 1: Bracteat von Grumpan

Stein von Klyfver auf Gotland. Zwei von diesen, die beiden schwedischen Bracteaten, zeigen die Dreiteilung: nach je 8 Runen findet sich ein Trennungszeichen (:). Dieser Dreiteilung begegnet man bei der späteren 16-stäbigen Runenreihe öfter, nur daß natürlich dann die einzelnen Teile weniger als 8 Runen enthalten. Hier werden die einzelnen Teile als ættir bezeichnet, das man meist mit „Geschlechter" übersetzt, und nach der ersten Rune der Reihe spricht man von Freys-Geschlecht, Hagals-Geschlecht und Tys-Geschlecht.


Figur 2: Stein von Klyfver

Diese spätere Dreiteilung und ihre Bezeichnung muß aus der älteren Runenreihe übernommen sein, wofür schon die Einschnitte auf jenen Bracteaten sprechen. Aber auch das Wort ættir bezeugt es. Denn dieses bedeutet nicht „Geschlecht", sondern „Achtzahl, Reihe von acht", wie Brate schon längst nachgewiesen hat (Svenska Fornminnes Föreningens Tidsskr. 7, 55 ff.) Damit ist die älteste nachweisbare Gruppierung der Runen in drei Abschnitte zu je acht erwiesen, und es zeigt sich auch von dieser Seite die 18-stäbige urarische Runenreihe Wilsers als unwahrscheinliche Hypothese.

Zum Verständnis der geschichtlichen Entwicklung der Runen ist in erster Linie notwendig zu wissen, was man unter „Runen" versteht. Runen sind diejenigen germanischen Schriftzeichen, die in Denkmäler aus Metall oder Stein eingeritzt oder eingegraben sind und die wie die antiken Alphabete einen bestimmten Lautwert haben. Sie haben zugleich auch, wie schon angedeutet, eine bestimmte Reihenfolge. Nach den sechs ersten Zeichen nennt man diese in Anlehnung an das griechische „Alphabet" „Futhark". Von diesen Zeichen finden sich die frühesten nach neueren archäologischen Forschungen im Ausgang des 2. oder Anfang des 3. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung und kommen von dieser Zeit an immer häufiger vor, sodaß sie im Norden zum Ausgang der Wikingerzeit zu Tausenden zählen. Wären diese Zeichen, wie Wilser annimmt, schon vor dem 2. Jahrhundert in Nordeuropa bekannt gewesen, so wäre es geradezu unverständlich, daß sich aus dieser Zeit nicht ein einziges Denkmal erhalten haben sollte, das ein solches Zeichen bietet. Kein Gegenstand der Stein-, Bronze- und ältesten Eisenzeit, die doch zu Tausenden zählen, enthält ein Runenzeichen, während andere magische Zeichen, namentlich das Hakenkreuz und das Sonnenrad, sich ziemlich oft finden. Nun scheint dem allerdings zu widersprechen, daß bereits Tacitus von „notae" d. h. Zeichen spricht, deren man sich bei der Weissagung bedient habe (Germ. K. 10). Solche Zeichen mögen vorhanden gewesen sein, wie sie auch noch bis heute in verschiedenen Gegenden in den Haus- oder Eigentumsmarken fortleben, aber sie haben auf keinen Fall etwas mit den Zeichen der Runenreihe gemein

und dürften auch schwerlich „Runen“ genannt worden sein. Dabei wird eine Tatsache fast durchweg übersehen: Im 10. Kapitel der Germania handelt es sich um Weissagung, und es ist schon von Wilh. Grimm ausgesprochen worden, daß es sich hier um die bei zahlreichen Völkern übliche Rhabdomantie handelt (Über deutsche Runen S. 296 ff), die sich noch in geschichtlicher Zeit bei verschiedenen germanischen Stämmen nachweisen läßt und die R. Meissner in dem nordischen g ǫ n g a t i l f r é t t a r wiedergefunden hat (Z. d. Ver. f. Volksk. 27,1 ff, 98 ff). Das erklärt auch die Tatsache, daß keine körperlichen Zeugen solcher Prophetie erhalten sind. Dagegen begegnen die schriftlichen Zeugnisse in der nordischen Literatur, die allein sie aus heidnischer Zeit liefert, ebenso häufig wie die des Zaubers (vgl. H. Gering, Über Weissagung und Zauber im nordischen Altertum), aber in keinem einzigen Zeugnis über Weissagung trifft man das Wort „rún“, überall, wo sich dieses Wort für eine rituelle Handlung findet, ist vom Zauber die Rede. Die Runen sind also magische Zeichen, deren man sich, abgesehen von den Schriftrunen, zum Zauber bediente. Zu diesem Zwecke scheinen sie von Haus aus gebildet zu sein. Hierfür spricht die besondere Anordnung, die Namen der Runen, die alle eine bestimmte Bedeutung haben, vor allem aber die Einteilung in Gruppen zu je 8 Zeichen, die ihr Vorbild in der griechischen Buchstabenmagie hat (vgl. M. Olsen, Om Troldruner in Fordomtima II S. 14). Und nun versteht man auch, weshalb man die ältesten Schriftrunen fast nur auf Waffen und Gegenständen, die der Mensch am Leibe trug, findet: sie sollten den Besitzer gegen Unglück feien, wie auch aus den Formeln der deutschen Runendenkmäler hervorgeht (Wimmer, De tyske Runemindesmærker in den Aarboger 1894, 1 ff) und die zahlreichen Zauberrunen beweisen.

Für den Gebrauch zum Zauber spricht aber auch das Wort „Rune“ selbst. In der Bedeutung, wie wir es heute zu gebrauchen pflegen, ist es erst im 17. Jahrhundert auf gelehrtem Wege zu uns aus Skandinavien gekommen. Gleichwohl findet sich das Wort (rûna) schon im Gotischen und Althochdeutschen, aber in der Bedeutung „geheime Beratung, Geflüster“, nur wo von Schriftrunen die Rede ist, wie bei Venantius Fortunatus (Carm. VII, 18, 19) oder auf der Spange von Freilaubersheim (c. 600 Henning, Die deutschen Runendenkmäler S. 78 ff.) u. a. O. bedeutet es Buchstabe, litera, wie vielfach auf nordischen Runensteinen. Offenbar ist jene Bedeutung die ursprüngliche, denn sie kennen alle germanischen Stämme und sie erklärt sich aus der Etymologie des Wortes. Dieses hängt mit ahd. r û n ê n, unserem „raunen“, zusammen und weist auf eine Tätigkeit des Sprechorgans hin. In dieser Bedeutung ist das Wort in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung zu den Finnen gekommen, und hier hat sich „runo“ als Zauberlied, Lied erhalten. Demnach geht das Wort „Rune“ ursprünglich auf den geheimnisvoll gemurmelten Zauberspruch, von dem es dann auf die Zauberhandlung übertragen worden ist, wie unsre „Besprechung“. Dieses spricht auch aus dem ahd. h e l l i r û n a, necromantia (Graff, Ahd. Sprachschatz II, 525), möglicherweise auch aus dem allen germanischen Stämmen bekannten Runenstab (ahd. runstab, altnord. rúnstafr), da der Zauberstab beim Zauber eine Hauptrolle spielte. Als dann die Schriftzeichen gebildet wurden und man in ihnen einen besonderen Zaubergehalt wähnte, ging das Wort auf sie über und wanderte in der neuen Bedeutung zugleich mit den Zeichen. Als unter den Goten nördlich vom Schwarzen Meere, wo sich griechische und römische Kultur vereinte, das germanische Futhark aus der griechischen und römischen Kursive gebildet war, kam dieses durch den Verkehr mit den nördlicher wohnenden germanischen Stämmen nordwärts und westwärts. Gotischen Ursprungs sind die frühesten Inschriften, die uns erhalten sind: die auf der Spitze des Speers von Kowel in Wolhynien und auf dem Goldringe von Pietroassa in Rumänien. Über Norddeutschland kam dann das Futhark zeitig nach Skandinavien, wo wir in Schleswig (die Zwinge von Torsberg) und Dänemark die frühesten Zeugnisse haben, und nach Britannien, wohin es jedenfalls die Angelsachsen bei ihrer Einwanderung mitbrachten. Der Denkmäler auf südgermanischem Boden gibt es nur wenige (14); sie sind in ganz verschiedenen Gegenden gefunden worden, in Ungarn (die Spange von Bezenye), in Pommern, in Müncheberg in Brandenburg, in Heide in Dithmarschen, in Nordendorf bei Augsburg, in Freilaubersheim bei Kreuznach, bei Balingen in Württemberg, bei Charnay in Bourgogne u. a. O. Die Schrift des Ulfilas bei den Goten, die lateinische Schrift bei den westgermanischen Stämmen hat die Runen zeitig verdrängt. Aber alle Denkmäler sind hier Zeugen des ältesten 24 stäbigen Futhark, von dem die Spange von Charnay 20 Runen in regelrechter Reihenfolge bietet. Nur der beschränkte Raum ist die Ursache,

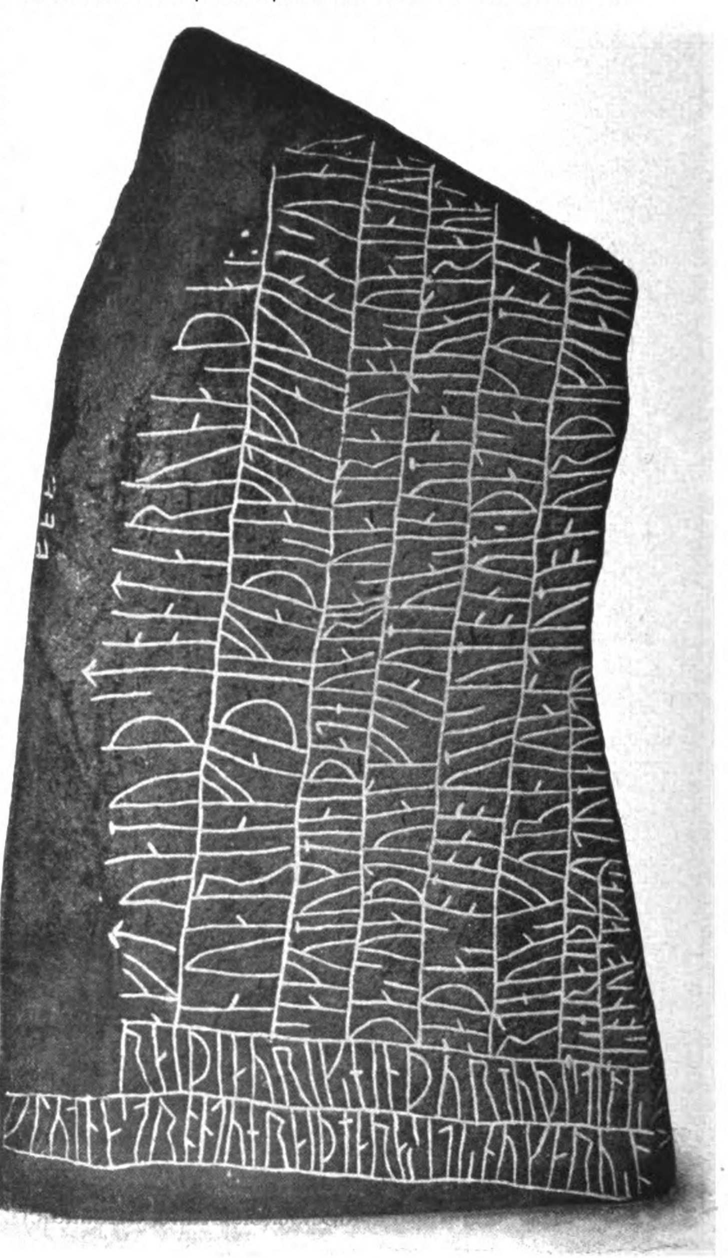
daß die vier letzten fehlen. Mit Hülfe der Runenreihen auf den anderen obenerwähnten Denkmälern läßt sich das gemeingermanische Futhark feststellen, wenn auch hier und da eine kleine Veränderung einzelner Zeichen oder eine Umstellung nahe aneinander liegender stattgefunden hat. Darnach hatte dies folgende Zeichen:

ᚠ	ᚢ	ᚦ	ᚨ	ᚱ	ᚲ	ᚷ	ᚹ
f	u	þ	a	r	k	g	w
ᚺ	ᚾ	ᛁ	ᛃ	ᛇ	ᛈ	ᛉ	ᛊ
h	n	i	j	ė	p	z (R)	s
ᛏ	ᛒ	ᛖ	ᛗ	ᛚ	ᛜ	ᛟ	ᛞ
t	b	e	m	l	ng	o	d

Ohne auf den Gebrauch dieser Runen auf den einzelnen Denkmälern einzugehen, sei nur auf einige Abweichungen hingewiesen. Über den Lautwert sei bemerkt, daß die ė-Rune einen e-Laut bezeichnet, der stark nach i neigt, die z-Rune das urgermanische z, das aber schon zeitig rhotaziert wurde und demnach meist einen r-Laut wiedergibt. Bei der a-Rune sind auf dem Kylfverstein die Nebenstäbe nach links (ᚨ), auf den britannischen Denkmälern begegnet sie in der Form ᚩ. Hier hat auch die ᚲ-Rune die Form ᚳ erhalten. Während die h-Rune auf den ostgermanischen und skandinavischen Denkmälern nur einen Querstrich hat (ᚺ), hat sie auf den deutschen und englischen doppelten (ᚻ). Die j-Rune hat in Schweden die Form ᛃ, die p-Rune auf der Spange von Chamay die Form ᛈ, die r-Rune ᛯ, auf dem Kylfverstein ᛣ.

Eine wesentliche Erweiterung hat das germanische Futhark in England erhalten, wo die Zeichen nicht mehr genügten, den angelsächsischen Vokalismus zum Ausdruck zu bringen. So finden wir hier schon frühzeitig 28, später sogar 33 Zeichen. Aus der a-Rune (ᚨ), die jetzt für æ steht, entwickelte sich eine neue (ᚪ) und aus dieser die o-Rune (ᚩ), während die alte o-Rune (ᛟ) œ wiedergab. Dazu traten die für ea ᛠ und y ᚣ, eine einfache Weiterbildung aus der alten u-Rune durch kleinen Strich, wie später der Punkt auf ähnliche Weise zur Differenzierung der Runen führte. In England kam auch die Sitte auf, die Runenreihe handschriftlich aufzuzeichnen und dabei den einzelnen Runen ihren Lautwert und ihren Namen beizufügen, eine Sitte, die durch die angelsächsischen Missionare auch nach Deutschland verpflanzt wurde. Eine Anzahl dieser handschriftlichen Aufzeichnungen findet sich in den ersten drei Tafeln von W. Grimm, Über deutsche Runen.

Der klassische Boden, wie der Runenforschung so auch der Runenüberlieferung, ist Skandinavien, wo sich auch die Runen ungleich länger erhalten haben als in anderen germanischen Ländern. Wesentlich zu ihrer Erhaltung hat hier die Sitte beigetragen, die Erinnerung an Tote auf Bautasteinen festzuhalten und ihre Namen auf diese einzugraben, später oft mit einer Segensformel. Diese Sitte ist nur den Nordgemanen eigen; sie hat ihren Ursprung in Norwegen, wo man sie schon im 5. Jahrhundert findet, und pflanzte sich von dort aus fort



Figur 3: Röckstein

nach Dänemark und Schweden, wo sie die größte Ausbreitung fand.

In Skandinavien, einschließlich Dänemark, tritt nun ein der englischen Entwicklung entgegengesetzter Vorgang ein; nicht eine Vermehrung, sondern eine Verminderung der Runen, so daß schließlich eine neue Runenreihe, die nur aus 16 Zeichen besteht, zur Herrschaft gelangt. Die stimmhaften und stimmlosen Explosivlaute und Spiranten fallen zusammen und werden durch nur ein Zeichen wiedergegeben, ebenso schwinden die Runen für e und o. Die Vereinfachung des Runenfuthark setzt um 800 ein. Im 9. Jahrhundert findet sich dieses 16stäbige Futhark schon auf zahlreichen Steinen in Norwegen und Schweden, einige Runen in besonderer Gestalt, so auf dem mächtigen Rökstein in Ostgotland, der über zwei Meter hoch und auf 5 Seiten mit Runen bedeckt ist. Nach ihm pflegt man die Runen dieses Zeitalters als Röksteinrunen, oder wie von Friesen, als norwegisch-schwedische zu bezeichnen. Dieses sind:

ᚠ ᚢ ᚦ ᚬ ᚱ ᚴ ᚽ ᚿ ᛁ ᛆ ᛌ ᛐ ᛒ ᛘ ᛚ ᛧ
f u þ ą r k h n i a s t b m l R

Ähnlich findet sich dies jüngere, nur in Skandinavien angewandte 16stäbige Futhark auch in Dänemark, wo nur einige Zeichen etwas andere Form haben, die dann auch nach Schweden vordringt und hier schließlich zur Herrschaft gelangt. Die jüngere Runenreihe ist es nun, die öfter in drei Gruppen geteilt wurde, die nach der ersten Rune der Gruppe als Freysætt, Hagalsætt und Tysætt bezeichnet wurden. Jetzt trifft man auch im Norden Namen für die einzelnen Runen wie in den angelsächs. Handschriften, und zu den einzelnen Namen werden kurze Verschen gedichtet, und es entstehen im 13. Jahrhundert die Runengedichte, die ebenfalls ihr Vorbild in England haben (vgl. E. Mogk, Gesch. der norweg. isl. Literatur, S. 708 ff). Diese späteren Runen und ihre Namen sind:

I. Freys ætt:
- f ᚠ = fé „Gut, Vermögen".
- u ᚢ = úr „Feuchtigkeit, Regen".
- þ ᚦ = þurs „Riese".
- ą ᚬ = áss „Ase" (nasaliertes a).
- r ᚱ = reið „Fahrt". (altes germ. r).
- k ᚴ = kaun „Geschwür".

II. Hagals ætt:
- h ᚼ = hagall „Hagel".
- n ᚾ = nauð „Knechtschaft".
- i ᛁ = íss „Eis".
- a ᛅ = ár „fruchtbares Jahr".
- s ᛋ = sól „Sonne".

III. Týs ætt:
- t ᛏ = týr „Gott".
- b ᛒ = bjarkan „Birkenreis".
- m ᛘ = maðr „Mann".
- l ᛚ = logr „See, Wasser".
- R ᛦ = ýr „Eibe, Bogen" (aus germ. z entstandenes r, als aber in Norwegen r und R zusammenfielen, wurde diese Rune für y verwendet).

Doch bald zeigte sich, daß dieses kurze Futhark nicht genügte, alle Laute der Sprache wiederzugeben, und so entstanden die punktierten Runen, die schon im 10. Jahrhundert vereinzelt in Dänemark auftreten, aber erst später allgemeiner in ganz Skandinavien durchgeführt werden. So entsteht aus der t-Rune ᛑ ᛏ = d, aus der k-Rune ᚴ = g und daneben ᚴ = ng, aus der b-Rune ᛔ = p, aus der i-Rune ᛂ = e, aus der u-Rune ᚤ = y. Ebenso bekommt die s-Rune der Röksteinrunen (ᛌ) einen Punkt ᛍ und wird das Zeichen für z. Dazu treten neue Kombinationen: die alte a-Rune (ᛅ) wird vereinfacht ᛆ und vertritt in dieser Form das a, während die ursprüngliche Form nun für æ steht und eine weiter gebildete ᚯ oder ᚮ für o. Letztere steht auch für ø oder eo und gehört wie ᛅ zu den sogenannten Zweigrunen (limingarstafir í rúnum), zu denen sich noch ᚨᚢ für au und ᛂᛁ für ei gesellen. Diese Erweiterung des Runenfuthark, um die sich der isländische Zimmermeister Þóroddr Gamlason im Anfang des 12. Jahrh. bemüht hat, hat aber keinen rechten Anklang gefunden. Das lateinische Alphabet war mit Einführung des Christentums im Norden allmählich eingeführt und drängte seit dem 12. Jahrhundert die Aufzeichnungen mit Runen immer mehr zurück. Nur auf Grab- und Gedenksteinen fanden sie auch ferner noch Verwendung, besonders lange auf Gotland, und in den Kalenderstäben, den sog. Runenkalendern, haben sie sich bis in die Gegenwart in abgelegenen Gegenden erhalten. Daß sie zu Aufzeichnungen, namentlich von Gesetzen, auf Pergament auf Island benutzt worden seien, wie Björn Olsen angenommen hat, ist durchaus unwahrscheinlich. Wir besitzen eine einzige Handschrift in Runenschrift, den cod. runicus des schonischen Gesetzes, der um 1300 geschrieben ist, aber dieser ist eine gelehrte Spielerei, die für den Gebrauch der Runen

zu handschriftlichen Aufzeichnungen nicht ins Feld geführt werden kann.

Die phantastischen Ideen über den Ursprung der Runen, die im 17. und 18. Jahrhundert herrschten, sind heute unter denen, die Tatsachen und geschichtliche Entwicklung zur Richtschnur der Lösung des Runenproblems nehmen, überwunden. Mit vaterländischer Schwärmerei, so löblich sie an und für sich ist, kommen wir wissenschaftlich nicht weiter. Nordischen Forschern, deren Heimat Tausende Runendenkmäler birgt, verdanken wir die Lüftung des Schleiers. Nachdem L. Wimmer in seinem klassischen Werk „Die Runenschrift" (Berlin 1887) der Forschung die Wege gewiesen, hat er selbst in vier stattlichen Folianten die dänischen Runendenkmäler in trefflichen Nachbildungen allgemein zugänglich gemacht, während S. Bugge mit gleicher Akribie die älteren norwegischen veröffentlichte. In ihren Fußtapfen arbeiten M. Olsen in Christiania, von dem die jüngeren norwegischen Denkmäler herausgegeben werden, in Schweden und Finnland E. Brate, O. v. Friesen und H. Pipping eifrig weiter, denn es gilt vor allem noch die zahlreichen schwedischen Runendenkmäler allgemein zugänglich zu machen, eine Aufgabe, der sich die Kungl. Vitterhets-Historie och Antikvitets-Akademie in Stockholm unterzogen hat. So zahlreiche Funde die nordischen Museen schon bergen, fast jedes Jahr kommen neue hinzu, wie der erst 1911 gefundene Brakteat von Grumpan und der erst vor kurzem entdeckte Stein von Eggjum in Norwegen, der die umfangreichste Inschrift aus der Zeit des älteren Runenfuthark enthält und auch religionsgeschichtlich große Bedeutung hat. Hoffen wir, daß es uns auch noch in Deutschland gelingen möge, Erdfunde mit Runen zu entdecken oder auszugraben. Sind deren doch schon mehrere ans Tageslicht gekommen, seit Henning im Jahre 1889 die deutschen Runendenkmäler in einem Monumentalwerk veröffentlicht und erklärt hat.

Die Reimzeitung im „Türkenkalender" vom Jahre 1454.

Von Dr. Hans H. BOCKWITZ-Leipzig.

Czu nuwe[n] mere[n] schribet ma[n] vns alsus/[:]
D[a]z in d[er] turcky d[er] mechtige charaman[n]us/[,]
Der etwa[n] de[n] ko[n]nig vo[n] cypern hatte gefa[n]/ge[n] [;]
Deshalb ym d[a]z Ko[n]grich must langen /
Czins vn[d] tribut all iar [;]
Solichs habe er/en geledigет vffenbar
Un[d] ist widder den | grosse[n] turcke[n] bereit
Getrulich zu helffe[n] d[er]/ criste[n]heit [.]
Dar zu schribt ma[n] vns vorbas/ [,]
wie d[er] grois turke vs gezoge[n] was
In die/ sirphie mit sin[er] sterke
Bis an d[e]z vngers [Ungarn] / gemerke [.]
Als balde d[a]z d[er] egena[n]t carama[n] / entphant [,]
Czoich er in dez groisse[n] turcke[n] / lant
Vnd gewan ym an dri stete [,]
Die er / nu gewalticlich besetzt hette [.]
Vn[d] als das / dem turke[n] vorko[m]men] ist [,]
Do zoig er snel / vn[d] in kurzer frist
widd[er] hind[er] sich [,] zu sa[n]t / sophia [,]
Vn[d] schiffet vb[er] mere zu der inseln / zu heruia[,]
Die des Keis[er]s vo[n] co[n]sta[n]tinopel / was[.]
Also ist ym begegnet gar ein gros/ser has[,]
Vn[d] ist de[n] turcke[n] vil folkes nidd[er]/ gelege[n] [.]
Almechtig[er] got du wollest diner/criste[n]heit plege[n] [,]
Vn[d] gnedeclich gebe[n] crafft/fridde[n] vn[d] einikeit[;]
Vn[d] das sie sich mitir/ grossen macht bereide[,]
Den vbeln turken/ vn[d]s in folck zu u[er]tribe[n] [,]
Vn[d] d[a]z sie ir keinen/ lebendig lasse[n] blybe[n]. [,]
Wedd[er] in turky [,] gre/cie, asye [Asien] noch eropa [;]
Dez helff vns die Ko[n]/nigin maria [.]

In dieser „Reimzeitung" liegt das älteste gedruckte Dokument für eine der sog. „Neuen Zeitungen" vor, die bereits im 15. Jahrhundert als selbständige Drucke — wenn auch noch ohne diese Benennung — auftauchen, und aus dem 16. und späteren Jahrhunderten in Fülle vorhanden sind.

Die „nuwe mere", wie die „Neue Zeitung" im „Türkenkalender", dem ersten typographisch hergestellten datierten und zugleich ältesten deutschen Druck heißt, unterscheidet sich der literarischen Form nach nicht von anderen in Reime gebrachten Nachrichten der Zeit.

Spricht man sie als „Neue Zeitung" im engeren Sinne an, so hat man sich zunächst an den Inhalt als Kriterium zu halten und darf sich nicht

an der Art der Einfügung in ein Druckwerk stoßen, das ein literarisches Ganzes darstellt und von dem sie nur einen Teil bildet.

Die „nuwe mere" des Türkenkalenders war bestimmt, weitesten Kreisen durch den Druck bekannt zu werden, nachdem nur ein beschränkter Kreis vor der Drucklegung von ihr Kenntnis haben konnte, zeigt also das Merkmal der „Publizität" so wie sie Martin Spahn [1]) in seiner Besprechung der Rothschen Schrift über die „Neuen Zeitungen" mit Recht verstanden wissen will, einwandfrei; und sie ist „neu" und „aktuell" in durchaus typischer Weise, indem sich bei ihr der Begriff der Aktualität auch auf die „alsbaldige Erörterung der Neuigkeit, auf die kritische Beeinflussung der öffentlichen Meinung", ausdehnen läßt.

Arthur Wyß hat in der mainzer „Gutenberg-Festschrift" 1900 [2]) nachgewiesen, daß eine in Rom verfaßte, vom 24. Oktober 1454 datierte „neue Zeitung", die am 6. Dezember in Frankfurt eintraf, der „nuwen mere" des Türkenkalenders zugrunde liegt.[3])

Als Drucker kommt nach ihm nur Gutenberg in Frage, in dessen Offizin der Türkenkalender als „Nebenprodukt" in Verbindung mit den cyprischen Ablaßbriefen entstanden sei, sodaß wir in Gutenberg, den Wyß zugleich auch für den Verfasser und Anagnosten der Zeitung hält, den ersten „Zeitungsdrucker" zu erblicken hätten. Gegen diese Behauptungen wenden sich P. Schwenke (Centralblatt f. Bibliothekswesen XVIII, (7), 1901, S. 289 ff.), der auf Grund von eingehenden Untersuchungen lediglich von einem „Drucker des Türkenkalenders" gesprochen wissen will und Joh. Joachim, der (in Dziatzko's Beiträgen VI. 1901, S. 87 ff., woselbst auch ein Abdruck des ganzen Kalenders gegeben wird) unter ausführlicher Begründung Gutenberg sowohl als Verfasser, wie als Anagnosten ablehnt.

Inhaltlich gehört unsere „nuwe" mere" in die große Gruppe der „Türkenzeitungen" und fügt sich damit äußerlich an die „Manu[n]g d[er] criste[n]heit widd[er] die durke[n]", wie der Kalender betitelt ist, an; in literarischer Hinsicht macht die „neue Zeitung", auf den Gesamtinhalt des Kalenders genommen, zunächst den Eindruck eines Lückenbüßers.

Nachdem der Verfasser des Kalenders die Christenheit in ihren wichtigsten Vertretern und Völkern von Papst und Kaiser an bis zu den freien Reichsstädten durch elf Monate des Jahres hindurch mit beweglichen Worten ermahnt hat, sich endlich aufzuraffen und gegen den Erbfeind etwas zu unternehmen, bringt der Dezember, gewissermaßen um in letzter Stunde die noch Säumenden aufzurütteln, die Mitteilung von einer Tat, die sich gegen die Türken gerichtet habe und die sogar von einem ehemaligen Christenfeinde vollbracht worden sei: Der „mächtige Charamannus" dem das Königreich Cypern lange Zeit tributpflichtig gewesen war, habe sich nunmehr selbst gegen die Türken gewandt, ihnen drei Städte abgenommen und ihr Heer vernichtet. Er sei jetzt bereit, der Christenheit wider den Großtürken „getrulich zu helfe[n]" und sein Beispiel soll gewissermaßen die noch Zaudernden anspornen, sich am Kampfe zu beteiligen. Bei näherem Zusehen erweist sich also die „neue Zeitung" im Rahmen des „Kalenders" als eine *Steigerung* des Vorhergehenden und dies ist, wie Joachim a. a. O. gezeigt hat, durchaus nicht zufällig. Der „Türkenkalender" steht in engstem Zusammenhang mit den Zeitereignissen. Konstantinopel war gefallen, Papst und Kaiser, insbesondere dessen rühriger Kanzler Aeneas Sylvius, drängten gegenüber den lässigen Völkern und Fürsten zu einem Türkenzuge, der im April 1454 auf dem Regensburger Reichstage schließlich für das Frühjahr 1455 beschlossen wurde. Auf der Reichstagsversammlung in Frankfurt (15. Okt.), war es besonders Albrecht von Brandenburg, der sich energisch für den Feldzug einsetzte und insbesondere den Städten ins Gewissen redete, die sich durchweg ablehnend verhalten hatten. Zu dem sich wie üblich an den Reichstag anschließenden Städtetag (6. Dez.) kam nun ein „Zeitungsbrief" aus Rom an, der eben jene im Kalender in Verse gebrachte „nuwe mere" enthielt, und mit Recht sieht Joachim, der den ganzen Kalender als ein Stück „offiziöser Reichspoesie" angesprochen wissen will, auch in der „neuen Zeitung" eine von Rom ausgegangene, auf die Reichstagsversammlung berechnete *Zwecknachricht*, die allerdings etwas verspätet in Frank-

[1]) *Spahn*, Martin, Die Anfänge des Zeitungswesens in Dtsch. Lit. Ztg. XXXV Nr. 29 u. 30, 1914. (Besprechung des Buches von P. Roth, Die neuen Zeitungen in Deutschland im 15. u. 16. Jahrhundert, Preisschr. der Jablonowskischen Gesellsch. Nr. XXV der geschichtlich-ökonomischen Sektion. Leipzig 1914.

[2]) *Wyß*, Arthur, Der Türkenkalender für 1455. In: Festschrift zum 500jährigen Geburtstage von Johann Gutenberg. Im Auftr. d. Stadt Mainz hrsg. von Otto Hartwig Mainz 1900, S. 305—321.

[3]) Abgedruckt bei *Mone*, Quellensammlung der badischen Landesgeschichte, Karlsruhe 1848, I. S. 398/99 (Speiersche Chronik No. 57).

furt eintraf, doch nicht zu spät, um nicht im „Kalender“ noch Verwendung zu finden. In der Tat dürfte diese erste gedruckte „neue Zeitung“ eine *offiziöse Nachricht* darstellen, die in der Absicht, auf die flaue Reichstagsstimmung einzuwirken, redigiert worden ist. Es war — wie das bei offiziösen Nachrichten bisweilen vorkommen soll — auch weniger Wert auf die tatsächliche Richtigkeit des Inhalts gelegt worden; man hatte einigermaßen veraltete Ereignisse so gut es ging zusammengeleimt (der erwähnte Feldzug eines Fürsten von Karman[1]) gegen den Sultan lag weit zurück und für seine in Aussicht gestellte Hilfe dürfte der Wunsch der Vater des Gedankens gewesen sein), dazu mag eine gewisse Hast bei der Fertigstellung gekommen sein, kurzum, wir haben hier ein typisches Preßprodukt damaligen Offiziösentums vor uns.

[1]) Zu den Kämpfen des Fürsten von Karaman (Landschaft im südlichen Kleinasien) gegen den Sultan Mohamed II vgl. Zinkeisen's Geschichte des osmanischen Reichs (I. S. 810).

Die Frankfurter National-Versammlung und die Presse

von Dr. RICHARD LEWINSOHN-Berlin.

Das moderne politische Leben erhält sein Gepräge durch drei Faktoren: durch das Parlament, durch die Partei und durch die Presse. Das Parlament ist die effektive Macht, die Partei die organisatorische, und hinter beiden steht die Presse als die moralische Macht. Der enge Zusammenhang von Parlament und Presse einerseits und Presse und Partei andererseits liegt heute in den Zeiten des Parlamentarismus, der Listenwahl und der Parteipresse klar zu Tage. Aber auch Parlament und Presse sind historisch und psychologisch aufs engste miteinder verbunden. Beide gehen aus von gewissen naturrechtlichen Voraussetzungen, daß es ein Grundrecht jedes Menschen ist, seine Ansichtin Wort und Schrift frei zu äußern. Die Presse ist die wichtigste und notwendige Ergänzung jeder Repräsentativverfassung. Denn während der Bürger sein Recht, die Staatsgeschäfte mit zu bestimmen nur am Tage der Wahl ausübt und es dann auf Jahre hinaus dem Manne seines Vertrauens, dem Abgeordneten überliefern muß, gibt die Presse dem Volke die Möglichkeit, durch Kritik und durch neue positive Vorschläge, durch Zustimmung und durch Ablehnung fortgesetzt seinen Willen kundzutun und auf den Gang der Politik einzuwirken. Ein Parlament ohne Presse würde notwendig zur Oligarchie, zur Korruption und zu einer Geheimpolitik führen, die noch weit verwerflicher und weit gefährlicher wäre als die Geheimdiplomatie. Wir können uns schwerlich ein politisches Leben ohne Parlamente denken, ein politisches Leben ohne Presse aber wäre heute undenkbar. Eine dauernde Unterdrückung der Preßfreiheit muß daher zu einer Vergiftung der politischen Atmosphäre führen und trägt die Explosivstoffe zu gewaltsamen Entladungen mit sich.

Merkwürdigerweise hat das älteste Parlament, das englische die Bedeutung der Presse für die Reinhaltung der Politik und besonders für das parlamentarische Leben erst spät erkannt. Es rang zwar nach der Beseitigung des Stuarts im Februar 1689 der Krone in der bill of rights, die noch heute die Grundlage der englischen Volksrechte bildet, grundsäßlich die Preßfreiheit ab und ermöglichte damit erst die Entwicklung der politischen Presse. Aber für sich selbst glaubte es die veralteten Privilegien beibehalten zu müssen. Der Presse blieb es nach wie vor verboten, Parlamentsberichte zu bringen. Dieses Recht und damit vielleicht den wesentlichsten Teil der Preßfreiheit hat sich die Presse selbst erstritten. Es ist das grosse Verdienst der englischen Zeitschrift „Gentleman's Magazine“ und ihres Herausgebers Cave, daß sie allen leidigen Verfolgungen zum Troß im Jahre 1733 zum ersten Male die Parlamentsberichterstattung durchsetzte.

Ein wesentlich andereres Bild finden wir in Frankreich, wo die grosse Revolution zu gleicher Zeit Parlament und Preßfreiheit und damit eine umfangreiche politische Journalistik schafft.

Und einen dritten Typus endlich zeigt die Entwicklung in Deutschland, wo die politische Presse älter ist als das Parlament und einen wesentlichen Anteil an dem Zustandekommen des ersten deutschen Parlaments hat. Die Presse der Vormärzzeit ist einer der Träger der großen deutschen Freiheitsbewegung, die ihre Krönung und leider auch ihr einstweiliges Ende in der Frankfurter Nationalversammlung von 1848 findet.

Man pflegt als den Ausgangspunkt dieser Bewegung den berühmten § 13 der Wiener Bundes-Akte anzusehen, der Verfassungen in den einzelnen deutschen Ländern in Aussicht stellte, und speziell für Preußen die Kabinettsordre Friedrich Wilhelms III vom 22. Mai 1815, in der dem preußischen Volke für die nächste Zeit eine Nationalrepräsentation, also ein Parlament versprochen wurde. Aber weder in Preußen noch anderswo haben jemals die Machthaber eine Position aus eigenem Antriebe geräumt, sondern immer nur infolge eines mehr oder minder fühlbaren äusseren Druckes. So war denn auch seit der französischen Revolution der Wunsch nach einer Verfassung und einer Volksvertretung in allen deutschen Ländern lebendig geblieben. Und wenn die äußeren Wirren der napoleonischen Zeit und die strenge Zensur auch hemmend auf die Entfaltung der öffentlichen Meinung wirkten, so traten doch einzelne Männer auch in der Presse mutig für den Freiheitsgedanken ein.

In den Tagen der Schlacht bei Leipzig gründete Brockhaus in Altenburg seine „Deutschen Blätter“, die nach dem siegreichen Ausgang der Schlacht acht Tage später nach Leipzig übersiedelten. Hier wurde mit aller Deutlichkeit ein freiheitliches innerpolitisches Programm aufgestellt: „Anerkennung des großen Grundsatzes, daß der in einer gleichmäßigen und unabhängigen Repräsentation ausgesprochene Nationalwille die Grundlage aller Verfassungen sei, Vernichtung des Feudalismus und aller barbarischen Institutionen des Mittelalters, die der Kultur eines aufgeklärten Volkes unwürdig seien, Vernichtung der Einschränkung der Gewerbefreiheit, eine einfache, klare, konsequente innere Verfassung, Vernichtung der Prärogative einer geschlossenen Aristokratie. Publizität vorzüglich in den Bugets, Absonderung des Staatsschatzes von der Zivilliste und das Palladium von alle diesem, die Preßfreiheit“. Parlament und Preßfreiheit waren also von Anfang an das A und O der Freiheitsbewegung.

In demselben Sinne wie das Brockhaus'sche Blatt, aber noch mit sichtbarerem Erfolge wirkte der „Rheinische Merkur“, den Görres seit dem Januar 1814 in Koblenz herausgab. In den Rheinlanden stand eigentlich die Wiege der deutschen Freiheitsbewegung. Hier war man durch die Revolutionsheere, durch die französische Besatzung und durch den Code Napoléon, der ja nur eine einheitliche Zusammenfassung der Revolutiongesetzgebung war, mit dem Geiste der französischen Freiheitsidee vertraut; hier in den westrheinischen Städten, in Trier und Koblenz, in Bonn und Köln, in den Kreisen, in denen der junge Marx heranwuchs, aus denen Ludwig Simon, der größte Redner

der Paulskirche, aus denen so viele Führer von 1848 stammten, herrschte schon ein reges Interesse für politische Dinge, als es in den schöngeistigen Salons von Berlin noch nicht für fair galt, sich mit Politik zu befassen. Und hier war auch am ehesten der Boden für eine geistig hochstehende politische Zeitung. Görres „Rheinische Merkur" wurde schnell das Blatt der gebildeten Liberalen. Görres hoffte, daß die Freiheitskriege Deutschland auch die Einheit und die innere Freiheit bringen würde. Aber diese Hoffnung wurde enttäuscht. „Die Völker sind leer ausgegangen", rief er, als das Ergebnis der Wiener Bundes-Akte bekannt wurde. Von nun an galt sein Kampf vor allem der preußischen Reaktion und den Berliner Hofkreisen, in denen er den gefährlichsten Feind der Deutschen Einheit und Freiheit sah. Görres war auch einer der ersten, der die Notwendigksit einer starken einflußreichen politischen Presse für die Entwicklung des Volksganzen anerkannt hat. Im Sommer 1814 bereits schrieb er: „Da Deutschland endlich wieder eine Geschichte gewonnen, da es in ihm zu einem Volke gekommen, zu einem Willen und zur öffentlichen Meinung, wird es sich wohl fügen, daß es Zeitungen erhält, die mehr sind als der magere geist- und kraftlose Index dessen, was geschehen .... So weit hat sich Deutschland jetzt entwickelt, das sollen die Zeitungen verstehen, sie sollen sich würdig machen, daß das Volk als seine Stimmführer sie achte und erkenne, und sie werden ein ehrenvoll und gesegnet Amt verwalten... Tribunen, sollen sie die große Mehrheit vertreten, sie sollen der Mund des Volkes und das Ohr des Fürsten sein."

Den freimütigen Ton Görres duldete man in Berlin nicht lange. Im Januar 1816 wurde der „Rheinische Merkur" durch Königliche Kabinettsordre verboten, und ebenso erging es den kleineren freiheitlichen Blättern am Niederrhein. Auch Brockhaus wurde im März desselben Jahres durch die unaufhörlichen Drangsalierungen der Zensur gezwungen, seine „Deutschen Blätter" eingehen zu lassen. Die Reaktion, die sich, solange sie die Allmacht Napoleons fürchtete, immer noch einiger Zurückhaltuug befleißigte, erhob sich nun, unter der Ägide Metternich's wie der kühner denn je, und die Bewegungsfreiheit der Presse wurde immer mehr beschränkt. Es kam das Wartburgfest, es folgte das Attentat des Studenten Sand auf den russischen Spitzel Kotzebue, und nun hatte Metternich und seine Berliner Verbündeten einen willkommenen Anlaß, die Bestrebungen der deutschen Jugend nach einer Verfassung, einem Parlament und Preßfreiheit gewaltsam zu unterdrücken. Im Sommer 1819 traf Metternich in Teplitz mit Friedrich Wilhelm III zusammen. Wenn seine Majestät entschlossen sei, sagte Metternich, keine Volksvertretung in seinem Staate einzuführen, der sich weniger als irgend ein anderer hierzu eigne, so sei die Möglichkeit der Hilfe vorhanden. Sonst bestehe keine andere. Und der König, der vier Jahre vorher ausdrücklich eine Nationalrepräsentation für die nächste Zeit in Aussicht gestellt hatte, antwortete: „Das war bereits meine Idee, trachten Sie, die Leute schriftlich zu binden." Metternich und sein ergebener Berater, der Journalist Gentz, machten von dieser Vollmacht, die sie von Preußen bekommen hatten, in den Karlsbader Beschlüssen im September 1819 ausgiebig Gebrauch. Die berüchtigte Untersuchungskommission wurden eingesetzt, die Ungewißheit über den Sinn und die daraus entspringenden Mißdeutungen des § 13 der Bundes-Akte, wie es schamhaft hieß, sollten behoben werden, ebenso die anerkannten Gebrechen des Schul- und Universitätswesens und, was das Wichtigste war: schärfste Maßregeln gegen den Mißbrauch der sogenannten Preßfreiheit wurden festgesetzt, strengste Zensur für alle periodischen Blätter und überhaupt Schriften, die weniger als 20 Druckbogen zählten. Die Karlsbader Beschlüsse waren für alle Staaten des Deutschen Bundes verbindlich, und die einzelnen Landesregierungen wurden kategorisch für ihre Befolgung verantwortlich gemacht. So war denn auch in den kleineren Staaten wie in Sachsen-Weimar, wo der Großherzog Karl August als erster deutscher Fürst das Versprechen der Verfassung und der Preßfreiheit eingelöst hatte und ein rühriges „Oppositionsblatt" für die freiheitliche Bewegung eintrat, jedes freie Wort unmöglich gemacht. Preußen brauchte nicht viel zu ändern, um den Karlsbader Beschlüssen gerecht zu werden. Im November 1819 erließ es zwar ein neues Zensuredikt, das sich aber im wesentlichen mit dem noch immer in Kraft befindlichen Wöllner'schen Zensuredikt von 1788 deckte und sich nur durch die Einsetzung eines Ober-Zensur-Kollegiums auszeichnete.

Nun begann die große Leidenszeit der deutschen Presse, die mit geringen oder nur vorübergehenden Milderungen bis zur Revolution von 1848 währte. Es war die Leidenszeit aber es war auch das Heroenzeitalter der deutschen Presse. Die Männer, die damals in Wort und Schrift gegen den Geist Metternichs ankämpften, standen dafür mit ihrem Leben und ihrer persönlichen Freiheit, mit ihrer wirtschaftlichen Existenz und ihrem Hab und Gut ein, und sie bewiesen dabei einen Opfermut, wie wir ihn in Deutschland vielleicht nur noch in der Zeit des Sozialisten-Gesetzes und bis zu einem gewissen Grade wohl auch in der Unentwegtheit der Linksradikalen unter der Ära Noske erlebt haben. In der Zeit der größten Unterdrückung und nicht erst, wie in Frankreich, in den Tagen der Revolution, ist in Deutschland die politische Presse geboren worden.

Die Bedeutung, die die Presse des Vormärz für die Ausbreitung der deutschen Freiheitsbewegung gehabt hat, ist, glaube ich, von den meisten Historikern unterschätzt worden. Das äußere Bild, das die Vormärzpresse bietet, ist freilich dürftig, weil es noch keine große Presse im modernen Sinne gab, Zeitungen, die an wenigen Orten des Reiches konzentriert, ausgerüstet mit einem großen Apparat, einen gewaltigen Leserkreis an sich binden. Dazu fehlten damals noch alle Voraussetzungen: die technischen Hilfsmittel die wirtschaftliche Kraft, die Preßfreiheit und, was das Wichtigste ist, ein politisch interressiertes Publikum. Dem deutschen Spießbürger mußten erst die Augen geöffnet werden, er mußte erst lernen, die Dinge außerhalb seiner vier Pfähle überhaupt zu beachten. Das war ein schwieriges Erziehungswerk, das die Presse der Vormärzzeit eingeleitet und um ein tüchtiges Stück gefördert hat. Eine mühsame Kleinarbeit war notwendig. Die Vormärzpresse war dezentralisiert. Die großen Landeshauptstädte, Berlin und Wien waren der schlechteste Boden für die freiheitliche Presse, denn hier war die Zensur den Herausgebern am ehesten auf den Fersen. Die besten und politisch regsamsten und wirksamsten Blätter erschienen daher häufig in kleineren Orten, wo gerade ein mutiger Mann seine Zelte aufgeschlagen hatte. Denn das Ckarakteristikum der Vormärzpresse ist gerade, daß sie nicht an bestimmte Städte gebunden ist, sondern an bestimmte Persönlichkeiten.

In diesen Jahrzenten entsteht in Deutschland der Beruf des Journalisten oder, wie sie sich lieber und auch richtiger nannten, des Publizisten. Denn die Betätigung dieser Männer ist nicht beschränkt auf Tagesschriftstellerei, sondern auf die mannigfaltigste Art, in Büchern und Broschüren, in Zeitschriften und Zeitungen, in Zirkeln und Vereinen suchen sie auf die Öffentlichkeit einzuwirken. Es sind fast durchweg geistig hochstehende, gründlich gebildete Männer, die aus den verschiedensten Berufen hervorgegangen sind und auch noch, wenn die publizistische Tätigkeit zum Lebensunterhalt nicht ausreicht, in einem anderen Berufe tätig sind. Aber es bildet sich hier doch allmählig ein neuer Beruf heraus. Bisher galt die Journalistik entweder als bloße Nebenbeschäftigung oder als Durchgangsstadium, die Stellung bei einer Zeitung als ein unliebsamer Notbehelf. So fand z. B. Hegel, nachdem er 1807 die Jenaer Professur aufgeben mußte, Unterkunft als Redakteur der „Bamberger Zeitung". Jetzt entsteht ein neuer Typus des Journalisten, der in dem Wirken für die Öffentlichkeit auch seinen wirklichen Beruf erblickt. Zahlreiche dieser Männer finden wir später als Mitglieder der Frankfurter Nationalversammlung wieder.

Die äußere Entwicklung der Presse unter den Fesseln der Karlsbader Beschlüsse läßt sich leicht überschauen. Das

politische Leben zwischen 1819 und 1848 erhält dreimal von außen starke freiheitliche Impulse: das erste Mal durch die französische Julirevolution von 1830; eine zweite liberale Welle geht zehn Jahre später über Deutschland, als in Frankreich das konservative Ministerium Guizot von dem liberalen Thiers abgelöst wird und ungefähr gleichzeitig Friedrich Wilhelm IV den preußischen Thron besteigt; und ein dritter Ansturm endlich kommt von der Pariser Februarrevolution, die dann unmittelbar den Anstoß zum Ausbruch der deutschen Revolution gibt.

Die erste Periode, von 1819—1830, ist auch für die Presse die dunkelste. Unter dem ersten Eindruck der Karlsbader Beschlüsse und der daran anschließenden berüchtigten Demagogenriechereien stagniert das ganze politische Leben. Nur wenige mutige Männer, wie der geniale Brockhaus, der im Gegensatz zu dem geschäftstüchtigeren, aber biegsameren Cotta zu keinerlei Kompromiß geneigt war, verfochten allen Androhungen zum Trotz und unter materieller Einbuße in der Presse die liberale Idee. Die kleine politische interessierte Oberschicht suchte die Öde, die das deutsche Zeitungswesen aufwies, dadurch auszufüllen, daß sie französische Blätter las. Gegen 1500 Pariser Zeitungen wurden ausgangs der 20er Jahre in Preußen gehalten, eine sehr erhebliche Menge, wenn man bedenkt, daß selbst die größten deutschen Zeitungen damals nur in wenigen tausend Exemplaren erschienen.

Eine wesentliche Änderung bewirkt die Pariser Julirevolution mit der Absetzung des Königs Karl X. Den deutschen Regierungen, besonders den süddeutschen, fuhr der Schreck ganz gehörig in die Glieder. Sie beeilten sich, wenn auch nicht mit Reformen, so doch wenigstens mit erneuten Versprechungen. In Baden kam es sogar für einige Monate wirklich zur Aufhebung der Zensur. Aber als Metternich sah, daß die Deutschen zwar ein wenig schimpften, aber doch friedlich in den Häusern blieben, nahm er alle Versprechungen reumütig zurück. Nach Vereinbarung mit Preußen wurden vom Bundestag im Juni 1832 „zur Bändigung der Revolution", wie Metternich sagte, sechs Artikel erlassen, durch die den freiheitlichen Bestrebungen ein für alle Mal ein Ende gemacht werden sollte. Das erste und wichtigste war die völlige Unterdrückung der öffentlichen Meinung. Es begann nun eine Schreckensherrschaft der bundesstaatlichen Regierungen gegenüber der Presse, gegen die die Drangsalierungen der 20er Jahre wahrhaft milde waren. Es häuften sich die Todesurteile gegen die politischen Verbrecher, d. h. gegen die Männer, die es wagten, die Regierungen an ihre Versprechungen zu erinnern, und nur der fürstlichen Gnade hatten sie es zu verdanken, daß sie mit lebenslänglicher Festungsstrafe davon kamen. Man braucht nur an das Schicksal Fritz Reuters zu erinnern. Zahlreiche Journalisten wanderten in die Gefängnisse, und manche bedeutenden Talente gingen durch die jahrelange Einkerkerung körperlich und geistig zugrunde. Trotz aller dieser Zwangsmaßnahmen gelang es aber den Regierungen doch nicht mehr, den neuen Geist zu bannen. Die Zeitungen und Zeitschriften nahmen in den folgenden Jahren an Zahl und Verbreitung außerordentlich zu. Einige der Gründungen aus der Metternichzeit, wie der Graudenzer „Gesellige", die „Breslauer Zeitung", haben sich bis heute gehalten, freilich waren es gerade die Blätter, deren größte Tugend die Vorsicht war. Denn auch die Geschichte des Zeitungswesens lehrt, daß im Kampf ums Dasein nicht eben die Mutigsten und geistig am höchsten Stehenden sich behaupten, sondern die Anpassungsfähigsten. Die Blätter, die ohne Umschweife für die Freiheit und Einheit Deutschlands eintraten, wie die „Mannheimer Abendzeitung", Wirth's „Tribüne", die „Leipziger Allgemeine Zeitung" und die bedeutendste Zeitschrift der 30er Jahre, Ruge's „Hallische Jahrbücher" fielen nach wenigen Monaten oder höchstens nach einigen Jahren der Zensur zum Opfer. Aber an die Stelle der verbotenen traten immer wieder neue.

Die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV im Jahre 1840 enttäuschte zwar sehr bald die Hoffnungen, die man auf den „genialen Kronprinzen" gesetzt hatte. Die Reaktion blieb unverändert am Ruder. Aber durch die Amnestie, die Friedrich Wilhelm IV bei seiner Thronbesteigung den wegen politischer Verbrechen Verurteilten gegeben hatte, kam doch eine neue Schwungkraft in die Freiheitsbewegung. Die Festungsgefängnisse, in die man die unbotmäßigen Journalisten gesteckt hatte, öffneten sich, und zahlreiche Männer, die wegen politischer Vergehen ins Ausland, nach Frankreich oder Belgien geflüchtet oder verbannt waren, durften zurückkehren. Der Kräftezuwachs machte sich bald im öffentlichen Leben bemerkbar. Dazu gesellten sich aus der Schule Hegels immer mehr Jünger der politischen Bewegung zu, in dem sie die Lehre ihres Meisters ins Revolutionäre umwandten. So erfuhr im Anfang der 40er Jahre die Presse wieder einen neuen Aufschwung. Die wichtigste Neugründung, neben der Cotta'schen „Augsburger Allgemeinen Zeitung" vielleicht das geistig bedeutsamste Blatt der ganzen Epoche, war die „Rheinische Zeitung", die im Januar 1842 in Köln gegründet wurde. Ihr erster Redakteur Rutenberg wurde nach einigen Monaten durch Karl Marx ersetzt, der die Redaktion bis zur Unterdrückung des Blattes im März 43 leitete. Denn die hohen Herrn in Berlin ließen nicht mit sich spaßen. Bald häuften sich wieder die Verbote, Haftbefehle, Landesverweisungen. Die letzten Jahre vor der Revolution zeigen in der Presse wieder ein ziemlich trübes Bild. Aber in Vereinen und Versammlungen, die nun immer häufiger werden, lebten die Freiheitsbestrebungen fort.

In den Regierungen aber verkennt man nach wie vor die Bedeutung der ganzen Bewegung. Man glaubt auch weiterhin mit Polizeimaßnahmen oder mit patriarchalischem Zureden den Strom aufhalten zu können. So ist man denn völlig überrascht und kopflos, als die Nachricht von der französischen Februarrevolution eintrifft. Das Publikum wird über die Vorgänge in Paris durch spaltenlange Berichte der Zeitungen genau informiert, wie denn überhaupt die Pariser Berichterstattung im Vormärz vorzüglich ist und viel weniger unter der Zensur zu leiden hat als die innerdeutsche. Und nun bricht sich in Deutschland die Bewegung aller Orten Bahn. Die Regierungen versuchen noch im letzten Augenblick durch Zugeständnisse die drohende Revolution abzuwenden. Selbst die Bundesversammlung in Frankfurt gibt ihr teuerstes Besitztum, das sie drei Jahrzehnte hindurch wohlbewahrt hat, frei: am 2. März ermächtigt sie die Einzelstaaten, die Zensur aufzuheben. Die Freie Stadt Frankfurt macht sofort davon Gebrauch. In den nächsten Tagen folgen mehrere mittel- und süddeutsche Regierungen. Nur die Großstaaten zögern noch. Aber die Methoden von 1830 versagen. Am 13. März wird in Wien Metternich gestürzt und am folgenden Tage die Zensur aufgehoben. Auch in Berlin wird es von Tag zu Tag unruhiger. Die Berliner Zeitungen, die „Vossische" und die „Spenersche", versuchen vergeblich, das Publikum zu beschwichtigen. Am Sonnabend, den 18. März, dem Tage der Barrikadenkämpfe, wird der Erlaß über die Aufhebung der Zensur bekannt, den Friedrich Wilhelm IV tags zuvor gegeben hat. Aber die Explosion ist nicht mehr zu verhüten.

Nachdem die Revolution nun einmal Ereignis geworden ist, wagen sich auch die Vorsichtigen und Zaghaften hervor. Alle, hinauf bis zu den Konservativen, stellen sich plötzlich auf den Boden der Tatsachen. In Berlin herrscht helle Begeisterung. Die Geschichtsschreibung, die sich nicht mit der Geschichte der Völker, sondern nur mit der Geschichte der Regierungen beschäftigt, pflegt meistens diese Tage grau in grau zu malen: als ein Chaos, als ein verzweifeltes Durcheinander von Ordres und Contreordres. Das Bild, das man aus den Zeitungen bekommt, ist das genaue Gegenteil davon. Überall ist man erfüllt von stolzer Genugtuung über das Erreichte und von einer grenzenlosen Hoffnungsfreudigkeit, und es entspricht gewiß der allgemeinen Stimmung, wenn die „Vossische Zeitung" am 20. März zu Ehren der neuen Preßfreiheit ein „Extrablatt der Freude" herausgibt. Viele Blätter, die „Spenersche Zeitung", damals die journalistisch beste Zeitung Berlins, die „Kölnische Zeitung" und auch kleinere Provinzzeitungen geben programmatische Erklärungen ab, in denen sie begeistert für

die deutsche Einheit und Freiheit, für Verfassung und Parlament eintreten.

Aber während man noch in Preußen den ungewohnten Reiz der Preßfreiheit auskostet und sich in schönen und verheißungsvollen Worten ergeht, haben im Badenschen ein paar Männer den entscheidenden Schritt getan, um das Wort vom einigen und freien Deutschland zur Tat werden zu lassen. Über den Weg ist man sich längst klar; es gibt nur einen: die vom ganzen Volke gewählte verfassunggebende Nationalversammlung.

Die Entstehung des Frankfurter Parlaments, dessen Einzelheiten noch immer nicht genau bekannt sind, erfolgte spontan auf echt revolutionärer Art. Am 5. März bereits hatten sich in Heidelberg, wie das schon in den letzten Jahren in anderen Städten der Fall gewesen war, 51 hervorragende, meist süddeutsche liberale Männer versammelt, um über die politische Neugestaltung Deutschlands zu beraten. Man beschloß, selbst die Einberufung eines deutschen Parlamentes in die Hand zu nehmen. Ein Siebener-Ausschuß wurde eingesetzt, der die Grundlagen einer deutschen Verfassung entwerfen und die weiteren Vorbereitungen treffen sollte. Die Zeitungen nehmen davon kurz Notiz. Aber erst als der Siebener-Ausschuß „alle früheren oder gegenwärtigen Ständemitglieder und Teilnehmer an gesetzgebenden Versammlungen in allen deutschen Ländern“ sowie andere hervorragende und politisch bewährte Männer aufforderte, sich in Frankfurt einzufinden, wird die Öffentlichkeit auf den Plan aufmerksam. Am 31. März wird, von der Bevölkerung festlich empfangen, in der Paulskirche in Frankfurt das sogenannte Vorparlament eröffnet. Aber noch am Tage vorher hatte die Bundesversammlung, die seit den Vorgängen in Wien und Berlin außerordentlich volksfreundlich geworden war, eine Bestimmung über die Wahl zur Nationalversammlung erlassen, wonach gemäß den Verfassungen der Einzelstaaten auf je 70000 Einwohner ein Abgeordneter gewählt werden sollte. Das Vorparlament setzte nach heftigen Auseinandersetzungen, in denen die Gegensätze zwischen einer republikanisck-demokratischen Minorität und einer monarchistisch-konstitutionellen Majorität schon scharf aufeinander stießen, als Wahlmodus durch, daß jeder selbständige volljährige Staatsangehöriger aktives und passives Wahlrecht besitze und auf je 50000 Köpfe ein Abgeordneter gewählt würde. Die Ausführungsbestimmungen wurden den Einzelstaaten überlassen. Ferner sollte bis zum Zusammentritt des neuen Parlaments ein Ausschuß von 50 Mitgliedern des Vorparlaments weiter tagen.

Über die Sitzungen des Vorparlaments wie die des 50er Ausschusses berichteten die größeren Zeitungen ausführlich. Aber das Interesse für die Frankfurter Aktion nahm im Laufe des April eher ab als zu. Der große einheitliche Schwung, den die Bewegung in den Märztagen hatte, verlor sich bald, als man daran ging, die im Sturm errungenen Freiheiten zu sichern und gesetzlich auszubauen. Der Stand der Dinge war aller Orten verschieden, in einem Staate hatte man mehr erreicht als im anderen, und so traten die lokalen oder die einzelstaatlichen Interessen wieder mehr in den Vordergrund. Der Partikularismus, der mit der Reaktion zugleich beseitigt zu sein schien, erhob sich wieder in Berlin wie in München und in Mainz, wo sich der junge Redakteur Ludwig Bamberger, der spätere Parlamentarier der Bismarckzeit, durch sein offenes Bekenntnis zum deutschen Einheitsstaat höchst unbeliebt machte. In Preußen war die Situation besonders verwickelt durch den alten Hegemoniestreit. Soll Preußen in Deutschland aufgehen oder Deutschland in Preußen, das war die Frage. Von dem Frankfurter Parlament befürchtete man, daß es Süddeutschland und vor allem Österreich das Übergewicht in Deutschland geben würde. Von der Berliner Presse war die „Spenersche Zeitung“ stark partikularistisch gesinnt, die „Vossische Zeitung“ erhielt sich indifferent, und nur die seit dem ersten April 1848 erscheinende „National Zeitung“ vertrat energisch den Einheitsgedanken. Bezeichnend für die Stimmung der partikularistischen Kreise ist der Leitartikel, den die „Spenersche Zeitung“ am Vorabend der Eröffnung der Frankfurter Nationalversammlung brachte: „Man schaue sich“, heißt es darin, „doch nur in den Volksversammlungen, in der Presse aller Provinzen Preußens um und frage sich ernstlich, ob die Aufregung der Parteien mehr der Berliner oder der Frankfurter konstituierenden Versammlung gilt, ob dem Ministerium Camphausen oder den 17 Vertrauensmännern und dem Fünfziger-Ausschuß, ob Berlin oder Frankfurt als diejenige Hauptstadt angesehen wird, von welcher aus unser Geschick entschieden werden soll? Und wo werden denn in der Tat die Angelegenheiten des künftigen politischen und sozialen Lebens eines großen Reiches, das nun einmal ein Federzug aus der europäischen Famlie nicht streichen kann, tatsächlich verhandelt: in Berlin oder in Frankfurt? Welche von beiden Städten ist denn nun Deutschlands Hauptstadt? Kein Reichstag, kein Reichsministerium wird die alte Reichsstadt stadt an der Westgrenze des Vaterlandes zur Weltstadt machen, was sie doch sein muß, wenn sie in Wahrheit Hauptstadt eines großen Reiches sein soll.“

Hier wird also ganz scharf die Alternative Berlin oder Frankfurt gestellt. Die preußischen Wähler hatten zur gleichen Stunde ihre Stimme für das Berliner und für das Frankfurter Parlament abzugeben, denn das preußische Wahlgesetz hatte die Urwahlen zur preußischen wie zur deutschen konstuierenden Versammlung — in Preußen wie in den meisten andern Staaten war die Wahl indirekt — auf den 1. Mai anberaumt. Trotz der erheblichen Meinungsverschiedenheiten, die in den grundlegenden politischen Fragen innerhalb der Wählerschaft bestanden, wurde der Wahlkampf im allgemeinen ohne große Heftigkeit geführt. Die Art der Auswahl war das gerade Gegenteil von unserer heutigen Methode. Während das System der gebundenen Listen die Wahl entpersönlicht und der Wähler nur noch Parteiprogramme wählt, nicht mehr den Mann seines Vertrauens, war die Wahl von 1848 noch eine wirkliche Repräsentativwahl. Man ordnete die Persönlichkeiten zu seiner Stellvertretung ins Parlament ab, denen man das größte Vertrauen entgegen brachte. Daher wurden denn auch die bedeutensten Männer, die Deutschland aufzuweisen hatte, oder aber die Männer, die sich im Orte des größten Ansehens erfreuten, der Amtsmann, der Bürgermeister, der Richter, der Advokat, der Arzt, der Pfarrer nach Frankfurt entsandt. Der Wahlkampf selbst, spielte sich hauptsächlich in den Wahlversammlungen ab, in denen die Kanditaten sich vorstellten und nach ihrer Stellungnahme zu diesem oder jenem Problem gefragt wurden. In der Presse spielte der Wahlkampf, an dem jetzigen Zustand gemessen, nur eine geringe Rolle. Nur in den damals sehr beliebten „Eingesandts“, die die Einsender selbst bezahlen und verantworten mußten, gaben die Wähler, häufig in poetischer Form, ihrer Meinung Ausdruck. Die Redaktionen enthielten sich der Propaganda für bestimmte Kanditaten. Sie betonten ausdrücklich, daß das Volk endlich frei und unbeeinflußt seine Repräsentanten erwählen sollte. Der Wahl wegen erschienen am 1. und 2. Mai die Berliner Zeitungen nicht.

Am selben Tage, an dem in Preußen die Wahlen stattfanden, versammelten sich im alten Kaisersaal des Frankfurter Römers bereits die ersten Abgeordneten und ließen, wie es in einem Bericht der „Spenerschen Zeitung“ hieß, „den Beschlüssen des Vorparlaments ihr Recht widerfahren.“ Am 18. Mai fand die feierliche Eröffnung der Nationalversammlung in der Paulskirche statt. 330 Abgeordnete waren anwesend und Ende des Monats waren fast 500 Vertreter des deutschen Volkes versammelt.

Wie setzte sich nun die Versammlung zusammen? Es ist bereits gesagt worden, daß man allenthalben die anerkannten Kapazitäten ins Parlament entsandt hatte, also in erster Linie die Universitätsprofessoren, die damals und vielleicht nicht mit Unrecht im Volke eine weit größere Autorität besaßen als heute, daneben aber die Honoratioren des gebildeten Bürgerstandes, die Angehörigen der freien akademischen Berufe und in sehr großer Anzahl Richter und höhere Beamte. Die letzten hatten der Zahl nach, die Professoren, „die größten deutschen Revolutionäre“, wie sie 30 Jahre vorher Metternich genannt hatte, ihrem

Einfluß nach die erste Stellung inne. Aber auch der neue Beruf des Journalisten nahm unter dem Abgeordneten der Paulskirche einen wichtigen Platz ein. Wie stark die Presse in der Frankfurter Nationalversammlung vertreten war, läßt sich zahlenmäßig schwer angeben. Vier Abgeordnete hatten sich als Schriftsteller, zwei als Literaten, zwei als Publizisten und zwei als Redakteure bezeichnet. Aber unter den anderen Berufskategorien und unter den 116 „Berufslosen" befand sich eine Reihe von Männern, die wir sehr wohl als Journalisten ansehen können. So hat sich Robert Blum, der Typus des 48er Publizisten offiziell als Buchhändler bezeichnet. Die Journalisten in der Paulskirche gehörten vorwiegend der Linken an. Zu Beginn der Verhandlungen freilich konnte man von einer Linken und einer Rechten des Parlaments kaum reden. Markante Persönlichkeiten scharten einen kleinen Freundeskreis um sich, und erst allmählig schälten sich die einzelnen Parteien heraus. Die Gleichgesinnten fanden sich innerhalb und auch außerhalb der Paulskirche zusammen, und es ist charakteristisch für diese Art per Parteigenesis, daß die einzelnen Fraktionen sich auch späterhin nach den Gasthäusern benannten, in denen ihre Zusammenkünfte stattfanden.

Durchwandern wir nun die Parteien der Paulskirche von links nach rechts, so begegnen wir gleich auf der äußersten Linken einem der bekanntesten Journalisten der Vormärzpresse. Arnold Ruge, der Herausgeber der „Hallischen Jahrbücher", war der Führer der radikalen Demokraten, die sich im „Donnersberg" zusammenfanden. Der Lebensgang Ruges ist typisch für die Schicksale der Freiheitskämpfer der Metternichzeit. Er ist geboren im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhundert, empfing eine sorgfältig akademische Vorbildung, wurde als Student in die Burschenschaftsbewegung verwickelt, als Mitglied des „Jünglingsbundes" zu einer langen Festungsstrafe verurteilt und saß 6 Jahre im Gefängnis, bis er im Jahre 1830 begnadigt wurde. Er widmete sich nun freien wissentschaftlichen Studien und habilitierte sich in Halle für Philosophie. Durch die Beschäftigung mit Hegel wurde er wieder politischen Problemen zugeführt. 1837 ging er mit seinem Freunde Echtermeyer an die Gründung einer neuen Zeitschrift, die der Sammelpunkt den neuen kulturellen, und politischen Bestrebungen sein sollte. In der Tat wurden auch die „Hallischen Jahrbücher für Kunst und Wissenschaft", die Ruge seit dem ersten Januar 1838 herausgab, bald zu einem Brennpunkt des geistigen Lebens. Die bedeutensten Köpfe des damaligen wissentschaftlichen Deutschlands, Droysen und Kugler, Jakob Grimm und Friedrich Theodor Vischer, David Friedrich Strauß und Ludwig Feuerbach zählten zu den Mitarbeitern, aber die geistreichen polemischen Aufsätze Ruges drückten doch dem Blatte seinen Stempel auf. Es erschien, wie die Brockhausschen „Blätter für die literarische Unterhaltung", täglich, 1—2 Bogen stark. Es war also mehr ein Zwischending von Zeitschrift und Zeitung, eine leider heute fast ausgestorbene Gattung eines geistig hochstehenden Tageblattes, das unbeschwert von Allerweltsnachrichten dem Leser täglich bedeutsame Beiträge zu den Zeitfragen bietet. (Das einzige heutige Blatt dieser Art, der rote „Tag" hat sich mangels jeder persönlichen Note eine ähnliche Stellung nicht erwerben können, und der letzte ähnliche Versuch, Wilhelm Herzogs „Republik" ist an der Berliner Zensur von 1919 gescheitert). Der scharfe kritische Ton, der auch vor den pietistischen Lieblingen des Berliner Hofes nicht halt machte, mußte notwendigerweise den Zensor auf den Plan rufen. Ruges Blatt, das er seit 1841 in Dresden als „Deutsche Jahrbücher" erscheinen ließ, wurde in Preußen verboten und im Januar 1843 machte die Polizei ihm ein endgültiges Ende. Ruge wandte sich nun nach Paris, gab dort mit Karl Marx zusammen die „Deutsch-französischen Jahrbücher" und, da es nicht gelang, diese über die deutsche Grenze zu schaffen, gemeinsam mit Engels, Marx und Börnstein den „Vorwärts" heraus. Die preußische Regierung veranlaßte aber in Paris das Verbot des „Vorwärts" und die Ausweisung seiner Redakteure. Ruge kehrte nach Deutschland zurück und lebte zunächst ziemlich zurückgezogen. 1848 wurde er in Breslau zur Nationalversammlung gewählt. Unter den Männern der äußersten Linken gewann er rasch die führende Stellung, schied aber enttäuscht über die unrevolutionäre Haltung der Nationalversammlung bald aus, um in Leipzig und dann in Berlin eine neue politische Zeitung, „Die Reform", herauszugeben. Mit dem Siege der Reaktion verschwand auch dieses Blatt; es wurde, wie man mit Anspielung auf den Berliner Militärgewaltigen von 1848 sagte, „gewrangelt". Ruge ging darauf nach Frankreich zurück und später nach England, und in seinen alten Tagen wurde er noch ein begeisteter Anhänger Bismarcks. Er hat selbst seine Jugendgeschichte in einem zu Unrecht vergessenen satirischen Roman „Der Novellist" geschildert.

Neben Ruge war der bedeutendste Publizist der äußersten Linken Julius Fröbel. Fröbel, ein alter Freund und Kampfgefährte Ruges, war, vom heutigen Standpunkt aus gesehen, vielleicht die modernste Persönlichkeit der Paulskirche. Während Ruge der doktrinäre Verfechter des sozialistisch gefärbten, radikal demokratischen Gedankens war, wie ihn die Junghegelianer in den 30er Jahren entwickelt hatten, war Fröbel einer der Führer der aufkommenden deutschen Arbeiterbewegung. Ruge war im Grunde ein Theoretiker, der wohl auf eine geistige Oberschicht einen beträchtlichen Einfluß ausüben konnte, aber weder ein Mann der Tat noch ein Mann des Volkes. Fröbel war in großzügiger Agitator, der mit sicherem Instinkt erkannt hatte, daß die Träger einer sozialen Revolution nur die sozial am meisten Bedrückten sein könnten, und der zur Verwirklichung seiner sozialistischen Ideale auch nicht von der Anwendung der rohen Gewalt zurückschreckte. Auch er war dabei ein hochgebideter Mann und war — ein Neffe des berühmten Pädagogen Fröbel — in jungen Jahren in Zürich Universitätsprofessor für Geographie und Mineralogie geworden, wandte sich aber mehr und mehr dem politischen Leben der Schweiz zu. Als dort vorübergehend die reaktionäre Partei ans Ruder kam, gab er seine Professur auf und widmete sich nun ganz der Poltik. Mit Ruge und anderen zusammen begründete er iin Zürich das „Literarische Comptoir", das ein Sammelpunkt für die politisch Verfolgten wurde und ungefähr dieselbe Rolle einnahm, wie während des Weltkrieges der Züricher Verlag von Rascher. Daneben redigierte Fröbel den „Schweizerischen Republikaner" eines der ersten politischen Blätter der Schweiz. Als der Bundestag 1846 seinen ganzen Verlag verbot, kehrte Fröbel nach Deutschland zurück und entfaltete nun eine reiche schriftstellerische und agitatorische Tätigkeit. Kurze Zeit gab er in Mannheim die „Deutsche Volkszeitung" heraus, die damit endete, daß der Verleger wegen Abdruckes eines Republikaner-Liedes noch im April 1848 wegen Hochverrats angeklagt wurde. Als in der Pfingstwoche des Jahres 48 sich die radikalen Republikaner aus allen Teilen Deutschlands in Frankfurt zum Demokratenkongreß zusammen fanden, wurde Fröbel zum Präsidenten des Kongresses gewäht. Der geistige Mittelpunkt dieser radikalen antiparlamentarischen Bewegung war die „Neue Rheinische Zeitung", die Marx und Engels seit dem 1. Juni 48 in Köln herausgaben und deren Vertreter auch auf dem Frankfurter Kongreß den Ton angaben. Fröbels Umsicht gelang es, diese Versammlung, die sich in schärfste Opposition gegen die Paulskirche stellte, wenigstens leidlich in parlamentarischen Grenzen zu halten. Im August wurde dann Fröbel selbst in die Nationalversammlung gewählt und nahm bald auf der äußersten Linken eine führende Stellung ein. In den Novembertagen ging er mit Blum als Vertreter der Linken zur Vermittlung bei dem dortigen Aufstand nach Wien. Und während Blum die Fahrt mit dem Tode büßen mußte, konnte Fröbel heil nach Frankfurt zurückkehren.

Die Nachbarpartei des „Donnersberges" war der Club des „Deutschen Hofes". Auch hier hatte ein Publizist die Führung. Denn Robert Blum können wir trotz seiner mannigfachen Berufe — er war Gürtler-, dann Klempnergeselle, Theatersekretär und schließlich Verlagsbuchhändler — zu den Männern der Presse rechnen. Nachdem er bereits zahlreiche politische Aufsätze in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht hatte, übernahm

er zusammen mit dem späteren Mitglied der Nationalversammlung Günther die Redaktion der „Sächsischen Vaterlandsblätter“, in denen er mutig für Verfassung und Preßfreiheit, für die Reform der katholischen Kirche und besonders für die politisch Verfolgten eintrat. Das zweite Blatt, das Blum leitete, war die „Deutsche Reichstagszeitung“, die er zusammen mit Günther und Schaffrath, beides Mitgliedern des „Donnersberges“, seit dem Mai 48 in Frankfurt bis zu seinem tragischen Tode herausgab.

(Fortsetzung folgt.)

Die „Lübeckischen Anzeigen“.

Im Jahre 1901 begingen die „Lübeckischen-Anzeigen“ das Fest ihres 150jährigen Bestehens als eine der wenigen Tageszeitungen, die sich aus einem um die Mitte des 18. Jahrhunderts begründeten Wochenblatte zu einer noch heute erscheinenden Tageszeitung fortentwickelt hatten.

Am 9. Januar 1751 erschien eine „Vorläufige Nachricht von der Beschaffenheit und Einrichtung der Lübeckischen Anzeigen“, wie sie der privilegierte Ratsbuchdrucker Joh. Nic. Green herauszugeben gedachte.

„Weil die Erfahrung gegeben“, führt er in dieser Anzeige aus, „daß es in vielen Handelsstädten Nußen und guten Fortgang gehabt hat, wenn daselbst sogenannte Anzeigen oder Intelligenz-Nachrichten wöchentlich im öffentlichen Druck sind herausgegeben worden: so hat Johann Nikolaus Green, Eines Hochweisen Raths privilegierter Drucker hierselbst, dafür gehalten, es würde ein solcher Druck allhie in Lübeck ebenermaßen thunlich und sowohl den hiesigen Einwohnern als auch verschiedenen auswärtigen in der Nachbarschaft zum Vergnügen und Vorteil gereichen. Es wird also .... zu Anfang des Märzmonats in diesem 1751. Jahre, ein neues Wochenblatt unter der Aufschrift, „Lübeckische Anzeigen“, allhie seinen Anfang nehmen“.

Die Druckerei, in der das Blatt erscheinen sollte, hat nicht nur in der Geschichte des Druckwesens als älteste Druckerei Lübecks Berühmtheit erlangt: ihrem zweiten Besißer verdanken wir ein im deutschen Sprachschaß vielgebrauchtes Wort, dem der Name *Balhorn* zugrunde liegt. Allerdings hat es sich nicht feststellen lassen, daß Kortum in seiner Jobsiade (1784) recht hätte, wenn er ihn zum „Verböserer“ einer Fibel machte, die er in einer Neuauflage mit einem Hahn geziert habe, dem er die Sporen genommen und ihn dafür „auf ein Nestlein mit einem grosen Ey“ geseßt haben soll. Kopp hat in der „Zeitschrift für Bücherfreunde“ lediglich feststellen können, „daß Balhorn dazu neigte, Verbesserungen und Zusäße zu den von ihm gedruckten Werken aus eigener Machtvollkommenheit .... vorzunehmen, und daß manche sonstigen Zufälligkeiten und Zeitumstände dazu beitrugen, ihm vollends den lächerlichen Beigeschmack eines unberufenen Verbesserers anzuheften“.[1] Nach Balhorn ging die Druckerei in eine Reihe weiterer Besißer über, bis sie schließlich Green käuflich erwarb, der 1724 Ratsdrucker wurde.

Die erste Nummer der „Lübeckischen Anzeigen“ erschien am 6. März 1751, die folgenden Nummern kamen jeweils Samstags, im Umfange eines halben Bogens (8 Quartseiten) heraus. Seit 1759 führte das Blatt den ausführlichen Titel „Lübeckische Anzeigen von allerhand Sachen, deren Bekanntmachung dem Gemeinwesen nötig ist“. Der dem Blatt seit 1753 beigefügte „Beytrag“, der nur Anzeigen enthielt, erschien seit 1761 selbständig Mittwochs, sodaß ein zweimaliges wöchentliches Erscheinen erreicht war.

Nach dem Tode des Gründers (1766) folgte dessen Sohn, der 1792 starb, und für dessen Witwe Johann Hinrich Borchers die Geschäfte leitete, bis er 1807 Druckerei und Herausgabe der Zeitung selbständig übernahm.

Während der Franzosenzeit führt das Blatt ein Jahr lang (1812) den Titel: „Affiches, Annonces et avis divers de Lubek“ oder „Lübeckische Anzeigen“ und mußte neben dem deutschen den französischen Text der Artikel bringen, bis das schwindende Kriegsglück Napoleons zu einer milderen Behandlung der Presse zwang. Nach der endgültigen Befreiung Lübecks hat sich J. H. Borchers um das Privileg einer politischen Zeitung beworben, das er auch erhielt, sodaß sein Blatt am 17. Dezember 1813 als „Lübeckische Zeitung oder der politische Anzeiger“ erscheinen konnte. Nach Borchers Tode führte seine Witwe die Firma bis 1821, in welchem Jahr die beiden Söhne Bonaventara Christoph und Paul Gottlieb das Geschäft übernahmen und es als Gebrüder Borchers weiterführten. Ein Privilegienstreit mit dem Begründer eines Konkurrenzblattes, (Römhilds Hanseatischer Beobachter; derselbe Römhild hatte bereits 20 Jahre früher die inzwischen eingegangene „Lübeckische Fama“ herausgegeben), wurde zu Gunsten der Borchers entschieden, deren Druckerei eine weitere Vergrößerung durch Ankauf der Schlegelschen Steindruckerei erfuhr (1828), die dieser als erster in Lübeck bald nach Senefelders Erfindung der Steindruckerkunst eingerichtet hatte (1826).

Infolge des Anschwellens des Inseratenteils entschlossen sich die Verleger, seit 1845 das Blatt viermal wöchentlich erscheinen zu lassen, der Schritt zur Tageszeitung aber wurde erst 1848 getan, und vom 1. April an kamen die „Lübeckischen Anzeigen“ bei unverändertem Preis (1 Mark 14 Pf. für das Quartal) täglich heraus. Die erste von der Zensur befreite Nummer war die vom 13. März 1848.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts war das Blatt auf die Stufe eines reinen Anzeigenblattes gesunken. Die leitenden Aufsäße waren ganz und gar verschwunden, und an ihrer Stelle standen die Bekanntmachungen des Rates und der Behörden, an welche sich sogleich die Anzeigen anschlossen. Erst zu Beginn der 70er Jahre nahmen die Telegramme vom Kriegsschauplaß breiteren Raum ein und nach und nach stellte sich auch der im Laufe der Zeit verschwundene Leitartikel wieder ein. Da man indessen eine Erweiterung des Blattes nicht für ratsam hielt, entschloß man sich, um den politischen Bedürfnissen einer Stadt wie Lübeck entgegenzukommen, zur Gründung eines neuen Blattes, der „Lübecker Zeitung“ (1872) und beide Unternehmen gingen zwei Jahre lang zunächst nebeneinander her, bis 1890 eine Verschmelzung vorgenommen wurde.

Der politischen Richtung nach gehörten die „Lübeckischen Anzeigen“ zur ehemaligen nationalliberalen Partei und in derselben Richtung bewegt sich auch die im gleichen Verlag erscheinende „Allgemeine Lauenburgische Landeszeitung“, die seit 1870 erscheint. B.

[1] A. Kopp. Von allerley Ballhornerey, Zschr. für Bücherfreunde 6; 1902/03 S. 169 ff. Weitere Literatur ebda: Simonsen, 6, 1902/03 S. 343 ff. Lüdtke 8, 1904/05 S. 287 ff. und Curtius, Zentralblatt f. Bibliothekwesen 23, 1906. S. 109.

Literatur: Zum 150jährigen Jubiläum der „Lübeckischen Anzeigen“ und der 75jährigen Gründung der Lilographischen Anstalt und Steindruckerei Gebrüder Borchers Lübeck. (Festschrift). Darin: Die Entwicklung des Zeitungswesens; Dr. Ferd. Grautoff: Die „Lübeckischen Anzeigen“ vor 150 Jahren; ferner: Die „Lübeckischen Anzeigen“ die „Lübecker Zeitung“ von 1851—1901; ein Rundgang durch das Geschäftshaus der Firma Gebrüder Borchers; die „Allgemeine Lauenburgische Landeszeitung“.

Das erste Wochenblatt in Schwäbisch Hall.*

Nachdem der Buchdrucker Georg Michael Mayer im Jahre 1701 seines Vorgängers Hans Reinhard Leidig's Witwe geheiratet hat, geht die Haller Buchdruckerei an ihn über.

Schon in den ersten Jahren seiner Tätigkeit zeigt er sich als unternehmender Geschäftsmann: im Jahre 1704 will er eine „Haller Zeitung“ herausgeben, hingegen beschließt der Rat der Stadt: „ihm dies ausreden zu lassen“.

So erscheint erst im Jahre 1788 am 1. Juli die erste Nummer eines „Hallischen Wochenblattes“ »mit Hoch-

* Zur Buchdruckergeschichte von Schw.-Hall, vgl. die Monographie von Wilhelm German, Geschichte der Buchdruckerkunst in Schwäbisch Hall bis Ende des 17. Jahrhunderts. Straßburg 1916. 162 S. 8° mit 20 Abb.

obrigkeitlicher Genehmigung. Zu finden by Ernst Rohrfelder in der Herrngasse.« Das Blatt trägt das Wappen der Reichsstadt.

Zuerst wurde es noch bei Buchdrucker Johann Christoph Messerer gedruckt, dessen Geschäft aber im Jahre 1790 an Rohrfelder übergeht, der vorher als Buchbinder und Buchführer in den Steuerbüchern aufgeführt wird. Derselbe besaß das Haus Nr. 256 in der Unteren Keckengasse (Jeßt Untere Herrngasse Nr. 3).

Im Jahre 1792 muß er wegen der in sein Hallisches Wochenblatt" aufgenommenen Frankreich betreffenden Anekdoten dem Rat versprechen, inskünftig nichts mehr drucken zu lassen, was er nicht vorher zur Zensur vorgelegt hat. Vom 23. Juni 1802 ab erscheint das „Hallische Wochenblatt" bei David Ludwig Schwand, der in diesem Jahr von den Rohrfelder'schen Erben deren Buchdruckerei erwirbt. Derselbe hatte sein Geschäft bisher Neuenstr. Nr. 31 betrieben, zeigt aber am 11. September 1811 im Wochenblatt an, daß er am nächsten Tag „den Zug in sein Haus auf dem Hafenmarkt Nr. 193 beginne, also von dieser Zeit an nur dort anzutreffen sei". In diesem Hause (jeßt Haalstr. 5) befindet sich auch heute noch die Schwand'sche Buchdruckerei. Von 1836 an führt das Blatt den Titel „Haller Wochenblatt". Als Friedrich Schwand, der Sohn von Dr. L. Schwand, 1837 das Geschäft übernimmt, erscheint das Blatt zweimal in der Woche. Mit dem 1. April 1842 verändert es seinen Titel, erscheint von da ab auch dreimal wöchentlich als „Schwäbischer Hausfreund" und zwar unter der Redaktion des bekannten schwäbischen Humoristen J. Nefflen. Vom 1. Januar 1848 ab nimmt das bereits seit 1846 täglich erscheinende Blatt den Titel „Haller Tagblatt" an. Friedrich Schwand wird im Revolutionsjahr 1848 in den politischen Strudel mit hineingerissen und büßt dafür mit 14 Tagen Haft auf dem Asperg.

Sein Sohn Emil Schwand übernimmt 1866 das väterliche Geschäft. Schon im nächsten Jahre gliedert er dem „Tageblatt" eine belletristische Beilage „Haller Flora" wöchentlich an. Er durfte am 27. Juni 1888 die hundertjährige Feier der Gründung des „Haller Tageblatts" begehen, aus welchem Anlaß ein Facsimile der ersten Nummer der Zeitung den Abonnenten übergeben wurde.

Im Jahre 1829 erstand dem „Hallischen Wochenblatt" in dem bei Friedrich Franz Haspel gedruckten „Bürgerblatt zur Unterhaltung und Belehrung, zugleich Anzeigenblatt", das schon vom nächsten Jahr ab unter dem Titel „Haller Merkur, zugleich Amts- und Intelligenz-Blatt für das Oberamt Gaildorf" erschien, eine Konkurrenz. Im Jahr 1843 übernimmt Gustav Schwarz die Haspel'sche Druckerei, der bis zum Jahr 1862 dieses Blatt in vergrößertem Format und dreimal wöchentlich erscheinen läßt.

Andere im Lauf der Jahre aufgetauchte Konkurrenzblätter sind nach verhältnismäßig kurzer Zeit stets wieder eingegangen, während sich das liberale „Haller Tageblatt" bis auf die Gegenwart als einzige Zeitung Schwäbisch-Halls gehalten hat. W. German, Schw.-Hall.

Literatur zum Zeitungs- und Zeitschriftenwesen.

Geschichte des Zeitungswesens.

Nassauer Bote, Limburg an der Lahn, (Jubiläumsausgabe zum 50jährigen Bestehen) 51. Jg. No. 94 vom 24. April 1920. Verantwortlich Dr. A. Sieber. Druck und Verlag: Limburger Vereinsdruckerei G. m. b. H. (J. Becker, Direktor.) Darin: 1870/1895. (Abriß der geschichtlichen Entwicklung des „Nassauer Boten".) *Herkenrath*, H., 1895/1920 (Fortseßung); *Weilbächler*, Paul, Limburger Erinnerungen: Drei Jahre Redakteur am „Nassauer Boten" 1885/89. *Auer*, Franz, der „Nassauer Bote und das Nassauer Land". *Die technische Entwicklung des Nassauer Boten von 1870/1920. 50 Jahre Buchdruckerkunst. Wahl*, J., Der „Nassauer Bote" im Jubelgold; *Die Entwicklung der katholischen Presse in Nassau und nächster Umgebung; Becker*, Paul, Kriegsextrablätter des „Nassauer Bote"; *Wahl*, J., Diezerstraße.

Der Nassauer Bote ist als erstes katholisches Blatt in Nassau zunächst in Hadamar unter dem Namen „Westerwälder Bote" erschienen. Dieser, 1859 als protestantisches Blatt begründet, war wegen finanzieller Schwierigkeiten in die Hände des Konviktregens Dr. Markus übergegangen und weiterhin in die des Geistl. Rates. Münzenberger, der die Redaktion des Blattes nach Limburg verlegte, wo am 1. Februar 1870 die erste No. des Westerwälder Bote gedruckt wurde. Seit 1. April 1870 führt das Blatt den Titel: „Nassauer Bote".

Von 1872 ab erschien der „N. B." dreimal wöchentlich und seit 1889 täglich. Als Beilagen traten dazu: Limburger Sonntagsblatt und die illustrierte Sonntagsbeilage „Sterne und Blumen".

Im Verlag des „Boten" erschienen ferner: St. Lubentiusblatt 1889 (religiös-politisch) „Franziskusblatt" 1884 und der „Stern von Afrika" (Missionsblatt).

Die Anfänge des klerikalen Zeitungswesens in Nassau fallen ins Jahr 1848, in dem der *„Beobachter"* in Hadamar entstand, der nur ein kurzes Bestehen zu verzeichnen hat. Seit Oktober 1868 erschienen in Wiesbaden bis August 1870 die „Katholischen Blätter" als Sonntagsblatt, die von dem späteren Chefredakteur der „Köln. Volkszeitung" K. H. Bruckmann geleitet wurden und im gleichen Jahre wurde die Monatschrift „Die Katholische Bewegung" in Frankfurt von A. Niedermayer begründet, die bei Leo Wörl in Würzburg erschien. Im Anschluß hieran erfolgte die Gründung des „Nassauer Boten". Von 1881—87 erschien in Wiesbaden die „Nassovia" dreimal wöchentlich. Die „Rheinische Volkszeitung ging später im „Wiesbadener Volksblatt" auf, das sich zu einem einflußreichen Organ aufschwang. In Frankfurt entstand 1871 (begr. von Stadtpf. Münzenberger) das „Frankfurter Volksblatt", aus dem sich die „Frankfurter Volkszeitung" entwickelt hat. H. G.

Pressewesen und Politik.

Buchhorn, Josef, Politik und Presse, Staatspolitischer Verlag, G. m. b. H. Berlin 1920, 31 S. 8°.

In vorliegender Schrift, die sich an weitere Kreise politisch Interessierter wendet, wird der enge Zusammenhang von Politik und Presse dargetan und etwas temperamentvoll für eine Presse, wie sie der Verfasser auffaßt, gewirkt. Es ist aber aussichtslos, Deutsche dadurch zu Deutschen führen zu wollen, daß man den „Andern" mit Vorwürfen bedenkt, noch dazu wenn dieser „Andere" Frankfurter Zeitung, Berliner Tageblatt oder Simplizissimus heißt. Wir wissen nunmehr Bescheid über die treibenden Kräfte, die uns an den Abgrund führten und täten besser uns dem Wiederaufbau zuzuwenden, an dem ja schließlich alle mitarbeiten wollen.

Ebensowenig haben wir davon, Herrn Northcliffe immer wieder als scheusälige Zeitungsspinne vorgeführt zu sehen, um uns an unserer Ohnmacht zu weiden, und es tröstet uns gar nicht, zu hören, daß „das Trommelfeuer des Lord Northcliffe auf die seelische Widerstandskraft des deutschen Hinterlandes für immer das Muster einer Zermürbungskanonade sein wird, die dank ihrer Beharrlichkeit troß stärkster Bollwerke am Ende doch noch an ihr Ziel gelangt ist . . . ."

Solche lebhafte Aufmunterungen verführen bei uns einen Teil derer, die nicht alle werden, höchstens dazu, so etwas auch einmal nachmachen zu wollen und damit haben wir nun schon gar kein Glück.

Erst im leßten Abschnitt seines Schriftchens finde ich mich stellenweise mit dem Verfasser zusammen und stimme im großen und ganzen dem zu, was er als *Zukunftsnotwendigkeiten* für die Presse fordert.

Sicherlich war das, was der Außenminister Hermann Müller im Hinblick auf die künftige Gestaltung des Pressedienstes im Reichsinteresse in der Nationalversammlung zusicherte, zu wenig. Aber der Minister wird eines nicht

vergesen haben, was der Verfasser offenbar nicht bedenkt, daß es nämlich Etats gibt, auch für Minister, und daß man um diese nicht herumkommt. Was hilfts dann zu hören, daß England es sich leisten kann, gut bezahlte Vertreter zur „Beobachtung“ der öffentlichen Meinung in aller Herren Länder zu senden — wir können das für absehbare Zeit nur in bescheidenem Umfange tun. Aber wir könnten immerhin diesen Vertretern ein harmonisches, sich auf sich selbst besinnendes Deutschland zeigen — und das wäre, deucht mich, keine üble Propaganda. Und billig überdies. H. G.

Herold, A. Die Sünden des Berliner Tageblatts. Ein Mahnruf an Christen und Juden. Hannover, Otto Weber 1920. 79 S. 8⁰.

Nachdem bereits 1917 August Eigenbrodt in seiner Broschüre „Berliner Tageblatt und Frankfurter Zeitung in ihrem Verhalten zu den nationalen Fragen 1887—1914“ das Berliner Tageblatt zum Gegenstand eines heftigen Angriffs gemacht hatte, folgt bereits drei Jahre später ein neuer Angriff in Broschürenform, der sich speziell mit dem Berliner Tageblatt befaßt.

„Was die Legitimation zur Herausgabe dieser Schrift anbelangt, so glaubt der Verfasser darauf hinweisen zu dürfen, daß die Politik des Berliner Tageblattes einen großen Einfluß auf das gesamte öffentliche Leben und damit auf das Wohl oder Wehe eines jeden Staatsbürgers haben kann, sodaß es auch jedem frei stehen muß, dafür oder dagegen Stellung zu nehmen.“ Von diesem unbestreitbaren Recht macht der Verfasser im Verlauf seiner Darstellung einen in der Form maßvollen Gebrauch und vermeidet damit, daß man sein Heft ungelesen beiseite legt.

Ein kritisches Eingehen auf seine Ausführungen würde über den Rahmen einer kurzen Anzeige hinausgehen. Dagegen sei ein Wort über die Methode der Darstellung gesagt. Der Verfasser durchmustert die Kriegsjahrgänge des B. T. und vergleicht die Stellungnahme des B. T. zu den verschiedensten politischen Problemen im Augenblick ihrer Aktualität und die *spätere* Stellungnahme des Blattes zu ihnen. So werden beispielsweise die Fragen der Kriegsschuld, das Professoren-Manifest, der Einmarsch in Belgien, der U-Boot-Krieg, die Revolution u. s. f. angezogen und der Nachweis geführt, daß der ursprünglichen Zustimmung später die Ablehnung folgt, woraus auf die unsichere und schwankende Haltung Schlüsse gezogen werden. Diese Methode ist eine zur Feststellung von Tatsachen sachlich einwandfreie, nur fragt es sich, ob sich aus ihr die zureichenden Gründe für ein abschließendes Urteil herleiten lassen. Die Aufgabe der Presse ist eine politische und wie in der Politik weniger die Erfolge als die Mißerfolge sichtbar werden, so auch im Presseleben, wo überdies jedermann ohne weiteres mit dem Argument des Schwarz auf Weiß-Besitzen aufwarten kann, was in diplomaticis einigermaßen erschwert ist.

Organisation des Zeitungsbetriebs.

Broschek, Oswald (†), Wesen, Organisation und Betrieb der großen deutschen Tageszeitungen. Kieler Diss. Hamburg 1920. 86 S. 8⁰ (mit 6 graphischen Darstellungen in Mappe).

Der Verfasser stellt sich die Aufgabe, eine Darstellung des Zeitungswesens „unter dem Gesichtswinkel privatwirtschaftlicher Betrachtung zu geben, die das Wesen der heutigen großen deutschen Tageszeitungen als selbständige Zelle des sozial-ökonomischen Getriebes untersucht“ und ist sich darüber klar, damit nur einen Teilausschnitt aus dem Gebiete des Zeitungswesens zu geben.

Die Arbeit gliedert sich in drei Hauptteile: Die Organisation des Produktionsprozesses und des Absatzes und eine Darstellung des Geschäftsgebahrens, wobei die Organisation des Produktionsprozesses sowohl von der Seite der Schriftleitung als von der der technischen Herstellung her betrachtet wird.

Dem Verfasser kommt bei seiner Darstellung eine reiche Erfahrung zu statten, die er sich durch eigene Anschauung in größeren Zeitungsbetrieben erworben hat, was sich insbesondere bei der Behandlung der *technischen Verhältnisse* im Zeitungsgewerbe bemerkbar macht, die er im väterlichen Betrieb des „Hamburger Fremdenblattes“ zu studieren die beste Gelegenheit hatte.

Diese auf Anschauung und Erfahrung beruhenden Kenntnisse kommen dem Verfasser aber auch anderweit zu statten. So ist seine Darstellung der redaktionellen Tätigkeit durchaus sachlich und gibt recht gute Einblicke in das Zustandekommen des Textteiles einer modernen Tageszeitung, ohne die Absicht, die Sache komplizierter zu machen als sie ist.

Sehr verdienstlich sind die mühseligen, statistischen Untersuchungen, die für die Einkommenverhältnisse des technischen Personals und für das *Anzeigenwesen* unter Zuhilfenahme graphischer Darstellungen angestellt werden, wenn auch die (für Anfang 1919) zugrunde gelegten Stundenlöhne nur mehr historische Bedeutung haben. Die Untersuchung über das Verhältnis des Umfanges der Text- und Inseratseiten zueinander stellt der Verfasser so an, daß er sämtliche Zeitungen einer deutschen Großstadt in dem Zeitraum von 1909—1917 gewissermaßen als *eine* Zeitung betrachtet und für den Gesamtumfang die jeweilige Zu- und Abnahme der Text- und Inseratseiten errechnet.

Das interessante Ergebnis dieser Untersuchung sei hier mitgeteilt: Die prozentuale Zu- resp. Abnahme der Text- und Inseratseitenzahl betrug:

Im Jahre:	bei den Text-Seiten:	be. den Inserat-Seiten:
1910 geg. 1909	3,78 % Abn.	6,73 % Zun.
1911 „ 1910	2,83 % Zun.	8,84 % „
1912 „ 1911	0,55 % Abn.	3,82 % „
1913 „ 1912	1,74 % Zun.	0,13 % „
1914 „ 1913	12,38 % Abn.	17,89 % Abn.
1915 „ 1914	20,80 % „	33,72 % „
1916 „ 1915	15,55 % „	7,36 % „
1917 „ 1916	14,67 % „	2,66 % „

Die Gesamtsumme der Inserate der oben untersuchten deutschen Tageszeitungen belief sich in den Jahren 1909—17 auf rund 9 Millionen. Diese Anzahl untersucht der Verfasser, indem er sie einteilt in: Amtliche Inserate, Familienanzeigen, Vermietungen und Pensionsanzeigen, Arbeitsmarkt und Unterrichtsanzeigen, übrige Inserate (Geschäftsempfehlungen, Reklame, Vergnügungsanzeigen etc.) und kommt zu außerordentlich interessanten Resultaten für die einzelnen Gruppen, wobei die Darstellung durch die beigegebenen graphischen Darstellungen glücklich veranschaulicht wird.

Dürfen wir auf dem Gebiete zeitungskundlicher Forschung weiterhin derartige anregende Untersuchungen in Verfolgung des Weges, den der leider früh verstorbene Verfasser beschritten hat, erwarten, so ist seine Arbeit, die ihm einen ehrenvollen Platz in der jungen zeitungskundlichen Wissenschaft sichert, nicht vergebens gewesen. Dr. H. B.

Praxis des Zeitungswesens.

Broenner, Dr. Wilhelm, Die Praxis des Schriftleiters. Regeln und Winke aus der Erfahrung. (Ergänzung zur „Konstruktiven Zeitungslehre“ des gleichen Verfassers. Danzig 1920. Bruckenverlag. 52 S. 8⁰.

Seit Wehle's journalistischem Handbuch hat sich eine Fülle von Anleitungen, wie man prompt und sicher Journalist wird, meist in der Form von rasch hingeschriebenen Broschüren bemerkbar gemacht. Diese wenig wertvolle Literatur erfährt eine begrüßenswerte Erweiterung durch Broenners „Praxis des Schriftleiters“, die man wohl zu dem Besten rechnen darf, was auf diesem Gebiete bisher veröffentlicht worden ist. Es sind nicht einfach mitgeteilte Allerweltsbeobachtungen, sondern wohldurchdachte „Erfahrungen“, die der Verfasser als Ergänzung zu seiner „Konstruktiven Zeitungslehre“ bietet, die bereits an dieser Stelle (Heft 1/2 dieses Jahrgangs) gewürdigt wurde. Der tiefe sittliche Ernst und die kaltblütige Art bisweilen „Dinge, die man nicht sagt“, zu erörtern, wirkt in der kleinen Schrift, die sich an den Schriftleiter der Zeitung wendet, überaus fördernd; man wird sagen dürfen,

daß es besonders auch dem Zeitungsverleger und -leser nicht minder förderlich sein dürfte, dieses Büchlein für Redakteure zu lesen.

Reklame und Inseratenwesen.

[Weßling, H.], Jahrbuch für Inserenten und moderne Werbekunst 1920/21, Werbewinke aus der Praxis. Werbebüro H. Weßling, Berlin SW. 47 (Berlin 1920) 247 S. 8°.

Außer einem vorgedruckten Kalender für 1920 finde ich in diesem „Jahrbuch", dessen Text in störender Weise mit Reklamen durchsetzt ist, nichts, was irgendwie an ein Jahrbuch erinnerte.

Die darin enthaltenen Beiträge zum Thema sollen „Werbewinke aus der Praxis" sein und mögen vielfach ihren Zweck erfüllen, ist es ja außer Zweifel, daß die gut aufgemachte, nicht marktschreierische, aber überzeugende Reklame dank den Bemühungen der „Werbeanwälte" und „Werbepraktiker" sich mehr und mehr durchsetzt. Andererseits dürfte es solchem ernsthaften Bemühen freilich nur schaden, wenn derartige Anleitungen zum „Werben" als „Wissenschaft" genommen sein wollen und es wirkt geradezu als ein Beitrag zum Grotesk-Komischen in Stildingen, wenn eine fabelhaft verschnörkelte Terminologie in der freilich auch Wortschöpfungen auftauchen, die klar und treffsicher verschwommene Begriffe festlegen, dazu helfen muß, die Sache als hochwissenschaftlich hinzustellen. Da ist von *Angebotsempfängern*, (die Leser der Anzeigen sind damit gemeint) die Rede, bei denen durch eine werbgerechte *Werbsachen-Ausrüstung* eine *begriffliche und gefühlige* (!) Grundlage für die Bewertung des angepriesenen Gegenstandes geschaffen werden soll, u. dgl. m.

Auf S. 160 des Jahrbuchs werden dann auch Ratschläge für die „Bestellung von Inseraten" erteilt und als Muster wird der Vordruck eines Anzeigen-Bestellscheins wiedergegeben. Nach den rein sachlichen Vorschriften-Rubriken: Text, Größe, Korrekturabzüge etc. folgt gegen Ende unter „Besondere Bedingungen" auch die weniger sachliche: „Innerhalb des Monats Mai ist eine redaktionelle Besprechung ähnlich unserer Vorlage vorzunehmen".

Ob sich bei dem in dieses Bestellschein-Muster als Auftragsempfänger eingesetzten „Hamburger Fremdenblatt" diese Vorschrift lohnt, und ob die „Werbeanwälte" ihren Lehrlingen durch derartige Formularmuster nicht einen etwas schiefen Begriff von der Handhabung des Inseratenwesens bei einer deutschen Tageszeitung beibringen, dürfte wohl eine andere Frage sein. Jedenfalls dürfte die Lektüre dessen, was der „Zeitungs-Verlag" Magdeburg unter der ständigen Rubrik: „Mißbrauch des redaktionellen Teiles" bringt, zu der Überzeugung führen, daß die deutsche Presse ein fast überängstliches Sauberkeitsgefühl in der Frage der Texthinweise bei Anzeigen an den Tag legt und derartige Ratschläge auf „Formularmustern" mögen der Werbepraxis nicht gerade zum Lobe angerechnet werden. R. S.

Vereinswesen.

Almanach zum Leipziger Pressefest 1920. Erinnerungsgabe an die Wohlfahrtsveranstaltung des Bezirksvereins Leipzig im Landesverband der Sächsischen Presse. Sonntag, den 15. Februar 1920 (Red. F. Mack und Dr. A. Ploch, Umschlag von H. Domizlaff, Satz von J. J. Weber, Druck der Leipziger Neuesten Nachrichten) 24 S. 8°.

Zu dieser in jeder Hinsicht gut ausgestatteten Erinnerungsgabe haben außer Journalisten auch Wissenschaftler und Künstler Beiträge geliefert und damit das Heftchen zu einem hübschen Zeitvertreib für eine müßige Stunde gestaltet. Den Körnerfreunden bietet Prof. Minde-Pouet zwei bisher unveröffentlichte Stücke (davon einen Brief Körner's an seine Schwester in faksimilierter Wiedergabe). Walther Tornius, Paul Natonek und F. Grautoff bringen Plaudereien, A. Hünich und Ludwig Stettenheim bieten Erinnerungen aus Goethes Verlegerverkehr und seinen Beziehungen zu Ulrike von Levetzow, die Stettenheim noch 1893 in ihrem 89. Lebensjahre in geistiger Frische angetroffen hatte.

B. Héroux und Franz Hein, Steiner-Prag u. a. haben zum Bildschmuck beigetragen, sodaß ein Ganzes zustande gekommen ist, das sich aus dem Durchschnitt derartiger Veröffentlichungen glücklich heraushebt. B.

Bücher- und Zeitschriftenschau.

(Nur Bücher, die in *zwei* Exemplaren eingeschickt werden, werden *ausführlicher* besprochen.)

Handbücher der Reklamekunst. IV. Unsere Reklamekünstler. Herausgeg. vom Verein der Plakatfreunde. Verlag: Das Plakat Charlottenburg 2. 8°. 64 S. 20 M., handgetuschte Ausgabe 40 M.

Wieder ein „Handbuch der Reklamekunst! Wie die Titel „Studienrat", „Oberstudienrat", „Studiendirektor" usw. — ich weiss nicht, wie hoch die Himmelsleiter geht — immer mehr in Superlativen reden, so scheints auch beim Buch zu werden. Was früher ein „Heft", eine „Folge", ein „Bändchen" hiess, dass heisst jetzt „Handbuch". Wenn man sich an diese Superlative gewöhnt hat, — nur der Preis des Buches erinnert auch an den Superlativ — kann man sich erst mit diesem selbst befassen und muss dann sagen: Die ganze Aufmachung macht dem Plakatverein wieder alle Ehre. Ob freilich alle Künstler sich damit „alle Ehre machen", ist eine andere Frage. Der Kenner findet hier viel bestätigt, was er von manchem Künstler bisher gehalten hat. Und deswegen bleibt dieses Heft wirklich ein wertvolles Dokument für immer. Dass die „Nichtberliner" dabei „eins abbekommen", ist vielleicht nicht richtig. Sollte hier nicht etwas stecken, was der Anlage des „Handbuchs" aufs Konto zu schreiben ist? Und trotz allem: Jeder Besitzer wird sich des Büchleins freuen. Am.

Barth, Rosa. Wesen und Wert der Handschriftenkunde. Stuttgart 1920. Mimir-Verlag für deutsche Erneuerung. G. m. b. H., 8°, 24 S., 4.25 M.

„Völlig überzeugt" soll man nach Angaben des Prospektes von der „Wahrheit und Berechtigung der Handschriften-Deute-Kunst" werden durch das Lesen dieser Schrift. Ich bin es leider nicht geworden, so sehr ich davon überzeugt bin, dass — mit grosser Vorsicht — gewisse Eigenschaften des Menschen aus seiner Schrift sofort zu ersehen sind. Das kleine Heft bringt nichts neues, höchstens, dass die Parteirichtungen nach ihren Handschriften beurteilt werden. „Die Konservativen zeigen sich als keine Kompromissnaturen, aber sehr selbstgerecht und deshalb auch nicht leicht belehrbar;" „die Demokraten lassen im allgemeinen das unbedingt feste Rückgrat vermissen. . . ."; „in einer Anzahl Schriften von Sozialdemokraten und Linksradikalen fanden sich sehr viel lobenswerter Eifer und zielbewusstes fortschrittliches Streben. . . ." Na da! „Auch in dieser Hinsicht kann die Handschriftenkunde praktische Fingerzeige geben. Wer sich ihrer zu bedienen gewöhnt ist, geht vielen Irrtümern aus dem Wege!" Also ehe du zur Wahlurne gehst, lass dir ein Autogramm aller in Frage stehenden Kandidaten geben, dann weisst du, wen du wählen sollst. Wäre es wirklich so einfach, könnten wir wirklich damit „vielen Irrtümern aus dem Wege gehen", wahrlich die Verfasserin verdiente dann die höchste Anerkennung! Leider können wir ihr diese nicht geben und wenig dazu beitragen, dass sie von Stuttgart-Degerloch aus „auf Wunsch Prospekte mit unverlangten Anerkennungsschreiben" versendet. In unserer Abteilung für „Graphologie" steht ein Buch mehr, aber keines, das die Sache wesentlich fördert. Am.

Heimatschriften für Volksgeschichte und Heimatpflege. Stück 1. Unsere Schrift. Von Dr. Ferdinand Khull-Kholwald. Graz 1920. Heimatverlag L. Stocker. kl. 8° 32 S.

Der „Heimatverlag" hat uns mit diesem Schriftchen keinen grossen Gefallen getan. Der Schriftstreit ist alt und

wird niemals entschieden werden. Ob Fraktur oder Antiqua, lässt sich nicht mit dem Gefühl entscheiden. Wir bleiben bei dem, was Krabbo im „Archiv für Schriftkunde" darüber ausgeführt hat. Auf welche Abwege der „Heimatverlag" kommt, mögen nur folgende Stilproben ergeben: „Die überwiegende Mehrzahl der Vorkämpfer für die Lateinschrift in diesem Jahrhundert sind . . . . international gerichtete Händler und deren Anhänger. Dem Händler unserer Zeit ist alles Völkische verhasst, insonderheit das Deutschvölkische und dessen Wahrzeichen, zu denen auch die deutsche Schrift gehört" . . . . . „Die Judenschaft in Deutschland tritt fast ausnahmslos für die Lateinschrift ein" . . . . . Wer so etwas schreibt, wird wissenschaftlich nicht ernst genommen werden können, weil er eben eine bestimmte Tendenz verfolgt, ohne sich um den wirklichen Werdegang zu kümmern. Am.

Prechtl, Robert. Spiel und Zwischenspiel. Versuche zu menschlicher und künstlerischer Erziehung. Spiegel-Verlag. G. m. b. H., Berlin-W. 8. 1920 8°, 119 S.

Ein ernstes Buch in leicht lesbarem Stil, das manchem Anlaß zu allgemeinen Betrachtungen geben wird. Dass es schön und auf gutem Papier gedruckt ist, fällt in der heutigen Zeit besonders auf. Am.

Baßer, Marie. Schwarzwaldkinder. Erzählung. 2. und 3. Auflage. 8° VIII u. 216 S. Freiburg i. Br. 1920. Herder & Co., G. m. b. H., 12 M., geb. 15 M.

Das vorliegende Buch ist kein Neuling. Es erscheint nur in neuer Auflage und troßdem zeigen wir es kurz hier an, weil es eines der wenigen Bücher ist, die wir wirklich der Jugend gern in die Hand geben. Text wie Buchschmuck passen recht zusammen. Karl Sigrist, dem wir den Buchschmuck verdanken, hat zwar nicht immer ganz das getroffen, was man wünscht, aber er ist auf dem besten Wege, gerade für unsere Jugendbücher einer der besten Illustratoren zu werden. Am.

Albert, Peter. 800 Jahre Freiburg im Breisgau 1120—1920. Bilder aus der Geschichte der Stadt. Freiburg im Br. 1920. Herder & Co., gr. 8° VI + 128 S.

Ein selten schönes Buch! Zur Feier des 800jährigen Bestehens der Stadt Freiburg mitten in ernster Zeit erschienen und deshalb besonders wertvoll, wird es weit über unsere heutige Zeit hinaus dem Forscher wertvolles Material geben. Dem Buch sind zahlreiche gute Abbildungen beigegeben. Die Ausstattung ist für unsere Tage geradezu hervorragend. Man spürt es: Der Verfasser, der Stadtarchivrat ist, ist mit viel Liebe und Verständnis all den Dingen nachgegangen, die er uns zusammenfassend vorführt. Am.

Golz, Bruno. Ludwig Richter. Der Mann und sein Werk. Leipzig 1920. R. Voigtländers Verlag. 8° 160 S.

Ein neues Richterbuch und keins der schlechtesten! 75 schöne Abbildungen schmücken das in Unger-Fraktur gedruckte und mit einer Einbandzeichnung von Georg Belwe ausgestattete Buch, das auch textlich weit über so manchem steht, was wir sonst in dieser Beziehung haben. Am.

Meyer, Franz Sales. Jaennickes Handbuch der Aquarellmalerei. 8. Auflage. Esslingen a. N. 1920. Paul Neff Verlag (Max Schreiber). XII + 240 S.

Es ist mit grosser Freude zu begrüssen, dass dieses bekannte Buch in einer Neuauflage erschienen ist, da es nur selten noch käuflich zu erwerben war. Neu ist die Untersuchung der neuen Teerfarblacke. Sonst finden wir im grossen ganzen die bewährten Ausführungen der letzten Auflage. Am.

Guthmann, Johannes. Scherz und Laune. Max Slevogt und seine Gelegenheitsarbeiten. Berlin 1920. Paul Cassirer. 8° 180 S. 140 M.

Jeder Freund Slevogts wird dieses Buch mit Freuden begrüssen; sind doch Slevogts Gelegenheitsarbeiten nicht allen so bekannt, wie sie es verdienten. Hier haben wir einen Teil davon: Briefköpfe, Tischkarten und dergleichen mehr; alle diese kleinen Dinge, die Slevogt gelegentlich im Augenblick geschaffen; eine Fülle von Material, die uns so recht des Künstlers vielseitige Phantasie zum Bewusstsein bringt. Der Text des Buches ist in drei Abschnitte geteilt: Leben, Persönlichkeit und Werke, denen in sehr dankenswerter Weise einige Literaturangaben beigegeben sind. Man wird auch diesen Text gern lesen und neben den Bildern sich seiner freuen. Am.

Vierzehn Gedichte von Rabindranath Tagore. Mit Steinradierungen von Richard Janthur. Berlin 1920. Karl Schnabel Verlag. Erster Cid-Druck. Ohne Seitenzählung.

Const. I. David, der Geschäftsführer der „Kornscheuer" ist der Herausgeber; seinem Namen verdanken die Drucke ihre Abkürzung „Cid-Drucke". Richard Janthur, von dem wir bereits an anderer Stelle berichteten, hat die Illustrationen geschaffen. Die Bilder sind echt Janthur und auch der Einband, dessen Verfahren wir seit der „Java-Kunst" kennen, ist echt Janthurscher Entwurf. Wir kommen auf die „Cid-Drucke" und auf Jantur im Zusammenhang noch in einem besonderen Artikel ausführlich zurück, sobald weitere Bände vorliegen. Am.

Arthur Graf von Cobineau. Das rote Tuch. Hyperion-Verlag, München 1920 67 S., 12.— M.

Wieder ein Bändchen der „Romantischen Taschenbücherei" und wieder in bester Ausstattung. Friedens-Velin-Papier, illustriert von einem jüngeren Künstler (Hans Scheller), in Ganzleinen gebunden und nicht allzuteuer: das gilt auch für dieses Bändchen. Da wir im Zusammenhang auf alle diese Bändchen demnächst zurückkommen, genüge diese kurze Anzeige. Am.

Hans von Marées. Sechs farbige Wiedergaben nach Gemälden und 5 Abbildungen im Text. Mit einer Einführung von E. v. Sydow. Leipzig 1920. Verlag von E. A. Seemann.

Die soeben erschienene Künstlermappe Nummer 28, die Hans von Marées gewidmet ist, schliesst sich würdig den vorhergehenden Seemannschen Künstlermappen an. Besonders anzuerkennen ist, dass troß der gegenwärtigen Verhältnisse Papier und Druck recht gut sind. Am.

Wißig, Hans. Schulzeichnen zu Grimms Märchen. Zürich 1920 Art. Institut Orell Füssli. 10.— M.

Eine originelle Idee! Für die bekanntesten Märchen ganz einfache Zeichnungen, die die Kinder mühelos nachzeichnen hönnen. Diese Vorlagen sind besser als manches Märchenbuch mit farbigen Illustrationen von dem oder jenem Künstler. Nur wenige geben zu Beanstandungen Anlass. Bei „Hänsel und Gretel" will einem das Bild, auf dem der Ofen dargestellt ist, in den die alte Hexe geschoben wird, nicht ganz gefallen usw. Für uns Deutsche ist der Preis des Buches 10 M. (für die Schweiz ist es mit 2 fr. angezeigt) leider sehr hoch. Am.

Junge Kunst. Leipzig 1919/1920. Verlag von Klinkhardt & Biermann. kl. 8°.

Acht schmale Bändchen in lustiges, kubistisches Umschlagepapier gebunden, präsentiert der Verlag Klinkhardt & Biermann unter obigen Gesamttitel, offenbar in der Absicht, breitere als seine gewohnten Leserkreise mit der neuen Welt der jungen modernen Kunst vertraut zu machen. Da man längst die Erfahrung gemacht hat, dass die grossartigen nebulösen Redekunststücke, mit denen berufene Interpreten das Schaffen der Expressionisten mehr zu verdunkeln als zu erklären belieben, auf das grosse Publikum (das Volk wie man heute lieber sagt) eher einen abschreckenden — erheiternden — als vermittelnden Eindruck auszuüben pflegen, so hat der Verlag, einsichtsvoll, den ganzen Nachdruck auf ein reichhaltiges Bildermaterial gelegt und den begleitenden Text der Kunstauguren auf das Notwendigste beschränkt. Also reden die Künstler hier einmal für sich selbst durch ihr Lebenswerk. Dass der Verlag sie daneben auch zu biographischen Bekenntnissen veranlassen konnte, ist höchst wertvoll! Öffnet sich doch gerade in diesen oft sehr charakteristischen Selbstangaben mancher Türspalt, der in Wesensart und

Werk des betreffenden Künstler überraschend hineinschauen lässt. Da erfährt man oft Entscheidenderes und Einleuchtenderes als der ganze einführende Begleitaufsatz zu geben vermochte (siehe den Band Hoetger!) Was Hausenstein über Rudolf Grossmann, Däubler über Oskar Klein, Uphoff über Paula Becker-Modersohn und über Hoetger zu sagen haben, ist ungemein geistreich. Im Literaturkaffee wird man diese eleganten Spaziergänge an der Peripherie des Themas entlang feinschmeckerisch zu würdigen wissen. Bildungshungrige werden zweifellos die ruhigeren Aufsätze Biermanns über Pechstein, Briegers über Meidner, Kirchners über Heckendorf, Schwarzs über Hugo Krayn mit grösseren Nutzen lesen. Das beste Rezept, zum Genuss der ganzen Sammlung hat der Verlag selbst in dem Büchlein „Impressionismus und Expressionismus", eine Einführung in das Wesen der neuen Kunst, von Franz Landsberger gegeben, das sich auch äusserlich in Format und Aufmachung zu der Sammlung bekennt. Hier wird in mustergültig objektiver Form zu den uns alle erregenden Problemen der neuen Kunst Stellung genommen. Der Verfasser hat ganz recht; es gibt auch Wärme und Gerechtigkeit, die ihr abwägendes Für und Wider in Ruhe hersagt. In einer Zeit, die alles herausschreien möchte, ist sie doppelt wertvoll und wirksam. An diesen ausgezeichneten Büchlein sollte Niemand vorbeigehen, der sich mit den acht Bändchen „Junge Kunst" befassen will! Dr. Egbert Delpi.

Die beiden Hofmuseen und die Hofbibliothek. Der Werdegang der Sammlungen. Ihre Eigenart und Bedeutung. Von Heinrich Zimmermann, Anton Handlirsch und Ottokar Smital. Mit einem Vorwort von Arpad Weixelgärtner. Wien und Leipzig 1920. Verlag von Halm und Goldmann. 8° 110 S.

Eine sehr verdienstvolle Schrift und besonders heute recht wertvoll, wo so manches als sogenanntes „Pfand" in italienischen Händen ist. Man spürt es dem Buch auf Schritt und Tritt an, dass Sorge um wertvollen Besitz die Feder geführt hat. Das Buch darf in keiner Bibliothek fehlen, die für kulturgeschichtliche Entwicklung Interesse hat.

Busse, Hans H. Wie beurteile ich meine Handschrift? Volkstümliches Lehrbuch der Graphologie. 23.—27. Tausend. Berlin—Leipzig. W. Vobach & Co.

Kein neues Buch, aber eine neue Ausgabe! Das 23.—27. Tausend bereits. Die Graphologie scheint mehr wie je Triumphe zu feiern. Das Buch macht es einem aber auch recht leicht. Gibt es doch am Schluss ein Verzeichnis der Eigenschaften der Schreiber in Alphabetsordnung. Man braucht also bloss in diesem Verzeichnis nachzuschlagen und hat raschestens alles Nötige beieinander. Mit Schaudern wird man sich all der Eigenschaften bewusst, die aus der Schrift herausgelesen werden können. — So leicht ist denn doch eine so schwierige Frage nicht zu lösen, wie sich der Verfasser es denkt!

Lehmann, Paul. Ein Bücherverzeichnis der Dombibliothek von Chur aus dem Jahre 1457. (Sitzungsbericht der Bayrischen Akademie der Wissenschaften, philosophisch-philologische und historische Klasse, Jahrgang 1920, 4. Abhandlung.) München 1920. Verlag der Bayrischen Akademie der Wissenschaften.

In diesem kleinen Schriftchen legt uns Paul Lehmann, dem wir schon so manchen wertvollen Beitrag für die mittelalterliche Bibliothekskunde verdanken, wiederum ein sehr beachtliches Bücherverzeichnis vor, für das ihm alle Freunde der Bibliotheksgeschichte Dank wissen werden.

Henry, Daniel. Der Weg zum Kubismus. Mit 47 Zinkätzungen und 6 Gravüren. München. Delphin-Verlag. 55 S. + 36 S. Abbildungen.

Man erfährt gar manches aus dem kurzen Text und kann sich einen guten Eindruck verschaffen nach den recht gut wiedergegeben Abbildungen; ob mehr, ist die Frage. Verdienstlich ist die Veröffentlichung auf alle Fälle!

Eibner, Alexander. Die Oelfarbe in Kunst und Handwerk. München 1920. Verlag der Technischen Mitteilungen. kl. 8° 128 S. 4.20 M.

Den Grundlagen der Maltechnik wird mehr und mehr nachgegangen. Auch dieses kleine Heftchen ist ein Beweis dafür. Die Ausführungen, die 4 Vorträgen zur Frage der normalen Ölfarben und Malgründe entstammen, sind in unserer Zeit besonders beherzigenswert. Das Heftchen ist das 6. Stück der Monographien der Maltechnik, die von der Deutschen Gesellschaft für rationelle Malverfahren herausgegeben werden.

Ziesche, K. Vom Expressionismus. Eine Gewissenserforschung. Warendorf I. W. J. Schnell'sche Buchhandlung. kl. 8° 60 S.

Ein keines Heftchen, aber doch der Beachtung wert, wenn man auch manches anders haben möchte.

Hartmann, Alfred Georg. Der Künstlerspiegel. Maler-, Bildhauer und Architekten-Anekdoten aus sechs Jahrhunderten. München 1920. F. Bruckmann A. G. kl. 8°. 225 S. geheftet 10 M., in Halbleinenband 16 M.

Wenn irgend ein Buch mit Liebe hergestellt worden ist, so ist es dieses. Der Herausgeber begnügt sich nicht damit, wie das so vielfach geschieht, zusammenzutragen, sondern prüft, sichtet, ordnet. Manch kaum bekanntes oder vergessenes Wort eines Künstlers wird dem Lesenden ins Gedächtnis gerufen. Die Literatur — nicht nur Werke, sondern Museumsberichte, Zeitschriften und Tagesblätter — wird am Schluß des Buches angegeben, wo sich außerdem eine alphabetische Zusammenstellung der Anekdoten nach Künstlernamen befindet, während sie im Text in zeitlicher Form geordnet sind. Die Deckelzeichnung des Buches stammt von Max Slevogt. Freunden der Kunst sei der hübsche Band angelegentlichst empfohlen.

Handbücher der Reklamekunst. Herausgegeben vom Verein der Plakatfreunde, Berlin-Charlottenburg. 1920. III. Schriften über Reklamekunst. Von Dr. Hans Sachs. 64 S. 15 M.

Der rührige Verein der Plakatfreunde setzt seine „Handbücher" außerordentlich rasch fort. Auch das vorliegende Heft ist recht wertvoll und zeigt den unermüdlichen, wissenschaftlichen Sammler. Kein geringerer als Dr. Hans Sachs ist der Verfasser, dem reiche Erfahrung und langjähriges Sammeln erstaunlich viel Material zugänglich gemacht hat. So ist das 64 Seiten umfassende Heft wirklich zu einem unentbehrlichem Nachschlagewerk geworden, das in jede Bücherei gehörte.

Vogt, Friedrich und *Koch,* Max. Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. 4. neubearbeitete und vermehrte Auflage. 3. Band. Leipzig und Wien 1920. Bibliographisches Institut. 8° VIII + 415 S.

Nachdem dieser dritte Band erschienen ist, liegt nunmehr die bekannte Literaturgeschichte wieder *abgeschlossen* vor, was allgemein mit Freude begrüsst werden wird. Dass er in einem Schlusskapital „Vor Kriegsausbruch, in Weltkrieg und Umsturz" bis auf die neueste Zeit führt, ist besonders dankenswert.

Polke, Carlos. Was keine Zeitung schreibt. Politische Enthüllungen eines Auslanddeutschen. Politische Büchersammlung, Herausgegeben von A. Keil Berlin, Minerva-Verlag, 1920. 31 S. 8.

Wie Herr Polke auf den Gedanken kommen konnte, keine Zeitung werde das, was er zu sagen hat, zu schreiben wagen, ist nicht recht erfindlich, da uns die Gedanken Carlos Polkes durchaus nicht so weltumstürzend erscheinen wie ihm selbst. Herr Polke entwickelt teilweise ganz gute und vernünftige Ansichten, wie man sie eigentlich hundertmal in der Tagespresse liest, sodaß an dem Schriftchen in der Tat nichts bemerkenswertes zu entdecken ist als der pompöse Titel, der nicht hält, was er verspricht. H. M. H.

Inhaltsverzeichnis

Herausgeber: Deutscher Verein für Buchwesen und Schrifttum. — Verantwortlicher Schriftleiter: Prof. Dr. Albert Schramm, Leipzig.
Druck von Heinrich Schmidt, Ostrau i. Sa.

ZEITSCHRIFT
DES DEUTSCHEN VEREINS
FÜR BUCHWESEN UND
SCHRIFTTUM

Nr. 9/10 SEPTEMBER/OKTOBER 1920

Die Erfindung der Schrift.

Von Universitätsprofessor Dr. WILHELM UHL in Königsberg.

IV.

Wir hätten also nun einzutreten in die Betrachtung dessen, was gewisse Philologen herablassend „das obscöne Symbol" zu nennen pflegen. Es ist dieses Symbol aber nur anzusehen als der graphische (und lautliche) Ausdruck eines anthropologischen Grundprinzips: — der *φάλλος* ist das Handwerks-Instrument, mit welchem „gewirkt" wird. (Deposition der Strumpf- oder Teppichwirker?) Gleichzeitig mit dieser Bedeutung geht nebenher der Parallelsinn des Pokulierens. Das anthropologische Symbol ist also ein dreifaches, oder wenn wir die Urbedeutung mitzählen dürfen, sogar ein vierfaches! Es dürfte übrigens gar nicht leicht zu entscheiden sein, welches denn eigentlich die Urbedeutung sei! Die Philologen sprechen heute in solchen Fällen von einer Übertragung des Sinnes, oder von einer Metapher. Wir müssen aber annehmen, daß in der Urzeit der Sprache alle vier Bedeutungen zusammenfielen.

Unendlich groß ist die Zahl der Belege und Beispiele im deutschen Volkslied, im Sprichwort und Rätsel: kurz in der gesamten volksmäßigen Poesie und Literatur.[1] Man ist „wirklich" in Verlegenheit, wenn man ein paar besonders markante Vergleiche herausheben soll.[2]

[1] Handbücher zur Volkskunde. 1—8 Lpz. 1908—14. Verlag von Wilhelm *Heims*. — 1: Karl *Wehrhan*, Die Sage. 1908; 2: Adolf *Thimme*, Das Märchen. 1909. 3: Otto *Schell*, Das Volkslied. 1908; 4: Karl *Wehrhan*, Kinderlied und Kinderspiel. 1909; 5—8: Paul *Sartori*, Sitte und Brauch 10—14. — Daselbst über das „Notfeuer" 6, 1273. 7/8, 1093.

[2] Im allgemeinen darf ich hier wohl verweisen auf mein Buch: Winiliod. Lpz. 1908; Supplement 1913. (Teutonia, V, 1. 2.) Hier wird die Dreiheit des Urbegriffes (agrarisch winnan) etymologisch und kulturhistorisch dargelegt. Die agrarische Deposition vollzieht sich mittels der Winne, eines ausgestorbenen landwirtschaftlichen (eggenartigen) Instrumentes.

Der Bürstenbinder „bürstet" (es bietet sich der bequeme Reim auf „dürstet"!) Der Friseur trinkt sich einen Haarbeutel an, der Schuster kann einen tüchtigen Stiefel vertragen. Der Uhrmacher zieht die Uhr auf. Der Schneider fädelt ein; der Böttger (Büttner) beschlägt das Faß oder bindet die Reifen. Der Hutmacher „hat einen (Affen?) unter der Mütze". Der Musikant fiedelt auf, trommelt stark, stößt in die Posaune, pfeift einen (Schnaps?) oder streicht die Baßgeige Der Barbier seift die Mädels ein. Der Postillon (oder der Schmied?) „schmettert" einen Schoppen. Der Jäger brennt seiner Braut eins auf den Pelz, daß es nur so knallt! Der Schütze (auch der ABC-Schütze) ist in ein holdes Wesen „verschossen". (In einigen Gegenden sagt man auch ein Faß Bier schießen (vergl. „Vorschuß") für „schmeißen, werfen, ponieren".)[1] Und so weiter mit Grazie in infinitum!

Sollte nun also eine ehrbare Schreiberzunft von dieser allgemeinen Regel eine Ausnahme gemacht haben? Mit nichten! Das sei ferne.

Was „stemmen" bedeutet, brauchen wir wohl Niemandem zu sagen. Das Stemmeisen der Steinmetzen entspricht dem stilus, über welchen wir bereits sprachen. „Erkennen" und „Zeugen" fällt im Griechischen zusammen *(γιγνώσκειν)*.[2] So manches Füchslein wird sich wohl nicht klar über den Sinn der heiligen Handlung, wenn es in den Mutterschoß der alma mater, in's gremium hinein-„immatrikuliert" wird.[3]

[1] Ponieren und deponieren können miteinander verwandt sein. Man denke an das verschenkte Postulat!

[2] Matth. I, 25: *Καὶ οὐκ ἐγίνωσκεν αὐτήν.* Ebenso im Hebräischen: Genesis 4, 1: „Und Adam erkannte sein Weib Heva". 25: Adam erkannte abermals sein Weib; u.ö.

[3] Vgl. „bemuttern"! So schützt die Henne ihre Küchlein mit den Flügeln. Das Känguruweibchen aber trägt seine Jungen in der Beuteltasche mit sich herum.

Der Buchdrucker „bedrückt" seine Braut; ein Euphemismus des Handwerks, den man übrigens, wunderbarer Weise, bereits im alten Testamente suchen möchte.[1] (So wird er selber in der Deposition bedrückt, zur Vergeltung. Er tröstet sich, indem er einen oder mehrere Schoppen wegdrückt oder „-putzt", bzw. „-streicht".[2])

Die heitere, leichtgeschürzte Muse des „Überbrettls" hat später dann übertrieben und outriert, was im Volksliede schon vorbereitet war. „Anton, steck den Degen ein" ist noch ein ganz ritterlicher militärischer Refrain, der unschwer zu verstehen. Nicht so stürmisch! Höhere Anforderungen stellt aber z. B. schon ein Kehrreim wie: „O Theophil, o Theophil, du hast einen wunderbaren Stil!" Hier werden wir uns etwa den Jubelruf eines Schreibfräuleins vorzustellen haben (jener unglückseligen Karikatur der „Tippmamsell"), die den Liebesbrief eines Büreau-Angestellten empfängt, beseeligt aufjauchzend und froher Stunden gedenkend.

Überhaupt herrscht gerade in diesen Kreisen des Schreibstuben-Personals (und verwandter Berufe), wo auch das Gesellschaftslied eifrig gepflegt wird, ein starker Korpsgeist. Studentische und Buchdruckergebräuche sind hier nicht selten zu finden.

Ja, sogar eine (unbewußte) Karolinger- (oder Benediktiner-) Reminiscenz tritt noch auf. Wir lesen häufig im Anzeigenteil der Presse von einer Stolzeschen, Gabelsberger etc. „Stenografschaft".[3]) Der Sprachgeist geht hier scherzend dieselben Wege, die er schon vor mehr denn tausend Jahren (aber ernsthaft!) gegangen ist.[4]) Auch dieses (burschikos[5])-leutselige) Gebahren ist ein königlich-demokratischer Zug!

Das Schreiben ist eine heilige Handlung; am Königshofe wie in der Bauernstube. Staatsverträge werden in feierlicher Sitzung unterzeichnet. Sie gelten ewig (bis sie, wie „ein Fetzen Papier", zerrissen werden). Die Gänsefeder, mit welcher ein berühmter Frieden unterzeichnet wurde, wird unter Glas als Schaustück aufbewahrt (Erst der letzte Versailler Friede hat uns bei dieser Gelegenheit den „Füllfederhalter"[1]) beschert). „Kinder, seid still", ruft die Mutter, „der Vater muß seinen Namen schreiben". (Und wenn er auch nur die bekannten drei Kreuze macht![2]) Vor den Advokaten hat man, wohl nicht ganz mit Unrecht, eine abergläubische Furcht.[3])

In *Jost Ammans* Bilderserie: „Eygentliche Beschreibung Aller Stände auf Erden, . . .", Frankfurt a. M. 1568 (mit Reimpaaren von Hans Sachs)[4]) erscheinen die graphischen usw. Gewerbe ziemlich vorn, hinter den höheren Ständen. Es sind Schriftgießer, Reisser,[5]) Formschneider, Papyrer, Buchdrucker, Brieffmaler, Buchbinder, Handmaler. Erst viel weiterhinten folgt der Steynmetz[6]) zwischen dem Ziegler und dem Zimmermann. Diese sind Handwerker.

Auf einen „Studierten" ist die ganze Familie stolz! Martin Luther's Vater, der einfache Bergmann, redet seinen Sohn mit „Ihr" an, als dieser 1505 zu Erfurt Magister geworden:[7]) „Herr Magister" „Darum ein jeglicher Schriftgelehrter, zum Himmelreich gelehrt, ist gleich einem Hausvater, der aus seinem Schatz Altes und Neues hervorträgt" (Matth. 13, 52 vgl. 2. Tim. 2, 15). Der älteste Schriftgelehrte im Gesetz Mosis ist Esra (7, 6). Er wird „geschickt genannt? Im neuen Testamente erscheint der Pharisäer Gamaliel, ein Schriftgelehrter, in Ehren gehalten von allem Volk" (Apostelgeschichte 5, 34). Ferner Zenas (Der Brief des Paulus an Titus 3, 13). Über böse Schriftgelehrte wird allerdings oft geklagt.

[1]) *Genesis*, 31, 50: „Wo du meine Töchter bedrückest . . ." (Erotisch?) (Virginem deponere = futuere. „Hinlegen!" Kindleben 1781.)

[2]) Fastnachtsspiel Nr. 456 (*Keller* I, 347, 18) steht streichholz für penis (musikalisch?)

[3]) Natürlich gibt es nun auch „Stenografinnen"!

[4]) Man sehe oben über die Entstehung von ahd. grâvio aus dem griech. γραφεύς.

[5]) Mit griechischer Endung (gassatim mit lateinischer her). Vgl. *Heyne, Weigand* und *Kluge* (Diesen auch in seiner „Deutschen Studentensprache", Straßburg 1895.)

[1]) Die Stahlfeder kommt in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts aus England: etwa gleichzeitig mit der Lokomotive.

[2]) Oder dann vielmehr erst recht (+ + + ist das apotropäische Zeichen gegen den „Gottseibeiuns"). Die kindliche Scheu der Naturvölker vor der Hexenkunst der Schrift ist ja bekannt.

[3]) „*Wander*, Deutsches Sprichwörter-Lexikon II, 1881 bis 83, unter *Juristen*" (50 nrr.)

[4]) Liebhaber-Bibliothek alter Illustratoren in Faksimile-Reproduktion, 7 Bändchen. München bei Georg Hirth, 2. Aufl. 1896.

[5]) Dieser besonders prächtig, in ritterlichem Gewande und Milieu (nicht in der Werkstatt: an der Wand hängt ein Schwert). Er ist zugleich Kupferstecher! (Heute noch sprichwörtliche Redensart: „Ein feiner Reisser"; vergl.: „Ein toller Feger"). Dem Schriftgießer geht der Prokurator voraus.

[6]) Der Steynmetz nennt uns den Erfinder seiner Kunst: Cadmus. Desgleichen der Ziegler: Cynira. Es folgt der Zimmermann: Dedalus gab mir diese Lehr.

[7]) Den Knaben hatte er einst oft gestäupt. Über Luther und die Deposition vgl. Otto *Scheel*, M. L. I. II. Tübingen 1916/17 passim. Luther, in Erfurt deponiert, vergleicht seine Versetzung nach Wittenberg mit der Deposition.

[8]) Die Stellen gesammelt bei Gottfried *Büchner*, Biblische Real- u. Verbal-Handkonkordanz. Basel 1890, 880a.

Das Briefschreiben nach Diktat ist im Orient noch heute ein öffentliches Gewerbe. Der Briefschreiber hat seine Bude im Bazar. Seine Sache ist die „Stilisierung" (wir wissen jetzt, was das bedeutet!); die liebevolle, feurige Durchdringung des nur im „Umriß" verschämt mitgeteilten Inhaltes. Denn die Kundschaft ist meist weiblich! Der Beruf hat daher einige Ähnlichkeit mit dem der Kartenlegerin (die Prophezeiung aus dem Kaffeesatz oder aus den Linien der Hand). Andrerseits ist der Briefschreiber aber auch wiederum verwandt mit der Figur des „Medizinmannes" bei den sogen. Naturvölkern. Dieser nähert sich so der berühmten „sage femme". Neuerdings hörten wir gar von einem weiblichen Medizinmann![1]) Das Schreiben ist und bleibt nun aber einmal eine männliche Kunst! Weshalb der Dichter und der beim Arbeiten ungern von der Ehegattin sich stören lassen. (Eigentlich sollen beide unvermählt bleiben). [2])

Männlich-burschikos war die leider ganz verklungene romantische Poesie (oder poetische Romantik) des transportablen Taschentintenfasses und der dazu gehörigen Kollegmappe: beide von riesigen Dimensionen. In den Königsberger Hörsälen haben wir jetzt etwa seit 10—12 Jahren feste Tintenfässer in den Bänken (à conto „Auditoriengeld"), mit Deckel; genau wie in der Volksschule. Neben einem solchen Tintenfasse findet sich oft das Bild einer üppigen Schönheit mit Tinte aufgemalt oder mit dem Federmesser eingeritzt; daneben der Name. Ein Anachronismus, denn der A-B-C-Schütze, der sein Tintenfaß in der Schule vorfindet, kann und darf noch nicht lieben. (Männliche Porträts mit Namen haben wir übrigens, obwohl jetzt schon lange auch die Damen mitstudieren, bisher noch nicht gefunden.[1])

Und dabei war Königsberg einst eine „Hochburg" des Pennalismus (hier „Schorismus" genannt). Hier wurde noch am Ausgang des 18. Jahrhs. gescharrt usw., wenn die Abiturienten, die Füchse des ersten Semesters (muli) zum ersten Male ins Kolleg kamen.[2]) Es wird dies in den Privatwohnungen der Professoren geschehen sein, woselbst diese ihre Auditorien hatten. Auch Kant († 1804) las noch im eigenen Hause. Erst mit der Einrichtung größerer Hörsäle verlor sich dieser patriarchalische ritus, der an die Bursen-Bräuche des Alumnats erinnert. Von den Bursen der 4 Nationen ging auch ursprünglich die Deposition aus, bis später ein Universitäts-Depositor ernannt wurde. (Noch 1700 wurde in Leipzig ein Depositor angestellt und vereidigt, welcher sich dem Rektor, dem philosophischen Dekan und den examinatoribus zum Gehorsam verpflichten mußte.[3]) Es knüpfen diese Gebräuche also an Privatvorlesungen an, nicht an die öffentlichen; welche mehr

[1]) *Weltchronik* 29. 11. 19. (W. *Gircke*, mit Bild): Ernennung eines Blassgesichts zum Indianerhäuptling. Der irische Freiheitsapostel De Valera wurde unter den üblichen Zeremonien zum Häuptling der amerikanischen Chippewa-Indianer ernannt. Neben ihm stehend Häuptling Wolf und Padisch Kedanyeva, der weibliche Medizinmann des Stammes." (Die „Weltchronik" ist die illustrierte Beilage zur „Berliner Morgenpost").

[2]) Friedrich *Rückert*, die Schreibfeder (aus: „Heimat und Herd'); Werke 3, 12 f (Laistner):

> Wer hat Unterschleif getrieben,
> Mit der Feder wer geschrieben,
> Die zu meiner Schreiberei
> Eingeweiht war? Es verstauchte
> Mir die Feder, wer sie brauchte,
> Wer es auch gewesen sei.
>
> Hat die Frau darauf gesprochen:
> Hab ich sie doch nicht zerbrochen
> Und nur im Haushaltungsbuch
> Hab ich hier sechs oder sieben
> Wicht'ge Zahlen angeschrieben,
> Wichtiger als mancher Spruch! —
>
> „Freilich ist der Haushalt wichtig,
> Und die Poesie ist nichtig,
> Ich erkenn' es in Geduld.
> Aber kann ich mit ihr wieder
> Nie mehr schreiben Liebeslieder,
> Geb' ich dir allein die Schuld."

[1]) Ein anständiges Tintenfass muss man als Waffe gebrauchen, z. B. dem Teufel an den Kopf werfen; wie dies Dr. Martin *Luther* auf der Wartburg tat. Von solchem Umfange sieht man dieses Gerät auf dem Bilde: Kalamalmacher (Tintenfassmacher), bei Ernst *Mummenhoff*. Der Handwerker in der deutschen Vergangenheit. (Monographien zur deutschen Kulturgeschichte, hg. von Georg *Steinhausen*, Bd. 8, Lpz. 1901, 40/41 (Beilage 6): Stadtbibliothek Nürnberg. (Von calamus; im calamale stecken auch die Federn).

[2]) *Lobeck*, Akad. Reden; Auswahl von *Lehnerdt*. Berlin 1865, nr. 37: De depositione academica Gehalten am 18. Januar (zum Krönungsfeste) 1852. S. 213 bis 216 (Eine wichtige Rede). Das. S. 213 . . . ., quo clamore et strepitu, quum primum auditoria professorum intrarent, a commilitonibus senioribus excepti sint.

[3]) *Friedberg* 60, mit Anm. 2). Ähnlich dem Eloquenz-Professor, scheint also auch der Depositor an die philosophische Fakultät, wie erklärlich, gebunden gewesen zu sein. — Das signum depositonis ward übrigens noch im 19. Jahrh. zu Leipzig bei der philosophischen Inscription mit 1 Taler 10 Silbergroschen in Anrechnung gebracht. (Eckstein bei Schmidt. aaO. 49).

auf das Externat hinweisen. Lobeck selber hielt seine großen öffentlichen, berühmten Festreden im Auditorio Maximo am Dom (jetzt Bücher-Magazin der Stadtbibliothek). Dort waren solche Gewohnheiten wohl ausgeschlossen (und übrigens bereits auch erloschen).

Unsere ehrwürdige mater Albertina ist, wie schon gesagt, für die Geschichte des Pennalismus von Bedeutung. Hierzu hat vielleicht der Umstand beigetragen, daß weniger bemittelte einheimische Studierende zu besser situierten „baltischen" Kommilitonen in das Verhältnis der Stubenburschen eintraten. Die Begriffe pauper und dives spielten eine große Rolle, namentlich bei den Kolleggeldern (non dedit und dedit).

Hier in Königsberg war im 18. Jahrh. auch bei den Kaufleuten eine Deposition im Schwange. Wir hören darüber einen Bericht vom Jahre 1703:[1])

> Regiomonti hic apud nos, famuli Mercatorum novitium aliquem in consortium non recipiunt, nisi eum prius variis ceremoniis saxo cuidam alliserint, quod sua lingna nominant Kaysern.

Auch im nahen Fischhausen wurden (noch viel später, bis etwa zur Mitte des 19. Jahrh.) die jungen Leute, bei der Aufnahme in die Bürger-Gesellschaft, „gekaisert". Man führte sie in den Stadtwald und stieß sie mit dem Hintern dreimal an einen Baum.[2]) Der Brauch gemahnt an die drei Schläge, welche die Bergknappen, vor dem ersten Einfahren in die Grube, auf das sogen. „Arschleder" empfangen (nicht a 1). (Diesem Leder entspricht die Schürze der Steinmetzen und Freimaurer.[3]) Beide sind aber nur eine Weiterbildung des Lendenschurzes der Naturvölker, welcher bekanntlich keinem ästethischen, sondern einem sanitären (hygienischen) Zwecke dient.

Während also die Königsberger Kaufleute mit dem Stein[4]) „vexieren", sind wir in Fischhausen wieder beim Holze angelangt. Dem hölzernen Stabe wohnt eine geheime Zauberkraft inne[1]), von welcher der unscheinbare Bleistift heute noch Zeugnis ablegt.

Das Holz scheint auch im Lüneburger Salinenwesen eine Rolle gespielt zu haben, wenn wir cupa durch „Kufe", vgl. Georges I.[7] 1694, Weigand I.[5] 1165, übersetzen dürfen:[2])

> Christianus Calenus Medicinae Doctor in oratione de ritu depositionis Ad. 1569 die 29. Juni in Academia Gruphiswaldensi habita, refert, quod Lünaburgi etiam veri haeredes non prius in possessionem salinarum admittantur, quam pro consvetudine civitatis illius, cupam, ut vocant, per omnes ricos tanquam in Triumpho, non sine vitae discrimina ductitaverint.

Beziehungen zur Wassertaufe scheinen hier vorzuliegen. (Der gefüllte Kübel mußte vielleicht auf dem Kopf oder auf dem Rücken getragen werden?)

Deutlich tritt nun aber der erotische Charakter des Schreibinstrumentes zu Tage in dem Worte „Pinsel", welches aus penicillus oder penicillum entstanden ist. Dieses Diminutiv eines Diminutivs (von peniculus von penis) entspricht dem griechischen γραφίς oder φεῖον.[3]) Siehe Weigand und Heyne. Es bezeichnet nicht nur den Malerpinsel (mit einem Haarbüschel) sowie einen Schwamm zum Abwischen, sondern auch geradezu den Schreibstift (zu γραφή, Schrift; γραφεύς Schreiber; γράμματα Buchstaben, Literatur). Der Stift kann von Metall sein, aber auch von Holz; er dient zum Beritzen der mit Wachs überzogenen Buchsbaumtäfelchen.[4])

Das gutmütig neckende Scheltwort „Pinsel" hat daher einen ironischen Beigeschmack. (=Hahnrei.

---

[1]) *Kunßmann* aaO. S. 4. Die Situation erinnert an das Gautschen bei den Buchdruckern.

[2]) G. A. *Scheiba*, Geschichte der Stadt Fischhausen. Festschrift zur Feier des 600jährigen Bestehens der Stadt Fischhausen am 19. August 1905. Fischhausen 1905, 87 f. Der Baum war eine Kiefer. Diese Bürgerweihe fand alle drei Jahre statt. (Juli oder Juni).

[3]) Ungemein lehrreich ist Mozart's „Zauberflöte", welche den Untertitel führen könnte: „Die Deposition des Tamino". Dieser besteht die Feuer- und Wasserprobe. Die Flöte ist von Holz. Papageno, der dienende Bruder, führt das πλῆκτρον des Saitenspiels.

[4]) Über das Hindurchkriechen durch ein steinernes „Nadelöhr" vgl. *Kunßmann* aaO. Dieses entspricht dem Astloch. (Der Baumkult.)

[1]) Aarons Stecken grünt, blüht und trägt Mandeln; 4. Mos. 23. 24. (8. 9.) (Zu vergleichen ist das dürre und trotzdem aufbrechende Reis in der Tannhäusersage.) — Moses schlägt mit dem Stabe Wasser aus dem Felsen. 2. Mos. 17, 63. Es ist der Stab Gottes. (17, 9.)

[2]) Das folgende Citat wieder bei *Kunßmann* aaO. S 4.

[3]) *Blümner*, Technologie 4, 425 f. Bei Homer ist dieses Instrument noch unbekannt; vgl. Gladstone, Homer und sein Zeitalter, deutsch Bendan, 66 f. (W. *Helbig*. Das homerische Epos an den Denkmälern erläutert. 2. Aufl. Lpz. 1887). *D. E. Buchholz*, die homerischen Realien II, 1. (Das öffentliche Leben), Lpz. 1881, 188 ff, 199 ff. *(τέκτων)*; 192 ff *(χαλκεύς)*.

[4]) Später Schiefertafel und — stift. Wachstafeln mit Schülerschriften noch im 15. Jahrh.; vgl, *Wattenbach*, Das Schriftwesen im Ma. I. Lpz. 1871, 54. (Daselbst über Strafhölzer zum in die Hand klappen). Vgl. Kerbholz, talea — Taille, Steuer.

Anekdote: Eine Malerin bittet den Hausfreund, ihr einen Pinsel zu senden; er schickt ihr den Gatten).[1] Ähnlich nennen wir einen jungen, noch nicht geschlechtsreifen Menschen euphemistisch einen „Stift". (Typisch für den Kellnerlehrling, den piccolo).

Heranzuziehen ist das steinerne Beschneidungsmesser der Israeliten (Jungfrauenweihe). Die fibula ist wohl meist eine Holzscheibe, sie wird in die Scheide eingeführt (oder ein Holzstift). Die „Verzierung" der durch eine Holzplatte vergrößerten Unterlippe ist bekannt. Auch die Geschichte des Schmuckes (sowie der ganzen Kleidung)[2] gehört zu den Uranfängen der Schrift. Bestimmte Körpertrachten sind naturgemäß an gewisse Altersklassen gebunden. (Tätowierung; schmerzhaft, auch lebensgefährlich. Blutvergiftung bei Matrosen, durch Tusche). Die Berechtigung zum „Tragen" eines Schmuckes setzt ein gewisses Maß der Fähigkeit voraus, Schmerzen zu ertragen. Diese soll durch die Deposition (oder deren vorbereitendes Stadium) erst bewiesen werden. Vom Kopfschmuck des Maori-Häuptlings bis zur Krinoline ist ein weiter, aber gerader Weg. Die riesige Staatsperücke („Atzel") verursacht auch physische Beschwerden welche eben ja nur die studierte und graduierte Denkerstirne zu ertragen vermag. Wir müssen uns erst langsam an den Gedanken gewöhnen, daß dies alles mit dem Zweck und der Übung der Jugendweihe zusammenhängt.[3] Die spartanischen Jünglinge wurden bis aufs Blut mit Ruten gegeisselt. Auch zum Stehlen wurden sie angehalten, wobei wir an Hermes denken, den Gott der Diebe. Einer hatte einen entwendeten Fuchs unter seinem Gewande verborgen; welcher ihn so lange biß, daß er endlich ohnmächtig, aber lautlos zusammenbrach.[4]

Solche aus dem Altertum überlieferte Anekdoten finden sich wohl noch hie und da in unseren

[1] Purissimus penis heißt Horaz bei Sueton (vit. Hor. p. 297 Roth). Es war ein Scherz des Kaisers Augustus. (Nicht des Maecenas.)

[2] Fritz *Rumpf*, Der Mensch und seine Tracht. Berlin 1905. Bezeichnend ist die Redensart: „Jemanden eine Tracht Prügel versetzen". Auch schafft sich wohl jemand eine neue „Kluft" an (ahd. clioban; vgl. „klobig"). Verkleidete „Holz- oder Buschmänner". Deponendus!

[3] Hier hat *Schade* (aaO) den Weg gewiesen. (Über die Äschyleischen Prometheusfragen, sowie über das Satyrspiel vgl. im allg. noch Christ, Griech. Lg. passim).

[4] Dürfen wir dabei an den Geier des Prometheus denken? (Vgl. *Marie Madaleine* und den Fall „Dippold").

Schul- und Lesebüchern. Im allgemeinen wird aber die „reifere Jugend" heute meist von dergleichen Geschichten ferngehalten; wobei sicherlich nicht der Grund vorliegt, sie vor etwaigen erotischen Eindrücken zu bewahren. Vielmehr wiegen und schaukeln wir uns gern in einer Art von süßlicher Romantik; welche aber nicht geeignet ist, ein starkes Geschlecht heranzubilden. Und das Menschenvolk der Schreiber ist ein starkes Geschlecht gewesen! Prometheus ruft im Titanentrotz zu Zeus empor![1]

> „Hier siz ich forme Menschen
> Nach meinem Bilde
> Ein Geschlecht das mir gleich sey
> Zu leiden weinen
> Geniessen und zu freuen sich,
> Und dein nicht zu achten
> Wie ich".[2]

Im Jahre 477 v. Chr. (479/78) erfolgte ein Ausbruch des Ätna. Etwa 10 Jahre später setzt man die Entstehung des „Gefesselten Prometheus" an. Die Frage ist wichtig, weil Äschylos den zweiten Schauspieler eingeführt haben soll (Sophokles den dritten). *Κράτος καὶ Βία* (Robur et Vis) sind aber als eine einzige Figur aufzufassen, dargestellt vom zweiten Schauspieler.[3] Der erste spielt den Hephaistos und spricht dann später die Rolle des Prometheus; hinter die Puppe tretend, welche diesen repräsentiert. Anders ist die Situation kaum zu denken (dem Prometheus ist ein Pfahl durch die Brust getrieben).[4] (Schluß folgt).

[1] *Der junge Goethe.* Seine Briefe und Dichtungen von 1764—1776. Mit einer Einleitung von Michael *Bernays* 3, Lpz. 1875, 159. — Neuerdings hat die „Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur" in einer „Weltlichen Sonntagsfeier" („Die Kluft der Zeit") das Thema neu zu beleben versucht: Ludwig *Fulda:* Prometheus Pyrophoros; *Beethoven,* Cis-Moll-Sonate (Berl. Tagebl. 11. II. 20).

[2] Also anthropomorph! — Die Welt erbebt von diesen gigantischen Versuchen. „Prometheus bemüht sich unter der Erde seine Fesseln zu zerbrechen". Edward *B. Tylor,* Die Anfänge der Kultur. Deutsch von *Spengel* u. *Poske I,* Lpz. 1873, 359.

[3] Vgl. Karl Ernst Christoph *Schneider* im Breslauer Index Lectionum. Wintersemester 1823/24. (Auch für das Folgende zu vergleichen). Eine kurze, aber wertvolle Abhandlung.

[4] Aeschyli Tragoediae. Recensuit Godofredus *Hermannus II,* Lpz. 1852 (55) f: Adnotationes in Prometheum Vinctum. Bestätigt im Wesentlichen die Schneiderschen Ausführungen.

Babylonisches Schrifttum.

Von Professor Dr. ECKHARD UNGER-Berlin.

1. Fortdauer der antiken Hauptstädte in der Gegenwart.

Wenn wir uns einmal die Frage vorlegen, inwieweit haben die Hauptstädte der antiken Welt ihren Platz behauptet, existieren sie noch heute fort oder nicht, so scheiden sie sich ganz auffällig in zwei Gruppen. Die eine Gruppe bilden die Hauptstädte der griechisch-römischen Welt, die Städte, die im ersten Jahrtausend v. Chr. also erst in verhältnismäßig junger Zeit gegründet wurden, Athen, Rom und Byzanz, das später als Konstantinopel zur Reichshauptstadt erhoben wurde. Ihre Stätten sind noch heute bewohnt, der alte Glanz leuchtet ihnen auch heute noch. Das Gegenstück bilden die Residenzen der altorientalischen Reiche, deren Stätten heutzutage z. T. völlig wüste liegen. Ihre Lage war uns deshalb lange Zeit ganz unbekannt und mußte oft erst durch Ausgrabungen festgestellt werden. Ihre Kulturen gingen frühzeitig unter, und, was die Hauptsache ist, ein ganz andersartiges Volk mit anderen Überlieferungen, die Araber, nahmen Besitz von dem alten Kulturboden; sie bauten sich neue Städte, zwar in der Nähe der alten, aber niemals unmittelbar auf ihren Trümmern, die einer Neusiedelung hinderlich, aber als Lieferanten für das Baumaterial doch von höchstem Werte waren. Stets wurde die neue Baustätte auf das jenseitige Ufer des Flusses, der die alte Stadt bespülte, verlegt. So haben wir heute den Nachkommen von Ninive in Mossul, den von Babylon in der Kleinstadt Hilleh; Memphis in Ägypten setzt sich heute in Kairo, Theben in dem kleinen Dorfe Luxor fort, alle neuzeitlichen Ortschaften auf dem gegenüberliegenden Ufer des Tigris, des Euphrats oder des Nils. Die Beibehaltung der alten Hauptstädte Europas aber gründet sich darauf, daß hier dieselben Völker mit den alten Traditionen, mit Kenntnis der alten Sprachen und mit Verständnis für die alten Denkmäler lebten.

Entsprechend der Erhaltung der alten Stätten ist auch die Kenntnis der alten Kulturen und Sprachen eine verschiedene. Das Lateinische als lebende Sprache war erloschen, aber es lebte in der Kirchensprache durch die Bibelübersetzung der Vulgata fort; ähnlich verhält es sich mit dem Griechischen, dessen Verständnis durch das griechische Neue Testament und die Septuaginta aufrecht erhalten war. Darum war es unnötig, die alten Inschriften in neuerer Zeit von neuem zu entziffern oder die Sprachen von Anfang an zu studieren.

Ganz anders aber verhält es sich mit der Kenntnis der altorientalischen Sprachen und Schriften, die in moderner Zeit völlig abhanden gekommen war und die erst einer Erforschung bedurfte.

2. Schwierigkeit der Entzifferung der Keilschrift.

Die Entzifferung der ägyptischen Hieroglyphen war verhältnismäßig leichter als die der Keilschrift. Ägypten hatte auch am längsten unter römischer Herrschaft gestanden. Erst 648 n. Chr. nahmen die Araber davon Besitz. Seit Alexander dem Großen hatten anfangs Griechen, dann Römer die Kultur des alten Ägyptens auf sich wirken lassen. Die monumentale Kunst wurde auch von den westländischen Herrschern im alten Stile, mit Hieroglypheninschriften dazu, fortgesetzt, auch zweisprachige Inschriften, die Grundlagen der modernen Entzifferung, wurden angefertigt. Ja man brachte in römischer Zeit eine Menge altägyptischer Denkmäler, wie Obelisken und Sphinxe, nach Rom und Konstantinopel, wo sie auch später, als die Verbindung Ägyptens mit Europa durch die Araber und Türkenherrschaft völlig unterbrochen war, ein gewisses Bild von der Größe Ägyptens und seiner Kultur gaben.

Schwieriger mußte eine Entzifferung der Keilschrift sein, da die Geschichte eine ganz andere Grundlage hierfür schuf. Die Herrschaft der Griechen seit dem Eroberungszuge Alexanders war nur von kurzer Dauer. Schon um 200 mußten die Diadochen den Partherkönigen den eigentlichen Kern der altorientalischen Kultur, Babylonien, preisgeben und selbst die Römer beschränkten sich auf eine Beherrschung des Nordens, von Assyrien, die auch nur recht oberflächlich genannt werden muß. Von den Griechen besitzen wir noch Keilschrifturkunden, einige wenige offizielle Inschriften und eine Reihe von Verträgen und Geschäftstafeln. Die zweisprachigen Texte beschränken sich auf mehrere Bruchstücke von Vokabularen, wo babylonische Worte mit griechischer Übersetzung gegeben sind. Noch unter den Parthern, den Arsakidenkönigen, schrieb man Keilschrift. Sie erlosch aber schon im ersten Jahrhundert v. Chr. und, als die Römer die Erbschaft im Osten antraten, war die Keilschrift eine längst vergessene Schrift. Die Diadochen,

welche keinen Landbesitz in Europa besaßen, hatten kein Interesse, Keilschriftdenkmäler dorthin zu verbringen, und auch die Römer haben es nicht getan. Sie beherrschten in Wahrheit nur einen kleinen Teil des alten Kulturlandes und dann waren die Denkmäler auch unter gewaltigen Lehmhügeln schützend begraben. Außer einigen Siegelzylindern gibt es nicht ein assyrisches Relief, das vielleicht in römischer Zeit nach Rom gekommen wäre. Zur Entzifferung der Keilschrift fehlte es also an jeder Überlieferung und an zweisprachigen Texten. Die Entzifferung konnte erst durch glückliche Kombinationen geschaffen werden und so muß sie als eine der genialsten Taten des menschlichen Geistes gelten.

3. Entzifferung der Keilschrift.

So ist es denn auch kein Zufall, sondern ganz folgerichtig, daß man die Entzifferung bei den jüngsten Keilinschriften, den altpersischen der Achämenidendynastie begann, deren Geschichte durch andere Überlieferungen geläufig war, durch Herodot und die Bibel. Die ältere Geschichte der altorientalischen Reiche aber war aus diesen Quellen zu dürftig bekannt, die Namen vielfach verstümmelt, sodaß erst die Originalurkunden selbst über die alte Kultur Aufschluß zu geben vermochten. Die altpersische, vom König Darius I. geschaffene Keilschrift war außerdem die einfachste der verschiedenen Schriftarten, in der eine Kreuzung der Keilzeichen vermieden war[1]) und die sich darum auch leichter abschreiben ließ. Orientalisten versuchten sich zwar zuerst vergeblich in der Entzifferung, bis ein Nichtfachmann, der Göttinger Oberlehrer Georg Friedrich Grotefend durch seine genialen Kombinationen den Grundstein der Entzifferung mit einem Schlage fand, auf dem dann wieder die Fachgelehrten weiterbauen konnten. Das Inschriftenmaterial lieferte Carsten Niebuhr in seiner Reisebeschreibung nach Arabien 1774—78, wo er dreisprachige, in drei Keilschriftarten abgefaßte Inschriften aus Persepolis — insbesondere B und G waren die wichtigsten — sorgfältig kopiert veröffentlicht hatte. Niebuhr beobachtete schon richtig, daß sie von links nach rechts geschrieben seien. Von größtem Werte war eine Abhandlung des Dänen Münter[2]). Er bewies, daß die Ruinen von Persepolis und die Keilinschriften dort von den altpersischen Königen, den Achämeniden, herrührten. Einen oft wiederkehrenden schrägen Keil stellte er als Worttrenner hin und vermutete in einer mehrmals vorkommenden Zeichengruppe das Wort „König". Sie kommt meist zweimal nebeneinander vor und das zweite „König" hat einige Zeichen mehr, welche Verlängerung aus Flexion entstanden ist. Diese Gruppe bedeutet „König der Könige", ähnlich, wie bei den neupersischen Inschriften der Sasaniden. Überhaupt war die Kenntnis dieser griechisch und pehlewi abgefaßten Inschriften, die Silvestre de Sacy 1793 erschlossen hatte, von größter Wichtigkeit auch für die historische Festlegung der persischen Keilinschriften. Ferner betrachtete Münter drei häufige Zeichen als Vokale. Auf den bisherigen Ergebnissen baute nun Grotefend weiter. Er legte seine Resultate der Göttinger Akademie am 4. 9. 1802 vor[1]), die aber nur einen kurzen Auszug in den „Gelehrten Anzeigen" vom 18. 9. 1802 brachte, während Grotefend seine Abhandlung an die Gelehrten unter der Hand weiterverbreiten mußte. Grotefend schloß aus der Tatsache, daß nur gegen vierzig Zeichen vorkamen und daß ein Wort manchmal aus zehn Zeichen bestand, daß die Keilschriftzeichen nicht Silbenwerte haben, sondern Buchstaben nach Art unseres Alphabets sein müßten. Die erste Zeichengruppe vor dem Worte für „König" ist der Eigenname des Königs. Die Inschriften B und G bei Niebuhr beginnen je mit einem andersartigen Königsnamen X und Y. Wenn nun der Name X, mit dem Inschrift B beginnt, in der Inschrift G erst in der dritten Zeile wiederkehrt, ebenfalls mit dem Titel „König der Könige" und mit einer Flexion, so ist X als der Vater des Y, des Urhebers der Inschrift G anzusehen und die Zeichengruppe, die vor dem X in dieser Inschrift steht, bedeutet „Sohn". Der König X war nun wiederum als der Sohn eines Z genannt, der aber auffallenderweise nicht den Königstitel führte. Somit war X der Gründer einer Dynastie und Y der Stammvater derselben. Grotefend erhielt dann eine Reihenfolge: Y, König, Sohn des X, König, Enkel des Z, Nichtkönig. Das paßte wunderbar auf Xerxes, den Sohn des Gründers der Achämenidendynastie, Darius, der der Sohn eines gewissen Hystaspes war. Nach Maßgabe der aus der Zendsprache, die man damals zu studieren begann, erschlossenen Königsnamen,

[1]) Dasselbe Prinzip wendeten die am Vansee in Armenien wohnenden Urarthäer an, als sie sich um 800 v. C. eine Keilschrift nach dem Muster der damaligen assyrischen schufen.

[2]) F. C. Münter, Versuch über die keilförmigen Inschriften, Kopenhagen 1802 (deutsche Übersetzung der 1800 von der dänischen Akademie herausgegebenen Schrift).

[1]) G. F. Gretefend, Praevia de cuneatis quas vocant inscriptionibus persepolitanis legendis et explicandis relatio, gedruckt von der Ges. d. Wiss. Göttingen, 13. 9. 1893.

setzte Grotefend nun die entsprechenden Namen ein, vgl. Abb. 1. Da aber Grotefend selbst kein Orientalist war und sich auch nur auf unzureichende Arbeiten verlassen mußte, so gelang ihm nur, elf der 37 persischen Keilschriftzeichen einwandfrei zu lesen, während die übrigen von den Fachgelehrten später in der Lesung verbessert wurden. Immerhin bleibt Grotefend das große Verdienst, durch seinen Scharfsinn den Schlüssel zur Entzifferung gefunden zu haben.

Die persischen Inschriften von Persepolis waren nun dreisprachig, persisch, elamisch und babylonisch, so kam man allmählich auch dazu, die babylonische Schrift zu entziffern und die Sprache kennen zu lernen. Aber erst mit dem Beginn der Ausgrabungen in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts, als die Denkmäler reicher nach Europa strömten, begann ein lebhafterer Aufschwung der Entzifferungsarbeit, die bei den ältesten, sumerischen Inschriften immer noch nicht ganz vollendet ist. Unter den dabei tätigen Gelehrten sind zu nennen: Delitzsch, Hincks, Oppert, Rawlinson, Schrader und Talbot. Eine gute Bestätigung der Entzifferungsresultate ergaben die erst in den 80er Jahren auftauchenden zweisprachigen wenigen Tontafeln, die in Keilschrift und Griechisch abgefaßt waren. Als Grundstein der Entzifferung waren sie überflüssig geworden, als Kontrolle aber willkommen.

4. Schreibmaterial, Schriftunterschiede, Schriftrichtung.

Für die Entwicklung der Schrift ist immer maßgebend das Material, auf dem geschrieben und mit welchen Mitteln die Schrift verzeichnet wird. In Babylonien schrieb man auf dreierlei Weise: 1) mit einem Griffel ritzte man auf einer Tafel von Ton die Schrift ein. 2) Man meißelte sie in Stein. 3) Man schrieb sie mit Tinte auf Papyrus oder Leder. Das erste Verfahren bringt es mit sich, daß runde Elemente eines Bildzeichens eckig gestaltet werden; der zähe Ton gestattet keine runden gebogenen Linien, sondern nur gerade. Ferner wurde zu Beginn einer Linie durch den stärkeren Eindruck des Griffels ein breiterer keilförmiger Kopf erzeugt, was der ganzen Schrift das Gepräge geben mußte. Die Vereinfachung der Schriftzeichen setzte also sofort ein, indem runde Linien in eckige zerlegt wurden, deren verdickter keilförmiger Ansatz die Klarheit des ursprünglichen Bildes beeinträchtigte. Einer Vereinfachung der Zeichen aber war das schwere bedächtige Arbeiten auf den Tontafeln, das, wie wir sehen werden, mit der Faust ausgeübt wurde, nicht günstig. Sie setzte erst in der Hammurabizeit ein, um 2000 v. Ch., aus der uns namentlich eine große Zahl von Briefen, nur für den Augenblick geschriebenen flüchtigen Mitteilungen, überkommen sind. Regelmäßig wird eine vereinfachte Schrift erst von der Kassitenzeit (um 1700 v. Ch. ab verwendet.

Die dritte Schreibart, mit Tinte auf Papyrus zu schreiben, läßt zwar eine genaue Darstellung des Bildzeichens zu, aber die leichtere Beweglichkeit und die Haltung des Schreibstiftes zwischen Daumen und Zeigefinger verleitet zu schnellerer Schreibung und damit zu Abkürzung und Vereinfachung der Zeichen. Vielleicht ist es eine Bekanntschaft mit der leichteren, in Ägypten üblichen Schreibweise auf Papyrus, die wohl auch damals in Babylonien gehandhabt wurde und ihren Einfluß auf die Keilschrift z. Z. der Tel Amarnabriefe (um 1400 v. Ch.) ausgeübt haben mag. Daß die Babylonier und Assyrer auch auf Papyrus oder Leder geschrieben haben, ist sicher, solche Originalurkunden besitzen wir aber nicht, jedoch bildliche Darstellungen von ihnen, wenn auch erst aus dem 8. und 7. Jahrhundert v. Ch. Wir besitzen ein Relief aus dem Palaste des assyrischen Königs Tiglatpilesar III. aus Nimrud (8. Jahrh. v. Ch.). Man hat links eine durch Belagerung eroberte Stadt. Nach rechtshin ziehen die erbeuteten Einwohner und Viehherden, von Assyrern begleitet, von dannen. In der Mitte des Bildes (Abb. 2) aber stehen zwei Schreiber, ihnen gegenüber der Oberst, die Linke auf das Schwert gelegt, mit der Rechten den Kommandostab erhebend. Er diktiert den beiden Schreibern, die rasiert sind, langes Gewand mit Schärpe tragen und sich so als Offiziere zu erkennen geben. Auf der linken Hand des ersten Schreibers liegt nun ganz deutlich eine Tontafel, die rechte Hand faßt den Schreibgriffel so, als ob er sie zur Faust schließen wollte, wie die Assyrer auf Ton schrieben (s. S. 19). Der zweite Schreiber aber faßt den Schreibgriffel genau so wie wir und hält in der linken Hand ein gebogenes Stück Leder oder Papyrus.

Auf der Abbildung 3, die einen babylonischen Grenzstein in Berlin darstellt, überreicht der König Marduk-apla-iddina II. von Babylon (um 700 v. Ch.) dem mit einem Grundstücke belehnten Babylonier (rechts) eine gebogene lederartige Urkunde, auf der durch Striche eine Teilung in zwei Kolumnen gegeben ist.

Die Keilschrift wurde anfangs in horizontalen Kolumnen von rechts nach links geschrieben, während die einzelnen Zeichen von oben nach unten abgefaßt waren. Man teilte die horizontalen Kolumnen in schmale senkrechte Felder, in denen die Zeichen untereinander gesetzt wurden. Aber wahrscheinlich schon in früher Zeit, wohl um 2800 v. Ch., änderte man die Schreibweise in eine rechtsläufige um. Veranlassung dazu gab wohl der Umstand, daß die rechts fertiggestellte Schrift beim Weiterschreiben dem Verwischen durch die Hand ausgesetzt war. Ferner läßt sich beobachten, daß bei einer Schreibung von oben nach unten auf Ton wenigstens ein bestimmter Keilstrich dem Schreiber unbequem sein mußte. Während im allgemeinen die Striche entweder auf den Schreiber zulaufen oder doch parallel zu ihm von rechts nach links gehen, enthält mindestens $^1/_4$ aller Keilschriftzeichen einen Keilstrich, der vom Schreiber nach links schräg oben geführt wird, also von sich weg. Er konnte nicht mit der gleichen Kraft, wie die andern gezogen werden, da mußte eine gewisse Geschicklichkeit dafür eintreten. Diese und wohl auch noch unbekannte Gründe mögen dazu bewogen haben, die Schreibung von oben nach unten aufzugeben, und die rechtsläufige einzuführen. Es ist dabei wohl zu beachten, daß die neue Schreibung der Zeichen sich in derselben Weise vollzieht, wie früher, nur von links nach rechts; die Zeichen werden gleichsam nur nach links umgelegt. Was früher von oben nach unten war, wird jetzt von links nach rechts, was früher von rechts nach links war, wird jetzt von oben nach unten ausgeführt usw. Sobald nun diese Umlegung des Zeichens vollendet war, das Bild auf der Seite lag, war ein Erkennen des Zeichens als Bild unmöglich gemacht. Der Schreiber dachte nun bei der Vorstellung des Zeichens nur mehr an seinen Wort- oder Lautwert, niemals aber an seine ursprüngliche Bedeutung. Die Umlegung der Zeichen wurde erleichtert durch die Art der Urkunden, die drehbaren Tontafeln, die man nach alter oder neuer Schreibmanier lesen konnte, je nachdem man sie eben hielt. Einen wichtigen Anhalt zur Feststellung des Zeitpunktes für die Änderung der Schriftrichtung gibt eine Beobachtung des Griffeleindruckes auf dem Ton hinsichtlich seines Querschnittes, wie sie Leopold Messerschmidt in der „Orientalistischen Literatur-Zeitung" IX (1906) S. 306, hier Abb. 4 gemacht hat. Dieser Querschnitt ist von der zweiten Periode an schief geneigt, nur in der ersten Periode senkrecht. Wir kommen daher zu der folgenden Schlußfolgerung: Schrieb der Schreiber die Schrift, wie in ältester Zeit senkrecht auf sich zu, so mußte er den Griffel in der Faust mit dem oberen Ende nach sich zu geneigt halten, um die Stelle des Griffeleindrucks gut zu übersehen. Schrieb er aber von links nach rechts, so hielt er den Griffel aus demselben Grunde schräg nach rechts. Aus dem Querschnitte läßt sich also entnehmen, wann die Schrift zuerst von links nach rechts geschrieben wurde. Z. B. sind die Tontafeln in „Mémoires, Délégation en Perse" II, 130 deutlich senkrecht geschrieben. Die Zeit des Überganges zur rechtsläufigen Schreibweise wird repräsentiert durch die protoelamischen Urkunden aus der Zeit der Könige von Akkad, um 2800 v. Ch., die, wie die photographischen Aufnahmen zeigen, senkrechten und schrägen Querschnitt haben, also teils senkrecht, teils von links nach rechts geschrieben sind; vgl. „Mémoires" aaO. VI, S. 59 ff., s. die große Tafel 23/4.

Die zweite Schreibart, mit dem Meißel auf Stein, war die selbständigste, keinem technischen Einfluß unterworfen. So finden wir besonders in der alten Zeit in den Steininschriften jeweilig ältere Zeichenformen beibehalten. Auch werden sie in bewußter Absicht bis zur 1. Dynastie von Babylon (eingeschlossen) nach alter Weise in linksläufiger Richtung angefertigt, die Buchstaben dabei von oben nach unten gezeichnet. Erst seit der Kassitenzeit, nachdem die über zweihundert Jahre währende Herrschaft der hettitischen Fremdlinge wahrscheinlich einen guten Teil der alten Tradition hatte vergessen machen, wird auf allen Urkunden die horizontale rechtsläufige Richtung gebraucht. Die Schrift ist damals anfangs noch sehr ungelenk und roh. Die vereinfachte Kursive tritt nun auch bei offiziellen Steindenkmälern auf. Daneben gebraucht man aber auch eine bewußt archaisierende Schrift, die ihre letzte und größte Blüte noch unter Nebukadnezar II. im 6. Jahrhundert v. Ch. erlebte.

Nicht unbeachtet bleiben darf, daß ein gewisser Unterschied zwischen der babylonischen und der assyrischen Schrift besteht. Zwar existieren archaische assyrische Inschriften, soviel bis jetzt bekannt, nicht und im 3. Jahrtausend v. Ch. war die Schrift in Assyrien die babylonische. Mit dem Selbständigwerden des Landes von Babylonien, etwa um 2000, bekommt auch die assyrische Schrift einen eigenen Charakter. Sie ist im allgemeinen

regelmäßiger, symetrischer geschrieben, die babylonische Schrift viel kursiver. Namentlich in den letzten Jahrhunderten ist der Schriftunterschied ein ganz bedeutender. Man kann sagen, die politische Ordnung und Unordnung spiegelt sich auch in der Schrift Assyriens bezw. Babyloniens wieder.

5. Formen der Tonurkunden und ihre Verwendung.

Am häufigsten wird in Mesopotamien der im Lande anstehende Ton zu Urkunden verarbeitet. Im Laufe der Zeiten haben sich eine ganze Reihe von verschiedenen Formen herausgebildet. Die gewöhnlichste Art ist (vgl. Abb. 5).

1) die viereckige Tontafel. Ihre Gestalt verändert sich allmählich wesentlich. In der archaischen Zeit vor 3000 v. Ch. haben die Tontafeln eine fast quadratische Form. Die Schreibseiten sind beiderseits flach konvex gewölbt und stoßen an den Kanten im spitzen Winkel zusammen; dadurch wird die Tafel nur auf den beiden flachen Seiten beschreibbar, nicht aber auf den Rändern. Die Ecken der Tafel sind abgerundet. Als die semitischen Akkader die Herrschaft um 2800 v. Ch. übernahmen, war die Gestalt der Tafel schon modifiziert. Man zog eine längliche Form der quadratischen vor und schuf ein Unterscheidungsmerkmal von Vorder- und Rückseite der Tafel, indem man die Vorderseite ganz flach, die Rückseite aber nach wie vor konvex herstellte; die Kanten stießen noch in spitzem Winkel zusammen, sodaß sie, wie früher, ohne Schrift bleiben mußten. In der Folgezeit, um 2500 v. Ch., veränderte man die Form der Tafel nun in der Weise, daß die konvexe Rückseite ganz bedeutend mehr gewölbt wurde und ließ die Ränder, namentlich an den Schmalseiten nicht spitz zusammenstoßen, sondern flachte sie ab. Die Abrundung der Ecken fiel weg, die Tafeln wurden jetzt rechtwinklig. So gewann man Raum, auch hier an den Kanten die Schrift fortzusetzen, konnte also den Schreibraum erweitern. Man benutzte die Schmalseiten zur Fortsetzung des Haupttextes der Tafel; eine der Längsseiten, die meist schwach gewölbt blieben, diente gelegentlich zur Aufnahme von summarischen Notizen, wie Inhaltsangaben. Mitunter sind die Tafeln an den Seiten etwas konkav eingezogen. So blieb die Gestalt der Tafel bis ins 7. Jahrhundert hinein. Erst die Spätzeit, die der Neubabylonier und Perser, kehrte bei den kleineren Tontafeln zur älteren Form zurück, d. h. man behielt die oblonge Form bei, wölbte aber wieder beide Schreibflächen und machte auch die Kanten wieder konvex. Schon der äußern Gestalt nach läßt sich also eine Tontafel in eine bestimmte Zeit verweisen.[1])

Die Schreibweise ist dabei aber auch nicht unwichtig. In der archaischen Zeit schrieb man bekanntlich die Zeichen von oben nach unten und die Kolumnen von rechts nach links. Hatte man nun die Vorderseite z. B. in zwei Kolumnen vollgeschrieben, so drehte man die Tafel, auf der Kante rechts ruhend, nach rechts hin herum und beschrieb auch die Rückseite, hier aber zuerst die untere Kolumne und dann erst die obere. Dadurch kam der Anfang und das Ende eines Schriftstücks, wenn es die Tafel ausfüllte, untereinander. Als man die oblonge Form der Tafel eingeführt hatte, war man wohl dazu übergegangen, die Schrift rechtsläufig zu schreiben. Man nahm nun die Schmalseiten als oben und unten an, schrieb von links nach rechts die Vorderseite voll, ebenso den unteren Rand, sobald er vorhanden war, legte die Tafel nach vorn über und setzte die Schrift auf der Rückseite fort, im Bedarfsfalle auch auf den oberen Rand übergreifend, sodaß man den Text unmittelbar am Anfange endigte. Mitunter wurde auch der Längsrand links der Vorseite beschrieben, falls der Platz nicht ausreichte, niemals aber beschrieb man die rechts der Vorderseite befindliche Längskante, ein wichtiges Merkmal für die Vorderseite. So hingen oft Vorder- und Rückseite, in derselben Schriftrichtung geschrieben, miteinander derart zusammen, daß es nur aus der äußeren Form der Tafel, Flachheit der Vorderseite, Wölbung der Rückseite, schnell ersichtlich war, wo eigentlich der Text begann. Die größeren Tafeln beschrieb man zuweilen auch, indem man sie quer hielt. Die Tafeln der spätesten Zeit, vom 6. Jahrhundert ab, sind in der Regel quer geschrieben, insbesondere die von kleinem Formate. Manchmal kommt es auch vor, daß der Schreiber die Tafel seitlich nach links umlegte und beschrieb, wie wir es heute zu tun pflegen. Diese Fälle sind jedoch so selten, daß man mit einiger

[1]) Manchmal wurden die Tafeln mit Siegelzylindern gesiegelt. Seit 2000 v. Ch. etwa umhüllte man ausgefertigte Urkunden von Wichtigkeit, wie Verträge und Briefe mit einer Tonhülle, auf der die Aufschrift, summarische Notizen eingetragen und die Siegel abgerollt wurden. In der spätassyrischen und neubabylonischen Zeit bevorzugte man zum Siegeln Stempel, nach Art der ägyptischen Skarabäen.

Sicherheit einfach auf ein Versehen des Schreibers schließen darf.

2. Neben den viereckigen Tontafeln gab es auch runde, deren Vorderseite flach, die Rückseite aber stark konvex war. So konnten sie sich der hohlen Hand gut einschmiegen. Sie sind meist Übungstafeln von Schülern und waren um 2000 v. Ch. in Gebrauch (vgl. Abb. 6).

3. Eine Art von Urkunden sind Tonsiegel; sie haben eiförmige Gestalt, sind der Länge nach durchbohrt. Hier gingen wahrscheinlich die Enden der Schnüre hindurch, mit denen die Tonsiegel an gewissen Gegenständen, Krügen, auch Tieren befestigt waren. In Keilschrift trug ein solcher Tonsiegel meist die Bezeichnung des Gegenstandes, den Namen des Besitzers, vielfach noch das abgerollte Siegel desselben (vgl. Abb. 7).

4. Von ähnlicher Gestalt, mit und ohne Durchbohrung, olivenförmig an den Enden zugespitzt, sind aus der archaischen Zeit häufig Urkunden gefunden worden, die einen religiösen Namen eingeschrieben haben, deren Zweck aber bisher noch nicht sicher feststeht. Sie gehören jedenfalls zum Kultus. Man bezeichnet sie heute als Oliven (vgl. Abb. 8).

5. Ebenfalls religiösen Zwecken, als Urkunden für einen Tempelgrundstein, dienten runde nagel- oder keilförmige Tonurkunden. Sie lassen sich im ganzen babylonischen Altertum, wenn auch in wechselnder Gestalt, nachweisen. Die Tonnägel sind in archaischer Zeit sehr dick und ohne Kuppe. Die Inschrift ist in der Längsrichtung vertikal eingeritzt. Sie sind das Vorbild für die Hieroglyphe „Pflock" s. Tafel Nr. 5. Um 2600 ist die Form eleganter. Eine oft bedeutend vortretende Kuppe macht aus ihnen einen richtigen Nagel. Von Gudea gibt es hunderte von derartigen Urkunden. Neben dieser Form tritt in späterer Zeit um 2300 v. Ch. auch eine Zwergform des Nagels auf, dann aber ohne Kuppe. Gegen 2000 hört der Gebrauch solcher Urkunden in Babylonien auf. Die Assyrer übernahmen ihn, gestalteten aber die Urkunden vermöge ihrer höher entwickelten Technik etwas um. Schon um 1700 v. Ch., werden die Tonnägel hohl gearbeitet, dementsprechend breiter. Die Inschrift sitzt quer, zuweilen auch konzentrisch auf der Kuppe. Noch ist die Nagelform durchsichtig, wenn auch der Nagel einem Pilz schon recht ähnelt. Um 1300 v. Ch. ist der Pilz noch mehr verbreitet, die Kuppe ist fast kugelförmig geworden und trägt oben ein Loch. Diese Form bleibt der ursprünglichen Nagelurkunde bis zum Ende des assyrischen Reiches. Man hat bisher, ganz ohne Grund, eine Nachahmung des Phallus darin gesehen. Die Entwicklungsreihe ist aber so kontinuierlich, daß an einer Herleitung aus dem altbabylonischen Nagel nicht zu zweifeln ist. Die Assyrer nannten diese Urkunden „zigâti" und verwandten sie als Urkunden für Festungsmauern. (vgl. Abb. 9).

6. Umfangreichere Urkunden sind solche von prismenförmiger Gestalt, von 6, 7, 8 und 10 Seiten. Sie sind schon archaisch, später in Assyrien sehr beliebt und hier wieder im Einklang mit der besseren Technik hohl und darum gut gebrannt. Die Inschriften sind Weih-Inschriften, Bauurkunden auch mit historischen Erzählungen. Berühmt ist das Prisma Tiglatpilesars I. aus Kala't Scherkat (Assur). (vgl. Abb. 10).

7. Denselben Charakter besitzen die Zylinder aus Ton, die ebenfalls sehr alt sind und bis in die Diadochenzeit im Gebrauch waren. Die beiden berühmten Tonzylinder des Gudea (2600 v. Ch.) mit ihren überaus langen Inschriften gehören zu den bedeutendsten Urkunden dieser Art. Solche Zylinder sind mehrfach in den Ecken der Tempeltürme in einer Ziegelkapsel vermauert gefunden worden, so z. B. der Zylinder des Nebukadnezar II. aus Lugal-Maradda, in Leipzig (vgl. Abb. 11). Die Zylinder haben später oft auch die Form von Tönnchen, d. h. in der Mitte verdickte Zylinder. Das machte sie wohl haltbarer (vgl. Abb. 12).

8. Als sehr häufige Urkunden dienten die gebrannten Bauziegel, auf denen die Könige zu allen Zeiten ihren Namen und denen des Bauwerks, dem der Ziegel angehörte, einschrieben oder mit einem Stempel eindrückten, um die Vervielfältigung zu beschleunigen. Die ersten Stempel sind von den semitischen Königen von Akkad (2800 v. Ch.) bekannt (vgl. Abb. 13). Die Form der Ziegel ist in archaischer Zeit eigenartig; sie sind von oblongem Grundrisse und auf einer Fläche stark gewölbt. Später ist der Grundriß quadratisch und alle Flächen sind eben.

9. Außerdem gibt es Urkunden von eigentümlicherer Form, die nur zu besonderen Zwecken angewendet werden, wie Tonlebern, Amulette und Konsolen in Form von Tatzen oder Händen (vgl. Abb. 14.), und andere, auf denen sich Keilschrift findet.

(Schluß folgt.)

Die deutsche Literatur in der Universitätsbibliothek Jerusalem.

Von Bibliothekar Dr. H. H. BOCKWITZ-Leipzig.

Der Plan zur Begründung einer jüdischen Universität in Jerusalem ist verwirklicht worden, und damit ist die Schaffung einer Universitätsbibliothek — in weiterem Sinne der Aufbau eines palästinensischen Bibliothekwesens — als Grundlage künftiger Geistesbildung und Kultur im Lande Israel bei dem Teil der Judenschaft in den Vordergrund des Interesses gerückt, der das Judentum als geschlossene Nation in Palästina neu erstehen sehen möchte.

Der Gedanke, nach mehrtausendjährigem Nomadentum ein jüdisches Volksganzes im alten Stammlande wieder heranzubilden, ist nicht neu. „Malgré sa dispersion, plusieurs fois millénaire, le peuple juif a toutefois conservé un attachement profond et sentimental à son ancienne patrie. Cette nostalgie s'est manifestée à travers des siècles sous divers aspects. Tandis qu'au début cet attachement avait un caractère politique, il se transforma peu à peu en un sentiment de piété et une attente passive et résignée d'une délivrance, objet des voeux des Israélites croyants," sagt der jüdische Schriftsteller S. Katzenellenbogen in seinem Buche: L'Emigration juive (Bruxelles 1918). Aus dieser „attente passive" herauszutreten und tatsächlich das Experiment zu wagen, ein „Neupalästina" zu schaffen, ist das Ziel der zionistischen Bewegung im Judentume der Gegenwart. Waren im 15. Jahrhundert, als erstmalig aus Spanien Rückwanderungen von Juden nach Palästina stattfanden, religiöse Gründe maßgebend, so liegt es heute so, daß Teile der Judenschaft ein im Judentum stärker denn je erwachendes Nationalgefühl wahrnehmen, dessen Pflege ihnen ohne daß größere Volksteile in der alten Heimat bodenständig werden, nicht möglich erscheint.

Man ist der Meinung, daß, um diesen Gedanken durchzuführen, eine Kolonisation des Landes nach den früher üblichen Methoden wenig Zweck haben würde, wenn nicht in erster Linie die Intellektuellen den Mut finden, den Schritt ins Ungewisse zu wagen und um diesen den Weg zu bereiten, mußte der Gedanke der Errichtung einer Universität und der Schaffung einer ihr dienenden Bibliothek in erster Linie erwogen werden.

Der Weg, der beschritten wurde, um vorerst als Grundlage künftiger wissenschaftlicher Arbeit in Palästina eine jüdische Nationalbibliothek (zu der die Universitätsbibliothek werden müßte) zu schaffen, war ein doppelter.

Man besaß bereits in Jerusalem eine rund 40 000 Bände umfassende Büchersammlung (zum weitaus größten Teile eine Stiftung von Joseph Chasanowicz), die, abgesehen von dem geringen Bücherbestand, auch infolge mangelhafter Verwalwaltung und ungleichmäßiger Zusammensetzung als unzureichend angesehen werden mußte, obwohl sie zum Teil kostbare und seltene Werke, auch Handschriften, umfaßt. Ihr Hauptbestandteil ist die mittelalterliche hebräische Literatur. Erst in diesem Jahre ist ein Bibliothekar mit der sachgemäßen vorläufigen Verwaltung vertretungsweise betraut worden. Ergänzend sollte nun eine großzügige Werbearbeit unter Errichtung von Sammelstellen in allen Ländern einsetzen, als der Krieg das kaum begonnene Werk unterbrach.

Die Berliner Sammelstelle hatte bis dahin immerhin 10000 Bände zusammengebracht, desgl. waren weitere 10000 Bände hauptsächlich technischer Literatur in Amerika zusammengekommen, und die Washingtoner Congreß Library stiftete ihren (in Europa nur im Institut international de Bibliographie in Brüssel vorhandenen) Katalog als eines der umfassendsten bibliographischen Nachschlagewerke für Jerusalem.

In Rußland konnte eine Privatbibliothek (Baron Ginzburg) erworben werden, die freilich noch der Überführung harrt, die bei den jetzigen unsicheren Zuständen in Rußland ihre Schwierigkeiten haben dürfte; in Holland stellten beispielsweise „Teylers Genootschap und Maatschapij voor Wetenschapen" ihre Publikationen zur Verfügung, die von der amtlichen holländischen Dampferlinie gebührenfrei nach Jaffa gebracht wurden.

Die privaten Spenden waren vor dem Kriege, nächst Rußland, am reichlichsten in Deutschland geflossen; späterhin haben große wissenschaftliche Gesellschaften, wie die Berliner Gesellschaft für Erdkunde, ihre Publikationen gestiftet, und andere dürften diesem Beispiel folgen. Die Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften gibt ihr Interesse an der neuen Universität durch Stiftung ihrer Publikationen, soweit sie verfügbar sind, zu erkennen. Von privaten Stiftungen seien nur zwei hervorgehoben: eine Stiftung S. Strauß hat dem Leiter der Berliner Sammelstelle, dem Bibliothekar Prof. Dr. Heinrich Loewe, einstweilen 10000 M zur Anschaffung pazifistischer und völkerrechtlicher Literatur zugeführt und eine Stiftung Rosenbloom-Pittsburg brachte derselben Stelle die Summe von 100000 M zum Erwerbe von Werken aus dem Gebiete der Religion und Philosophie. Die Käufe aus diesen Stiftungen werden sich zum großen Teile auf deutsche wissenschaftliche Werke erstrecken. Mittlerweile ist auch Frankreich auf dem Plan erschienen und die französische Regierung hat eine jährliche Stiftung von mehreren tausend Bänden französischer Literatur für die jüdische Nationalbibliothek zugesichert.

Damit hat erstmalig eine Regierung ihr Interesse an der Neugründung durch die Tat bekundet und es ist nicht uninteressant zu bemerken, wie man in Frankreich gerne die Gelegenheit zur Verbreitung französischer Geisteskultur ergriffen hat, trotz der zur Zeit auch auf dem französischen Büchermarkt bestehenden Schwierigkeiten.

In welchem Umfange und nach welchen Richtungen hin dereinst die deutsche Literatur in der Jerusalemer Haupt- und in den übrigen geplanten Volks- und Bildungsbibliotheken vertreten sein wird, dürfte gewiß nicht gleichgültig sein. Begreiflich, daß die Wünsche der Beteiligten zunächst dahin gehen, die technische, medizinische und naturwissenschaftliche deutsche Literatur zu besitzen; das hängt eng mit dem im alten Vaterlande vorerst in materieller Hinsicht zu leistendem Aufbau zusammen. Wir würden es indessen eines Tages bereuen, wenn der erholungsbedürftige Arzt und Techniker dort deshalb zu dem üblichen gelben französischen Romanband, zu den Memoiren und Geschichtswerken französischer Staatsmänner und Historiker greifen müßte, weil unsere Philosophen, Klassiker und Historiker, unsere Romanschriftsteller und Dichter entweder ganz fehlen oder nicht in genügender Anzahl vertreten wären.

Und es ist gewiß einleuchtend, daß eine Regierung, die das großmütige Angebot der jährlichen Schenkung mehrerer tausend Bände macht, einigermaßen auf die *Auswahl* der gestifteten Literatur Einfluß nehmen wird. Bei der Ungleichmäßigkeit, die notwendigerweise zunächst und vielleicht für lange Zeit in den einzelnen Literaturgruppen in sachlicher und sprachlicher Hinsicht in einer Bibliothek herrschen muß, die größtenteils auf dem Wege *privater* Stiftungen zusammenkommt, erscheint der Entschluß Frankreichs als ein klug erwogener Schritt auf der Bahn seiner Politik einer systematischen pénétration pacifique des Orients.

Welche Aufgaben späterhin einer hebräischen Nationalbibliothek in Jerusalem erwachsen werden, ist heute noch nicht abzusehen. Zweifellos wird unter den Geisteswissenschaften die hebräische Archäologie, ein Gebiet, auf dem noch viel zu erwarten ist, an der Universität und folglich in der Bibliothek eine Rolle spielen. Auch als geistiges Zentrum semitischer Philologie könnte sie wohl eine Sonderstellung erringen. Das wird abhängen von dem Maße, in dem sich Intellektuelle aller Schichten zur Besiedelung des Landes einfinden werden und dies wieder wird durch die wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse bedingt sein, die sie dort erwarten.

Die von dem zum künftigen Leiter der Jerusalemer Bibliothek und zum Organisator des palästinensischen Bibliothekswesens bestellten Bibliothekar an der Berliner Universitätsbibliothek, Professor Dr. H. Loewe, zu leistende Arbeit am Orte selbst, wird einerseits viel organisatorisches Geschick erfordern, andererseits nicht ohne Enttäuschungen von statten gehen, und man wird diesem bibliothekarischen Experiment auf dem alten Kulturboden Palästinas mit Spannung entgegensehen dürfen.

::::::::::O::::::::::

Die Frankfurter National-Versammlung und die Presse.

Von Dr. RICHARD LEWINSOHN-Berlin. (Schluß.)

In der kleinen Gruppe, die sich nach dem Frankfurter Septemberaufstand von der Partei Robert Blums nach rechts abzweigte, nahm wiederum ein Journalist eine führende Rolle ein: Georg Friedrich Kolb. Kolb stammte aus der Rheinpfalz, die außer ihm noch einen anderen demokratischen Journalisten, den Redakteur des Kaiserslautner „Boten für Stadt und Land", Nikolaus Schmitt, in die Nationalversammlung entsandt hatte. Er war Herausgeber der „Speyerer Zeitung". Seine wichtigste journalistische Tätigkeit aber fällt erst in die Zeit nach der Revolution; er ist es gewesen, der die „Frankfurter Zeitung" aus einem Handelsblatt zu einer politischen Zeitung gemacht und ihr das streng demokratische Gepräge gegeben hat.

Auch in der dritten großen demokratischen Partei, der „Westendhalle", steht an der Spitze ein Journalist. Jakob Venedey, einer der häufigsten und einflußreichsten Redner der Paulskirche, entstammte einer alten liberalen Familie. Schon in jungen Jahren war er Mitarbeiter an dem Mannheimer „Wächter am Rhein" nahm dann an dem Hambacher Fest von 1830 teil und sollte deswegen an Preußen ausgeliefert werden. Er entfloh nach Frankreich, gab in Paris eine Monatsschrift „Der Geächtete" heraus und wirkte dort als Korrespondent mehrerer großer deutscher Zeitungen. Er gehörte zum Freundeskreise Börnes und zu den Gegnern Heines. 1848 erst konnte er nach Deutschland zurückkehren. In Frankfurt gab er die „Deutsche Reichtagsschau" heraus. Venedey ist einer der wenigen 48er gewesen, die nach 1870 nicht begeisterte Reichsdeutsche wurden, sondern die erkannten, daß von den beiden Idealen der Paulskirche, der deutschen Einheit und der Freiheit nur das erste in dem Reich Bismarcks verwirklicht worden war.

Die Zersplitterung der Linken in der Paulskirche, begünstigte das Anwachsen der reaktionären Macht innerhalb und außerhalb des Parlaments. Reichlich spät erkannte man auf der Linken die Gefahr. Ende November entschloß man sich endlich, eine demokratische Einheitsfront zu bilden. Unter dem Programm, „eine reindemokratische Verfassung für Deutschland im Sinne der Märzerrungenschaften zu schaffen, schlossen sich die drei demokratischen Fraktionen und einige Anhänger des linken Zentrums im „Märzverein" zusammen. Eine entsprechende Organisation sollte sich über ganz Deutschland erstrecken. Der Vater und Führer dieser Bewegung war wiederum ein Journalist, der Abgeordnete Eisenmann, von Haus aus Mediziner, hatte schon als Student an der Jugendbundbewegung teilgenommen und dafür eine längere Untersuchungshaft erlitten. Er hatte sich dann in seiner Heimatstadt Würzburg als Arzt niedergelassen und durch Fachschriften einen Ruf erworben. Als nach der Thronbesteigung Ludwigs I. ein freier Wind zu wehen schien, begründete Eisenmann 1829 in Würzburg das „Bayrische Volksblatt", in dem er seine freimütigen, aber keineswegs umstürzerichen Anschauungen darlegte. Er forderte für Deutschland einen monarchisch-repräsentativen Bundesstaat, der sich aus 10—12 Gauen zusammensetzen sollte. Jedem dieser Gaue sollte ein Monarch vorstehen, und diese wiederum sollten für eine gewisse Anzahl von Jahren ein Reichsoberhaupt wählen. Aber als 1832 die Reaktion wieder zu wüten begann, genügte ein derartiges Programm schon, um seinen Verfasser zu einem Staatsverbrecher schlimmster Sorte zu stempeln. Eisenmann wurde zu lebenslänglicher Festungshaft verurteilt, und da er nicht um Begnadigung betteln wollte, hat er 15 Jahre im Gefängnis zugebracht.

Neben Eisenmann hat noch ein anderer Veteran der Bayrischen Presse auf der Linken der Paulskirche gesessen: Johann Georg August Wirth. Wirth, dessen Mandat dann Fröbel übernahm, starb wenige Wochen nach der Eröffnung der Nationalversammlung und konnte daher seine hervorragende politische und rednerische Begabung im Parlament nicht mehr erweisen. Um so bedeutsamer ist aber die Stellung, die er in die Geschichte der deutschen Presse und namentlich in der Geschichte der Zensur einnimmt. Wirth hatte sich bereits durch juristische und nationalökonomische Arbeiten einen Namen erworben, als er sich nach der Julirevolution der Journalistik zuwandte. Seine erste Gründung, der Bayreuter „Kosmopolit" mißlang. 1831 berief ihn Cotta zusammen mit dem Darmstädter Journalisten Wilhelm Schulz, den wir ebenfalls auf der Linken der Paulskirche wiederfinden, nach München zur Herausgabe des „Inlandes", eines offiziösen Blattes des liberalen Ministerums, das aber bald den Unwillen des Königs Ludwig erregte und wieder verschwand. Wirth gründete nun ein neues Blatt, die „Deutsche Tribüne", in der er zur heftigsten Opposition gegen die Regierung überging. Unumwunden sprach er sich dafür aus, daß das einzige Mittel, Deutschland aus seiner Erniedrigung emporzuheben, in der Einführung einer gemeinwesen Nationalrepräsentation mit konstitutionellem Prinzipe bestehe. Bald meldete sich der Zensor, die Striche mehrten sich. Da wagte Wirth das Unerhörte; er druckte die gestrichenen Artikel trotzdem ab. Die Behörde war über diese unglaubliche Kühnheit so verblüfft, daß sie nicht sofort mit Gewalt vorging, sondern zunächst Instruktionen der Regierung einholte. Man beschloß, es mit gütiger Vermittlung zu versuchen. Es wurde Wirth eine besonders milde Behandlung zugesagt, wenn er die Tribüne nur der Zensur unterwerfe. Wirth lehnte aber ab. Nach weiteren Bemühungen der Regierung, in deren Verlauf es zu einem unblutigen Duell zwischen Wirth und einem Münchener General kam, verhängte sie Geldstrafen, und als Wirth passive Resistenz leistete und nicht zahlte, für jeden vom Zensor gestrichenen, aber abgedruckten Artikel 24 bis 48 Stunden Haft. So saß Wirth in jeder Woche mehrere Tage. Dieses Idyll dauerte bis in den Herbst. Doch während Wirth aus allen Teilen Deutschlands Zustimmungserklärungen erhielt, fand er bei der obrigkeitsfrommen Münchener Bevölkerung wenig Sympathie. Wirth siedelte deshalb Ende 1831 nach Hombach bei Zweibrücken in der Bayrischen Rheinpfalz über, wo ihm eine aufgeweckte Bevölkerung und freiere französische Gesetzgebung zur Seite standen. Auf Wirths Anregung entstand in Zweibrücken der „Deutsche Vaterlandsverein zur Unterstützung der freien Presse". Die „Tribüne" druckte weiterhin alles ohne Rücksicht auf den Zensor. Darauf versetzte die Regierung dem Blatte einen schweren Schlag. Sie sperrte ihm die Benutzung der Post. Als Wirth sich mit einem Botendienst half und auf weitere Entfernungen das Blatt unter Siegel versandte, wurde ihm die Druckerei durch die Polizei endgültig gesperrt. So endete diese merkwürdige Episode der deutschen Zeitungsgeschichte. Sie hatte freilich noch ein gerichtliches Nachspiel. Wirth wurde zwar von dem Geschworenengericht freigesprochen, aber das Zuchtpolizeigericht in Zweibrücken verurteilte ihn trotzdem zu 2 Jahren Zuchthaus. Als er diese verbüßt hatte, begab er sich nach Frankreich und nach der Schweiz, wo er die demokratische „Volkshalle" redigierte. Als auch diese von der Zensur unterdrückt wurde, zog er sich von der Journalistik zurück und verbrachte den Rest des Lebens in äußerst dürftigen Verhältnissen, nur noch mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt. Trotzdem er in den letzten Jahren vor der Revolution nur noch wenig in der Öffentlichkeit hervorgetreten war, genoß er doch in Frankfurt außerordentliches Ansehen, und nach seinem Tode wurde ihm in den „Biographischen Umrissen", dem „Kürschner" der Nationalversammlung, ein überschwenglicher Nachruf gewidmet.

Einen besonderen Kreis in der Paulskirche bildeten die Vertreter des jungen Österreichs. Es waren zumeist Schriftsteller, die mit dem gleichen jugendlichen Temperament für das Deutschtum in Österreich wie für die Sache der Polen und vor allem für eine entschiedene Demokratie eintraten. Die Radikaleren unter ihnen sammelten sich um den Dichter Moritz Hartmann, den Schwarm der Frankfurter Damen. Zu ihnen gehörte der Wiener Publizist

Adolf Wiesner, der Prager Literat Hedrich, der Redakteur des populären Wiener „Volksfreundes“ Joseph Rank. Zu den Gemäßigteren, deren Häuptling der junge Wiener Professor Giskra war, zählten der Schriftsteller Schuselka, der bald aus der Nationalversammlung ausschied und dann in dem Österreichischen Reichstag und später in der deutsch-katholischen Bewegung eine große Rolle spielte, und der bedeutenste der österreichischen Journalisten Ignaz Kuranda. Kuranda war anfangs in Wien Theaterkritiker, dann in Brüssel als Korrespondent der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ tätig und gab seit 1841 dort mit Unterstützung des belgischen Dichters Henrik Conscience eine deutsche Zeitschrift, die „Grenzboten“ heraus, in der er sich besonders für die flamische Bewegung einsetzte. Als Preußen der Zeitschrift das Postdebit entzog, weil Kuranda sich geweigert hatte, ein devotes Begrüßungsgedicht an Friedrich Wilhelm IV. aufzunehmen, gab er die Grenzboten nunmehr in Leipzig heraus. Das Blatt sollte fortan ein geistiges Band zwischen Deutschland und Österreich darstellen. Es vertrat im ganzen einen gemäßigten Liberalismus, hatte aber Mitarbeiter aus allen Parteien. Als die Revolution ausbrach, gab Kuranda die Redaktion an Julian Schmidt und Gustav Freytag ab, wirkte bis zum Herbst als Parlamentarier in Frankfurt und begründete dann in Wien die „Ostdeutsche Post“, die bis 1866 ein Hauptorgan der großdeutschen Politik war. Kuranda selbst war dann noch bis zu seinem Tode im österreichischen Parlament tätig und schließlich Ehrenbürger von Wien.

Wenden wir uns von der Linken der Paulskirche zu den Mittelparteien, so sehen wir, daß hier der Einfluß der Journalisten bereits geringer ist. Die Mitte des Hauses bestand von Anfang an aus dem linken Zentrum, dem „Württemberger Hof“, und dem rechten Zentrum, dem „Casino“. Von beiden Parteien zweigten sich im Laufe des Jahres verschiedene Gruppen und Grüppchen nach links ab, sodaß eine vieltönige Skala von den Anschauungen der Rechten zu denen der Linken herüberleitete. In allen diesen streng konstitutionellen, reformerischen Mittelparteien finden wir einen oder den anderen Herausgeber von Zeitungen und Zeitschriften. So gehörte zu den Mitgliedern des Württembergischen Hofes ein langjähriger Redakteur der Cottaschen „Allgemeinen“, Gustav Höfken; aber nur im „Augsburger Hof“ spielte der Leipziger Philosoph und Publizist Biedermann eine führende Rolle.

Unter den Parlamentariern des rechten Zentrums, der stärksten und stabilsten Partei der Paulskirche, treffen wir aber noch einmal einige bedeutende Journalisten der 30er und 40er Jahre. Der Heidelberger Historiker Gervinus, einer der Väter des Vorpalaments, war kein Meister der Rede und bestieg daher auch während seiner kurzer Anwesenheit in der Paulskirche nie die Rednertribüne. Um so größere Bedeutung aber hat er als Begründer und Herausgeber der „Deutschen Zeitung“ für die Politik der Paulskirche erlangt. Gervinus hatte schon im Jahre 1835 in Heidelberg anonym die „Deutschen Jahrbücher“ herausgegeben, einen der ersten Versuche, den deutschen Journalismus nach Art der englischen Reviews umzugestalten. 2 Jahre später finden wir ihn unter den „Göttinger Sieben“. Er war es, der den Protest der Göttinger Professoren gegen den Verfassungsbruch des Königs von Hannover in die Presse lancierte. Diese Flucht in die Öffentlichkeit war damals noch ein ganz ungewöhnlicher Weg. Gervinus ist damit einer der ersten in Deutschland gewesen, die die Presse als die große Glocke des politischen Lebens benutzt haben. Sein kritischer, temperamentvoller Geist, der weniger auf strengste Objektivität als auf eine persönliche, lebendig Durchdringung des Stoffes hielt, drängte ihn zur Journalistik. Doch konnte er den gelehrten Professor nie ganz verbergen.

Auch der andere bedeutende Badische Publizist der Casino-Partei, Karl Mathy, gehörte zu den Männern der „Deutschen Zeitung“. Obwohl er ein glänzender erprobter Parlamentsredner war, hat er in der Paulskirche nur selten die Tribüne bestiegen, dafür wirkte er um so eifriger hinter den Kulissen. Mathy ist durch die Biographie, die sein Freund Gustav Freytag ihm gewidmet hat, ein dauerndes Denkmal gesetzt worden, aber das Idealbild, das Freytag von ihm entworfen hat, bedarf noch einer kritischen Prüfung. Mathy begann als revolutionärer Republikaner und endete als höchst legaler großherzogl. badischer Ministerpräsident; und bei derartigen Metamorphosen geht es selten ohne peinliche und zweideutige Situationen ab. Als Mathy in die Frankfurter Nationalversammlung einzog, hatte er den entscheidenden Schritt seiner Wandlung schon getan. Mathy hatte bereits als junger Staatsbeamter die badischen Parlamentsberichte für die „Augsburger Allgemeine Zeitung“ geschrieben. In den 30er Jahren wurde er in die Demagogenuntersuchungen verwickelt, ging in die Schweiz und beteiligte sich dort an der Herausgabe der Zeitung „La jeune Suisse“, um die sich die politischen Flüchtlinge aus aller Herren Länder scharten. Dadurch kam Mathy bald mit der Schweizer Polizei in Konflikt und zog sich einstweilen von der Presse zurück, bis er 1840 nach Karlsruhe zurückkehrte und dort die Leitung der „Badischen Zeitung“ übernahm. 1842 wurde er in die zweite badische Kammer gewählt und nahm auf der Linken eine führende Stelle ein. Er gehörte anfangs zu den entschiedenen Oppositionsmännern, wurde aber allmählig regierungsfreundlicher, und als die badischen Radikalen im Frühjahr 1848 zur Tat vorgingen, rückte er sehr entschieden nach rechts ab. Im Frankfurter Vorparlament gehörte er bereits zu den Konservativen; und als Anfang April der Heckeraufstand ausbrach, stellte er sich ganz in den Dienst der Regierung und ließ ohne einen Haftbefehl, ohne irgend eine Anweisung den Redakteur der republikanischen Konstanzer „Seeblätter“ Fickler gefangen setzen. Durch diese Tat, die in Süddeutschland ungeheures Aufsehen erregte, war der Bruch mit der Linken endgültig vollzogen. Die Regierung aber belohnte seineEnergie, indem sie ihn zum Staatsrat ernannte. In der Nationalversammlung bewährte er sich nicht nur als Mann der Ordnung, d. h. der alten Ordnung, sondern auch als guter Kenner des Wirtschaftslebens. In dem etwas schattenhaften Reichsministerium, das die Nationalversammlung ernannte, bekleidete er ein Unterstaatssekretariat im Finanzministerium und brachte es später, nachdem er sich noch einige Jahre in Bankinstituten betätigt hatte, zum badischen Handelsminister und schließlich zum Präsidenten des Ministeriums. Aber nicht durch diese äußere glanzvolle Laufbahn unterscheidet sich Mathy von den Männern der Paulskirche, sondern auch durch seinen Charakter. Er war ein Realpolitiker, mit allen guten und mit allen schlechten Seiten eines Realpolitikers. Der hohe ideale Schwung, der die Bewegung von 1848 auszeichnet, der Glaube an den Sieg der Idee lagen ihm fern. Er war verschlossen, selbst gegenüber seinen Parteifreunden, skeptisch gegenüber dem Volke, ein kluger, nüchterner Geschäftsmensch; und es ist gewiß kein Zufall, daß gerade Gustav Freytag, der Lobredner der nüchternen Bürgerlichkeit und der aurea mediocritas, der goldenen Mittelmäßigkeit, sich Mathy zum Helden eines biographischen Romans auserwählt hat.

Neben Gervinus und Mathy finden wir in der Casino-Partei noch den Kölner Mevissen, der anfangs der 40er Jahre als Junghegelianer die „Rheiniche Zeitung“ mitbegründet hatte und inzwischen auch ein honetter Bourgeois geworden war; ferner Heinrich Laube, den späteren Burgtheaterdirektor, der zu den eifrigsten literarischen Publizisten des jungen Deutschlands gehörte.

Sehr spärlich war der Anteil der Journalisten auf der Rechten der Paulskirche, dem „Café Milani“, und der katholisch-konservativen Partei, dem „Steinernen Hause“. Hier herrschte der landständische Adel vor, und obwohl die weitschauenden Adligen die Bedeutung der Presse wohl erkannt hatten - man braucht nur an Bismarck zu erinnern, der im Jahre 1848 die „Kreuzzeitung“ mitbegründete, — so glaubten doch die eingeschworenen Anhänger des alten Regimes auch weiterhin mit der Zensur allein gegen die rebellische Presse auszukommen. Besonders in den Kreisen des hohen Adels galt es noch nicht als standesgemäß, für Zeitungen zu schreiben. So erhielt der Fürst Leiningen, der erste Reichsministerpräsident

von seiner Familie schwere Vorwürfe dafür, daß er sich in der Presse betätigt hatte.

Im ganzen aber war, wie wir gesehen haben der Anteil der Presse an der Zusammensetzung der Nationalversammlung ein außerordentlich großer, bedeutender als in den meisten Reichstagen und kaum geringer als in der Weimarer Nationalversammlung von 1919. Denn zu den Publizisten von Beruf und von Ruf gesellten sich noch eine Anzahl von Parlamentariern, die in ihrer Heimat ein kleines Lokalblättchen herausgaben, die zahlreichen Gelehrten, die in ihren Fachzeitschriften hier und da auch über politische Fragen schrieben, und die sehr große Zahl der gelegentlichen Mitarbeiter an Zeitungen und Zeitschriften. Man erfährt aus den Biographien nicht ohne ein heimliches Grauen, daß mehr als die Hälfte aller Abgeordneten sich auch journalistisch betätigt hat.

Bei einer solchen journalistischen Regsamkeit der Parlamentsmitglieder kann es nicht Wunder nehmen, daß man auch die Pressevertreter in der Paulskirche gebührend geachtet hat. Das zeigte sich schon äußerlich in dem Platz, den man den Parlamentsberichterstattern angewiesen hatte. Die Journalisten saßen unmittelbar hinter den Abgeordneten in dem runden Schiff der Kirche, während die Zuhörer die Emporen füllten. Ludwig Bamberger, der in Frankfurt als Berichterstatter für die „Mainzer" und für die „Königsberger Hartungsche Zeitung" wirkte, erinnerte sich noch im Alter gern an die gute Behandlung, die man den Journalisten in der Paulskirche hatte zuteil werden lassen. „O wie gut", schreibt er in seinen „Lebenserinnerungen", hatten wir es, wenn ich dies Leben vergleiche mit dem der Kollegen im heutigen Berlin. Wenn nicht alle, so doch die, welche sich einige Begünstigung erobern konnten, saßen in einer Reihe von Zuhörer-Logen, die sich ebener Erde um den Kreis der Abgeordneten gürtelförmig herumschlangen. Wir hatten also zunächst Ohr und Auge nicht anzustrengen. Das ist schon ein gewaltiger Vorteil für die Berichterstattung. Dazu kam, daß wir, nur durch die Logenbrüstung von den Abgeordneten getrennt, in aller Bequemlichkeit mit denselben sprechen konnten. Meine Loge lag noch dazu auf der äußersten Linken, sodaß auch die Volksvertreter meiner Farben stets zur Hand waren, um Gedanken auszutauschen. Mein Nachbar war ein Herr Starkloff aus Oldenburg, ein seiner Zeit ziemlich bekannter Schriftsteller, der später durch Selbstmord endete. An der anderen Seite war mein Nachbar August Lewald, der Herausgeber der „Europa", ein vor 1848 sehr einflußreicher und vielfach tätiger Autor. Hinter uns dreien saßen keine Reporter, sondern stammgastliche Damen, mit denen wir natürlich sehr bald uns zu einer kleinen Gemeinde zusammenschlossen... Die Strapazen des Berichtens waren unter so behaglichen Umständen sehr gut zu ertragen."

Die Parlamentsberichterstattung hatte in Deutschland 1848 durch die Parlamente der Einzelstaaten schon eine gewisse Tradition. Die offiziellen Berichte besorgte das Stenographische Büro und die Redaktionskommission der Nationalversammlung, deren Leiter ein Mitglied der Versammlung, Franz Wigard, war. Wigard, ein Freund Gabelsbergers, war einer der ältesten deutschen Parlamentsstenographen, der schon in den 30er Jahren in der bayrischen Kammer die Stenogramme geführt hatte und dann der erste Direktor des neugegründeten Stenographischen Instituts in Dresden geworden war. Er war also für den Posten der gegebene Mann. Die amtlichen stenographischen Berichte erschienen regelmäßig am Tage nach der Sitzung. Sie wurden von Wigard in 9 Bänden gesammelt und 1850 durch einen ausgezeichneten Registerband abgeschlossen. Nebenher sei bemerkt, daß gute Stenographen damals noch recht selten waren und ein Stenograph deshalb auch das gleiche Gehalt bezog wie ein Ministerialrat.

Die Zahl der Parlamentsberichterstatter für die in- und ausländische Presse war sehr stattlich, wenn auch die einzelnen Reporter zumeist mehrere Zeitungen versorgten. So entwickelte sich in Frankfurt um die Paulskirche ein reges journalistisches Leben. Den größten Anteil nahm daran die Frankfurter Presse selbst. Als die Nationalversammlung eröffnet wurde, gab es in Frankfurt, das damals 60000 Einwohner hatte, neben zwei liberalen Lokalblättern, dem „Freistädter" und dem „Frankfurter Journal" nur eine Zeitung von größerer politischer Bedeutung, die konservative „Oberpostamtszeitung", die in der Metternichzeit das österreichische Organ des alten Bundestags gewesen war. Sobald sich die politischen Ansichten in der Paulskirche zu sondern begannen, war daher das erste, daß jede Partei sich nach einem eigenen Preßorgan umsah. Die einzelnen Parlamentarier, die aus allen Teilen des Reiches zusammengeströmt waren, kannten zum größten Teil einander nicht, Parteiorganisationen waren noch nicht vorhanden, und so war die Zeitung der gegebene Weg, den Gleichgesinnten nach außen hin eine gemeinsame Basis zu verschaffen. Den Anfang damit machte die Linke, deren Führer Robert Blum bereits vom 21. Mai an die „Deutsche Reichstagszeitung" herausgab. Die „Reichstagszeitung" kann daher als das erste deutsche Parteiblatt im heutigen Sinne gelten. Sie kam an allen Tagen, vier Quartseiten stark eine Stunde nach der Sitzung heraus und brachte also den ersten gedruckten Bericht über die Verhandlung. Die Referate waren ausführlich, aber bereits ganz im Stile der modernen Parteipresse: die Reden der Linken wurden vollständig wiedergegeben, die der anderen Parteien nur auszugsweise und nicht immer korrekt. Auch die Art der politischen Polemik, wie sie die „Reichstagszeitung" übte, kannte man vorher in Deutschland nicht. Eine solche Heftigkeit und persönliche Bissigkeit hatte man wohl schon in literarischen Fehden erlebt, aber im politischen Kampf war dieser Ton etwas Neues. Die politische Richtung der „Reichstagszeitung" war bürgerlich demokratisch, gegen Sozialismus, gegen Putsche, aber für soziale Reformen, für eine förderative Republik mit streng parlamentarischer Regierung, in den Einzelstaaten Republik oder Monarchie.

Der „Reichstagszeitung" entsprachen auf der Rechten der Paulskirche die „Flugblätter aus der deutschen Nationalversammlung". Die konservative „Oberpostamtszeitung" hatte sich, wie es sich für ein offiziöses Blatt gehörte, nach der Revolution sehr schnell den Tatsachen angepaßt und setzte sich anstatt für den alten Bundestag nunmehr für eine von der Nationalversammlung zu erwählende provisorische Zentralgewalt ein, und als die Zentralgewalt wirklich errichtet war, wurde die „Oberpostamtszeitung" ihr amtliches Organ. Politisch vertrat sie fortan die Richtung des Reichsministeriums, also ungefähr die des rechten Zentrums. Als Regierungsblatt mußte sie sich aber eine gewisse Zurückhaltung auferlegen und eine mehr vermittelnde Stellung einnehmen. Die Rechte sah sich deshalb veranlaßt, sich in den „Flugblättern aus der deutschen Nationalversammlung" ein eigenes Kampforgan zu schaffen. Sie wurden von drei Abgeordneten der Rechten, Karl Jürgens, Bernardi und Friedrich Löw herausgegeben. Der eigentliche Leiter war Jürgens, ein sehr streitbarer Pfarrer aus dem Braunschweigischen. Die Tendenz der Zeitung, die zweimal wöchentlich erschien, war, die demokratisch-republikanisch-zentralistische Bewegung in scharfem und populärem Ton zu bekämpfen. In Übertreibungen, in Schlagworten, ja selbst in Unwahrheiten nahmen es die „Flugblätter", wie Jürgens selbst zugab, mit der Linken wohl auf. Zu Mitarbeitern gehörten die hervorragendsten Mitglieder aller Parteien der Rechten, der Ultramontane Radowitz, der geistvolle Detmold, ein Vertreter der äußersten Rechten, aber auch Abgeordnete des rechten Zentrums wie Mathy haben gelegentlich Beiträge geliefert.

Das eigentliche Organ der gemäßigten Rechten jedoch war die „Deutsche Zeitung". Die „Deutsche Zeitung", über dessen Vorgeschichte der Briefwechsel Mathys (den sein Neffe Ludwig Mathy unter dem Titel „Aus dem Nachlaß Karl Mathys" herausgegeben hat) Aufschluß gibt, war 1847 von einem Kreise von Universitätsprofessoren und hohen Beamten aus ganz Deutschland in Heidelberg gegründet worden. Ihr Ziel war, den deutschen Einheitsgedanken, besonders in Dingen der äußeren Politik zu

fördern und auf dem Wege friedlicher Reformen eine föderative konstitutionelle Monarchie zu errichten. Herausgeber war, wie wir bereits erwähnten, der Historiker Gervinus, ferner gehörten zur Redaktion die späteren Mitglieder der Nationalversammlung Höfken, Mittermaier und Mathy, zu den ständigen Mitarbeitern Dahlmann, Waitz, Beseler und zahlreiche andere bedeutende Gelehrte. Es waren dieselben Männer, die das Vorparlament einberufen hatten und in der Nationalversammlung den Kern der Kasino-Partei bildeten. Um dem Blatt einen größeren Wirkungskreis zu geben, wurde es am 1. Oktober 1848 von Heidelberg nach Frankfurt verlegt und wurde nun zur wichtigsten Parlamentszeitung. Ihre Leitartikel, die von den hervorragendsten Männern der Paulskirche verfaßt waren, zeichneten sich durch Gründlichkeit, oft freilich auch durch eine gewisse akademische Langweiligkeit aus. Sie war mehr eine täglich erscheinende Zeitschrift als eine Tageszeitung. Um die „Deutsche Zeitung" sammelte sich im Herbst 48 von links und rechts die „Weidenbuschpartei", d. h. die Männer, die sich für ein Erbkaisertum unter preußischer Führung einsetzten. Diesem Gedanken blieb sie treu, auch als Friedrich Wilhelm IV. die ihm von der Nationalversammlung angebotene Kaiserkrone zurückwies und damit die letzte Hoffnung der Erbkaiserlichen zu nichte wurde. Die „Deutsche Zeitung" ging schon im folgenden Jahre ein.

Der „Deutschen Zeitung", dem Organ des rechten Zentrums, kann man eine Zeitschrift der gemäßigten Linken, die „Deutsche Reichstagsschau", gegenüber stellen. Ihr Herausgeber, der Kölner Venedey, gehörte, wie wir schon gesehen haben, zu den Märtyrern der Metternichzeit. Aber er hatte sich in 18jähriger Verbannung den Glauben an den friedlichen Sieg der Einheits- und der Freiheitsidee nicht rauben lassen. Die revolutionäre Tat oder gar der Gedanke des Klassenkampfes lag dem weichen, pazifistischen Geiste Venedeys fern. Im Stil war das Blatt das gerade Gegenteil der professoralen „Deutschen Zeitung"; es war geistreich unterhaltend, bisweilen an das moderne impressionistische Feuilleton erinnernd. Einen großen politischen Einfluß hat die „Reichstagsschau", die nur kurze Zeit erschien, nicht gewonnen.

Zu den genannten politischen Blättern Frankfurts traten im Laufe des Jahres noch mehrere kleine Blätter, so in den letzten Wochen der National-Versammlung noch ein Organ der äußersten Linken, die „Neue deutsche Zeitung", eine Flut von Broschüren, von Flugblättern und Extrablättern und besonders von Karikaturen und Bilderbogen, in denen das Parlament und alles, was damit zusammenhing, mit mehr oder weniger Witz glossiert wurde. Die politische Satire und die Karikatur hat ja überhaupt in der Revolution von 1848 einen weder vorher noch nachher erreichten Höhepunkt erlebt, und so waren auch die verbreitetsten Publikationen über die Nationalversammlung zwei Satiren, die beide von Mitgliedern der Paulskirche verfaßt waren: die „Reimchronik des Pfaffen Mauritius", die der Dichter Moritz Hartmann anonym erscheinen ließ und von der in wenigen Monaten 30000 Exemplare abgesetzt wurden, und „Die Taten und Meinungen des Herrn Piepmeyer, Abgeordneten der konstituierenden Nationalversammlung in Frankfurt", die den Konservativen Detmold, einen Freund Heines, zum Verfasser hatten. Der Typus Piepmeyer, der Spießer, der sich weder im Leben noch in der Politik zurechtfindet, der vor lauter Ängstlichkeit und Gesinnungstüchtigkeit heute so und morgen so sagt und daher haltlos zwischen den Parteien hin und her pendelt, ein Typus, der ja inzwischen in Deutschland nicht ausgestorben ist, spukte noch lange Jahre auch in der Tagesliteratur und in den Zeitungen herum.

Das rege publizistische Leben, das sich infolge der Nationalversammlung in der neuen „Reichshauptstadt" entwickelte, pflanzte sich auch auf die nähere Umgebung von Frankfurt fort. In Hessen, im Badenschen, dem Ursprungsland des Frankfurter Parlaments, gewährte man auch in der Presse den Verhandlungen in der Paulskirche ausgiebig Raum. Weiter draußen aber bekümmerten sich die Zeitungen nicht allzuviel um das, was gerade in der Nationalversammlung zur Sprache kam. Zwar waren zu Beginn der Verhandlungen — es war gerade die Hochkonjunktur der Zeitungsgründungen — auch im Reiche hier und da besondere Parlamentsblätter entstanden. So erschien in Hildburghausen im Bibliographischen Institut von Meyer, dem heutigen großen Leipziger Verlage, eine „Deutsche Parlamentschronik". Im allgemeinen aber schenkte die Presse und besonders die norddeutsche Presse dem Frankfurter Parlament nicht die Beachtung, die die verfassungsgebende deutsche Nationalversammlung beanspruchen konnte. Die „Augsburger Allgemeine Zeitung", deren Glanzzeit 1848 zwar schon vorüber war, die aber doch noch immer das vielseitigste und bestinformierte deutsche Blatt war, brachte die Frankfurter Parlamentsberichte an der Spitze der Zeitung und widmete auch den laufenden Fragen regelmäßig kritische Leitartikel, in denen es mehr und mehr die rein österreichischen Interessen vertrat. In den Berliner Zeitungen aber führten die Berichte über die Paulskirche ein ziemlich kümmerliches Dasein. Sie standen inmitten allerlei Provinzneuigkeiten und waren in der Regel kürzer als die gleichzeitigen Berichte über die französische Nationalversammlung aus Paris. Besonders die partikularistisch gesinnte „Spenersche Zeitung", die von Anfang an dem Frankfurter Parlament wenig freundlich gegenüber stand, behandelte die Verhandlungen in der Paulskirche im Gegensatz zu denen der preußischen Nationalversammlung, über die sie sehr ausführlich referierte, möglichst geringschätzig. Ihr Korrespondent hielt es häufig erst zwei Tage nach den Sitzungen für nötig, darüber zu berichten, sodaß man in Berlin erst nach vier Tagen erfuhr, was sich in Frankfurt zugetragen hatte. Nur nach den großen Beschlüssen der Nationalversammlung verstieg man sich in Berlin zu besonderen Leitartikeln. Die erste dieser weittragenden Entschließungen war die Einsetzung einer provisorischen Zentralgewalt, d. h. eines parlamentarischen Reichsministeriums, und die Wahl des österreichischen Erzherzogs Johann zum Reichsverweser am 29. Juni 1848. Die „Vossische Zeitung", die damals mit 24000 Abonnenten das verbreiteste Blatt Deutschlands war, stimmte diesem ersten Versuch, die Reichseinheit zu begründen, freudig zu, die „Spenersche Zeitung" mit vielen Vorbehalten. Nun folgten in Frankfurt neben mancherlei außerpolitischen Erörterungen die monatelangen Debatten über die Reichsverfassung. Während dieser Zeit bekommt man in Berlin nur die stereotypen, ledernen Verhandlungsberichte zu hören. Nur selten bringt die „Spenersche Zeitung" von dem Berliner Abgeordneten Rudolph Lette, einem Mitglied des rechten Zentrums, einen ausführlichen Bericht aus Frankfurt.

Anfangs 1849 war das Verfassungswerk vollendet. Am 27. März wurde die Reichsverfassung, die ein Erbkaisertum, aber zugleich weitgehende Volksrechte vorsah, gegen die Stimmen der Linken und der äußersten Rechten angenommen. Am nächsten Tage wurde Friedrich Wilhelm IV. zum „Kaiser der Deutschen" erwählt. Das war natürlich auch für Preußen eine ungemein wichtige Frage, und nun begann in Berlin ein Streit für und wider die Annahme. Die „Kreuzzeitung", das Blatt der stockpreußischen Konservativen, war entschieden dagegen, die linksstehende Presse trat mit Nachdruck für ein einiges Deutschland unter preußischer Führung ein. Die schönsten Aufsätze dazu schrieb damals Willibald Alexis, der vom Januar bis Mai 1849 Redakteur der „Vossischen Zeitung" war. Aber es war vergebens. Friedrich Wilhelm IV. lehnte es ab, die Kaiserkrone aus der Hand des Volkes entgegen zu nehmen. Nun wußte man überall, daß es mit der Herrlichkeit der Nationalversammlung aus war, daß die alten Mächte wieder die Oberhand gewonnen hatten. Die Leute vom Schlage Piepmeyer beeilten sich, dem Frankfurter Parlament das Grabgeläute zu geben. „Mich überrieselt es kalt", schreibt am 14. Mai Alexis, „wenn ich in die Abhandlungen blicke, mit denen wohlmeinende Gelehrsamkeit, redlicher Wille unsere Zeitungen überschütten, um zu beweisen, daß man

in Frankfurt unrecht gehandelt, sich übernommen, übereilt sein Mandat überschritten, daß die Verfassung, wie sie ist, an Mängeln leide, daß man diese Mängel erst korrigieren müsse, bevor man sie annimmt, daß man also recht gehandelt, sich nicht zu übereilen, die Nationalversammlung auf die Quelle ihres Mandats freundlich hinzuweisen, vorher alles zu prüfen und dann erst das Beste zu behalten. Ja, ich gebe zu, es ist deutsch gehandelt, gründlich, höchst ehrbar, gewissenhaft, und doch begreif ich es nicht." Wenige Tage später löste sich die Versammlung in der Paulskirche auf. Die Regierungen beriefen ihre Abgeordneten ab, und die Mitglieder der Rechten und des Zentrums reisten folgsam nach Hause. Die Linke ging nach Stuttgart, um dort noch drei Wochen lang einen vergeblichen Kampf für die Reichsverfassung zu führen — für die Verfassung, die sie selbst abgelehnt hatte, — bis sie der Württembergische Minister Römer, der selbst Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung gewesen war, am 18. Juni 1848 mit Gewalt auseinander treiben ließ. „Das war das Ende einer Heldenlaufbahn!"

Wir haben bisher gesehen, welchen Anteil die Presse an der Entstehung, an der Zusammensetzung und an den Verhandlungen der Frankfurter Nationalversammlung gehabt hat, und wir müssen uns nun noch die Gegenfrage vorlegen: was hat die Frankfurter Nationalversammlung für die deutsche Presse geleistet?

Seitdem es in Deutschland Parlamente gibt, haben sie das wichtigste Recht der Presse, die Preßfreiheit, gefordert uud verteidigt. Schon im Jahre 1833 ist Ludwig Uhland im Württembergischen Parlament in einer großzügigen Rede — in derselben Rede fiel zum ersten Mal das Wort „Deutsche Nationalversammlung" — für die Aufhebung der Zensur eingetreten. Anfang der 40er Jahre hielt Karl Mathy in der badischen Kammer seine berühmte Rede über die Preßfreiheit. Auch Mehrheitsbeschlüsse für Aufhebung der Zensur wurden in den süddeutschen Parlamenten wiederholt gefaßt. Aber alles dies hatte den gleichen Erfolg, den die 26 Zensurdebatten im Reichstag während des Weltkrieges hatten: die Regierung gab irgendeine nichtssagende Erklärung ab, und dann blieb alles beim Alten.

Als die Versammlung in der Paulskirche zusammentrat, war der Bann schon gebrochen. Der Märzsturm hatte in allen deutschen Ländern die Zensur hinweggefegt. Aber umsomehr hielt es die Nationalversammlung für ihre Pflicht, das „Palladium" aller politischen Freiheit, die Preßfreiheit, durch Verfassung und Gesetz zu schützen. Im August 48 bereits wurde bei den Verhandlungen über die Grundrechte der Artikel über die Preßfreiheit beraten. Durch möglichste Präzisierung des Wortlautes wollte man den Regierungen ein für alle Mal die Möglichkeit nehmen, auf Umwegen und durch Hintertüren wieder die Zensur einzuführen. Besonders schreckte das Beispiel Napoleons, der zwar offiziell die Preßfreiheit bestehen ließ, aber sie durch Konzessionierung der Buchdruckereien illusorisch machte. In der zweiten Beratung über die Preßfreiheit im Dezember, also zu einer Zeit, als in Wien und in Berlin unter der Hut des Belagerungszustandes der Zensor schon wieder regierte, wurde noch heftig darum gestritten, ob die Preßfreiheit vorübergehend suspendiert werden dürfe. Schließlich ging die Vorlage des Verfassungsausschusses gegen die Stimmen der Rechten mit 263 gegen 181 Stimmen unverändert durch, und diese Fassung hat denn auch der Artikel IV, § 143 der endgültigen Reichsverfassung:

„Jeder Deutsche hat das Recht, durch Wort, Schrift, Druck und bildliche Darstellung seine Meinung frei zu äußern.

Die Preßfreiheit darf unter keinen Umständen und in keiner Weise durch vorbeugende Maßregeln, namentlich Zensur, Concessionen, Sicherheitsbestellungen, Staatsauflagen, Beschränkungen der Druckereien oder des Buchhandels, Postverbote oder andere Hemmungen des freien Verkehrs beschränkt suspendiert oder aufgehoben werden.

Über Preßvergehen, welche von Amtswegen verfolgt werden, wird durch Schwurgerichte geurteilt.

Ein Preßgesetz wird vom Reiche erlassen werden."

Zur Ausfertigung dieses Preßgesetzes ist es trotz mehrfacher Mahnung der Linken nie gekommen. Wie manches andere ist es in den Ausschüssen begraben worden. —

Mehr freilich als durch alle verfassungs- und gesetzgeberischen Maßnahmen hat die Nationalversammlung durch ihre bloße Existenz für die Entwicklung der deutschen Presse geleistet. Sie war zum ersten Male seit Jahrhunderten das Abbild eines einigen Deutschlands, das nicht mehr nach Volksstämmen, sondern nur noch nach Weltanschauungen geschieden war. Und sie war zum ersten Male in Deutschland die Vertretung eines freien Volkes, das gewillt war, selbst über sein Schicksal zu entscheiden. Sie hat in sich den Gedanken der Reichseinheit und der parlamentarischen Demokratie verkörpert, und wenn es ihr auch nicht gelang die Idee zu verwirklichen, so ist doch die Idee im Volke lebendig geblieben. Einem großen Teil des Deutschen Volkes ist die Frankfurter Nationalversammlung in der Paulskirche auf Generationen hinaus das Symbol einer Sehnsucht geworden. Das sind ideelle, nicht meßbare Werte, aber sie sind deshalb nicht minder wirklich, und ohne sie ist ein politisches Leben und folglich auch eine politische Presse unmöglich. Neben diesen geistigen Gütern hat die Nationalversammlung aber ein höchst reales Erbe hinterlassen, von dem das deutsche Volk bis auf den heutigen Tag zehrt: Die Reichsverfassung. Wenn es Bismarck gelang, dem neuen Reich sofort eine brauchbare Verfassung zu geben, so lag das zum guten Teile daran, daß er die Frankfurter Verfassung von 1849 seinem Werke zugrunde legen konnte. Und wenn die geistig soviel ärmere Weimarer Nationalversammlung in wenigen Monaten das zustande brachte, wozu die Männer der Paulskirche fast ein Jahr gebraucht haben, so war das gewiß nicht nur das Verdienst fleißiger Kommissionsmitglieder, sondern es war das Verdienst der Frankfurter Nationalversammlung, die das feste Fundament für die Weimarer Verfassung gelegt hatte.

Trotz dieser großen und fortwirkenden Leistungen hatte sich die Frankfurter Nationalversammlung bei unsern Historikern — wenigstens vor dem Kriege — nur geringer Liebe zu erfreuen. Einen gewissen ästhetischen Reiz hat man ihr zwar nicht abgesprochen. Aber man machte ihr immer wieder zum Vorwurf, daß sie doch nur eine Versammlung von Ideologen war, denen der Blick für die realen Machtverhältnisse fehlte. Das ist unzweifelhaft richtig. Aber man kann es auch so ausdrücken: die Frankfurter Nationalversammlung ist von den deutschen Regierungen aufs schmählichste hintergangen worden. Dieselben Regierungen, die es nach der Märzrevolution nicht eilig genug hatten, die Wahlen für das Frankfurter Parlament auszuschreiben, schoben das Parlament beiseite, sobald der Sturm vorüber war und sie sich wieder gefestigt hatten. Die letzte Ursache freilich liegt beim Volke. Das Volk hatte zwar in Wien und in Berlin eine erfolgreiche Revolution gemacht, aber es hatte vergessen, die effektive Macht, die Staatsgewalt zu übernehmen. Die Nationalversammlung war vom ersten Tage an die Vertretung eines machtlosen Volkes. Ihre Autorität gegenüber den Regierungen war daher in jedem Augenblick so groß, als die Angst der Regierungen vor dem Volke war. Die Nationalversammlung hatte nicht nur ihr Mandat vom Volke erhalten, ihre Existenzmöglichkeit hing allein vom Volke ab. Vom Volke war sie gewollt, von den Regierungen nur geduldet, und es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß die Regierungen sie nur so lange dulden würden, als sie sahen, daß das Volk aktiv hinter dem Parlament stand. Der Selbsterhaltungstrieb hätte es daher der Nationalversammlung gebieten müssen, sich beständig in engstem Konnex mit dem Volke zu erhalten. Zwei legale Wege standen dazu offen: die Parteibildung und die Presse. Im Sommer 1848 wäre es wohl möglich gewesen, große und starke Volksparteien zu organisieren. Aber das war ja der Weg, den die äußerste Linke einschlug, die Methode der „roten" Demokratie, die der geordnete Freiheitsmann 1848 fürchtete wie — heute den Bolschewismus. Und wahrscheinlich wäre es in der Hochflut der Journalistik auch nicht unmöglich gewesen, mit Hilfe der Zeitungen das

Interesse der Öffentlichkeit für das Frankfurter Parlament, für die großen Verfassungsfragen und die außerpolitischen Probleme, mit denen man sich in der Paulskirche beschäftigte, wachzuhalten, mit einem Worte: Preßpolitik zu treiben.

Aber die Nationalversammlung suchte nicht das Volk. Sie war wie ihr Biograph Valentin einmal sagt, aristokratisches Gebilde, genauer, ein geistesaristokratisches Gebilde. Sie fühlte sich nicht nur souverän den Fürsten gegenüber, sondern auch souverän dem Volke gegenüber. Der Glaube an ihre Mission, an ihre Rechtmäßigkeit und daher auch an ihre Unverletzlichkeit war so tief, daß sie dabei übersah, was draußen in Deutschland vorging. Mit einer von höchstem Pflichtgefühl getragenen Gründlichkeit schuf sie das Verfassungswerk. Aber von der Fülle ihrer großen Gedanken, von dem begeisternden Schwung ihrer Reden erfuhr man draußen im Reiche so gut wie nichts. Der Bürger las in der Zeitung nur, daß man in der Paulskirche wieder und wieder Anträge einbrachte und Abstimmungen vornahm und doch keinen Schritt weiterzukommen schien, und er schlief ein. Die Nationalversammlung hat es nicht verstanden, das Volk an sich zu fesseln. Das war einer ihrer Kardinalfehler. So hing sie schließlich völlig in der Luft, von der Regierung nicht mehr beachtet, vom Volke nicht mehr gestützt. Sie war nichts als ein akademischer Ausschuß geworden, der die platonische Aufgabe hatte, eine Reichsverfassung zu entwerfen.

Aber wie es sich so oft in der Geschichte zeigt: das Gedankenwerk, die Idee erweist sich als stärker und dauerhafter als die realen Mächte, die sich der Verwirklichung entgegenstemmen. Die Ideale der Paulskirche haben sich durchgesetzt, wenn auch erst nach Generationen und nach erneuten Stürmen, und die Kräfte, die ihnen zum Siege verholfen haben, waren eben dieselben, die die Nationalversammlung nicht zu nutzen verstand: die Partei und die Presse.

Nro. 1.

Liegnitzer Stadtblatt

vom 5ten April 1836.

Dieses Blatt erscheint jeden Dienstag und werden in dasselbe amtliche Bekanntmachungen sowohl, wie auch Privatanzeigen aller Art gegen Insertionsgebühr von 1 sgr. für die Zeile aufgenommen. Aufsätze von örtlichem Interesse oder gemeinnütziger Tendenz finden stets unentgeldliche Aufnahme. Die für das Liegnitzer Stadtblatt bestimmten Insertionen werden bis spätestens Montag Mittag erbeten.

Liegnitz im Jahre 1836.

Den verehrten Lesern glauben wir mit den ersten Zeilen dieses Blattes zunächst vor allem andern einige Notizen mittheilen zu müssen über die Angelegenheiten der Stadt, der wir angehören, in der wir leben und deren innere und äußere Verhältnisse auf unser geistiges und leibliches Wohl ihren nächsten Einfluß ausüben. Manches später Mitzutheilende wird dann um so verständlicher sein und vom richtigen Gesichtspunkte aufgefaßt werden können, wenn wir erst das genauer kennen, was uns am nächsten liegt und vielleicht eben nur deshalb übersehen wird. Wir beginnen sonach mit einem Verzeichniß der in Liegnitz ihren Sitz habenden hohen Behörden mit Bezeichnung ihrer Geschäftsbestimmung. Hieran reiht sich dann das Verzeichniß der wissenschaftlichen Institute, der fortlebenden wohlthätigen Stiftungen und die Anführung alles Wissens- und Bemerkenswerthen im Bereich unserer Stadt und deren nächsten Umgebungen.

A. Die Königliche Regierung. *)

Dieselbe besteht aus zwei Abtheilungen, nämlich:
1) Abtheilung des Innern,
2) Abtheilung für die directen Steuern, Domainen und Forsten.

Jeder dieser Abtheilung ist ein Dirigent vorgesetzt.

Die erste Abtheilung einer Regierung bearbeitet: 1) Die inneren Angelegenheiten der Landeshoheit: als: Verfassungs-, Landesgrenz-, Huldigungs-, Abfahrts- und Abschoß-Sachen; Ertheilung von Pässen außerhalb Landes; Auslieferung fremder Unterthanen; die Publication der Gesetze und Verordnungen durch das Amtsblatt; 2) die gesammte Sicherheits- und Ordnung-Polizei, mithin Erhaltung der öffentlichen Ruhe, Sicherheit und Ordnung; Vorbeugung und Stillung von Aufläufen; Ausmittelung und Ergreifung von Verbrechern; General-Landes-Visitationen; Gefängnisse; Straf- und Corrections-Anstalten, Vorbeugung von Feuersbrünsten und polizeiwidrigen Bauten; Wiederherstellung der abgebrannten Gebäude; Land-Armen-Anstalten, Hospitäler und Armenwesen, und was sonst mit diesen Gegenständen zusammenhängt; 3) Medicinal- und Gesundheits-Angelegenheiten in polizeilicher Rücksicht z. B. Verkehr mit Medicamenten; Verhütung von Kuren durch unbefugte Personen; Ausrottung von, der Gesundheit nachtheiligen Vorurtheilen und Gewohnheiten; Vorkehrungen gegen ansteckende Krankheiten und Seuchen unter Menschen oder Thieren; Kranken- und Irrenhäuser; Rettungs-Anstalten; Unverfälschtheit und Gesundheit der Lebensmittel u. s. w.; 4) die landwirthschaftliche Polizei, folglich alle Landes-Cultur-Angelegenheiten; Abbaue und Zerstückelung größerer Güter; Verwandlung von Diensten in Geld-Abgaben; Abfindung von Servituten; Vorfluth, Entwässerung und Landes-Meliorationen, in soweit diese Gegenstände nicht der zweiten Abtheilung der Regierung oder besondern Behörden, namentlich den Kataster-Commissionen, beigelegt sind; 5) das gesammte Communalwesen, insoweit dem Staate eine Einmischung darüber vorbehalten worden; ferner die Aufsicht über alle Corporationen, Gesellschaften, Verbindungen; öffentliche Institute und Anstalten, sofern selbige nicht blos einen gewerblichen Zweck haben, folglich auch über die Brand- und andere Versicherungs-Anstalten und Gesellschaften; 6) das Mennonisten- und Judenwesen, überhaupt die Angelegenheiten solcher Eingesessenen in ihrer bürgerlichen Beziehung, die wegen Verschiedenheit der Religionsmeinung nicht alle bürgerlichen Rechte und Pflichten haben; 7) sämmtliche Militairsachen, bei welchen, neben den Intendanturen, eine Einwirkung anderer Civilver-

*) Der Liegnitzer Regierungs-Bezirk enthält circa 256½ Q. Meilen Flächeninhalt und in 19 Kreisen, worin 48 Städte inbegriffen sind, 790,240 Einwohner. Auf den Liegnitzer Kreis werden 49,714 Einwohner gerechnet, welche in 123 Dörfern und 2 Städten in folgender Art vertheilt sind, nämlich: die Stadt Liegnitz 10,733 Einw., die Stadt Parchwitz 1133 Einw., das platte Land 37,848 Einwohner.

Liegnitzer Zeitungswesen.

In der Jubiläumsausgabe des Liegnitzer Tageblattes vom 31. Dezember 1911 (75. Jahrgang) hat der Stadtarchivar Professor Arnold Zumwinkel über die *Entwicklung der Liegnitzer Presse unter der preußischen Verwaltung von 1740—1840* berichtet und, ihn fortsetzend, Dr. E. Wilhelmy einen Abriß *„Vom Liegnitzer Stadtblatt zum Tageblatt (1836—1911)"* gegeben.

An Zeitschriften aus der Epoche von 1740—1840 sind die „Gelehrten Neuigkeiten Schlesiens" (verlegt bei David Siegert) zu nennen, die 1740 erschienen und im nächsten Jahr als „Neue Fortsetzung der gelehrten Neuigkeiten Schlesiens" im gleichen Verlage von dem Hirschberger Arzt Dr. Lindner als Monatsschrift herausgegeben wurden. Bei S. A. Wätzold erschien 1743 eine Wochenschrift „Der Pilgrim" und zehn Jahre später brachte Siegert eine bereits 1755 wieder eingegangene Monatsschrift heraus, die bei Breitkopf in Leipzig gedruckt wurde. Sie war betitelt „Von allem etwas oder der schlesische Schriftsteller nach der Mode". 1761 erschien trotz aller Hemmnisse, die der Siebenjährige Krieg mit sich brachte, eine moralische Wochenschrift „Der Freund", dann aber folgt eine lange Pause, ehe sich wieder ein Blatt hervorwagt. Erst 1789 gibt der Breslauer Ratsassessor Karl Martin Plümicke, ein beliebter Theaterdichter, das „Niederschlesische Magazin" heraus, das Siegert in Kommission nahm, und bereits 1792 folgten die von Prorektor Frosch geleiteten und von Pappäsche gedruckten „Liegnitzschen Beiträge zum Nutzen und Vergnügen", die in der Bürgerschaft viel Anklang fanden.

Mit Beginn des neuen Jahrhunderts setzt für Liegnitz nach der Zeitschriftenliteratur auch die *Zeitung* ein. Eine Ankündigung vom Jahre 1810, der aber wohl die Tat nicht folgte, verheißt ein Blatt mit dem Titel „Der Beobachter von Liegnitz", von dem keine Nummer auffindbar gewesen ist. Dagegen erhielt Liegnitz 1811 im „Allgemeinen niederschlesischen Anzeiger oder Wochenblatt für alle Stände" seine erste Zeitung, die bei E. Doench, dem Käufer der Pappäscheschen Druckerei, herauskam und von ihm redigiert wurde. Bald darauf stellte sich auch ein Amtsblatt ein, dessen erste Nummer am 4. Mai erschien und „Amtsblatt der Kgl. Liegnitzschen Regierung von Schlesien" betitelt war.

Um den politischen Forderungen Rechnung zu tragen, die der „Niederschlesische Anzeiger" nicht recht zu erfüllen vermochte, entschließt sich Doench zu Beginn des Jahres 1812, ein rein politisches Organ, den „Correspondent von und für Schlesien" herauszugeben, der durch des Diakonus Scholz „Beiträge zur Belehrung und Unterhaltung" ergänzt wird, die bis 1813 erschienen. Während der Befreiungskriege konnte sich Doench nicht entschließen, diese Lücke auszufüllen und erst 1822 gibt er ein neues, nichtpolitisches Blatt heraus mit dem Titel „Der Zuschauer, Liegnitzsches Wochenblatt zur Erheiterung und Belehrung", das 6 Jahre später durch „Die Brieftasche, nichtpolitische Beilage zur Unterhaltung und Belehrung" abgelöst wird. Beide Blätter gingen 1836 als Opfer der Zensur ein. Es wurde indessen Doench sehr bald die Genehmigung, ein neues Blatt herauszugeben, erteilt, und bereits am 1. Mai 1836 brachte er die „Silesia, Zeitschrift für Literatur, Kunst und Leben" mit der ständigen Beilage „Communalblatt für die Provinz Schlesien" heraus. Im gleichen Jahre hatte der Buchdrucker Wilhelm Pfingsten das „Liegnitzer Stadtblatt" begründet, dem er als Beiblatt den bereits vorher in Landeshut erschienenen „Gebirgsfreund" anschloß, sodaß Liegnitz im Jahre 1836 mit 2 politischen und 2 nichtpolitischen Blättern versehen war. Wilhelm Pfingsten, der bei W. Gottl. Korn in Breslau gelernt und sich bei Breitkopf in Leipzig weitergebildet hatte, erhielt die „Konzession" zur Herausgabe seines „Stadtblattes" mit folgender Urkunde:

> Gegen die in Ihrem Gesuch vom 3. v. M. mir vorgetragene Absicht, in Liegnitz eine Wochenschrift unter dem Titel
>
> „Liegnitzer Stadtblatt"
>
> vom 1. April ab herausgeben zu dürfen, finde ich, nachdem sich die Königliche Regierung daselbst hierüber gutachtlich geäußert hat, nichts zu erinnern. Ich genehmige daher, daß Sie in dieses Blatt kurze Aufsätze von örtlichem Interesse, statistische Notizen, auch andere Lokal-Nachrichten, jedoch mit Vermeidung aller Persönlichkeiten, aufnehmen mögen, wogegen alle übrigen Gegenstände, welche sich auf Politik, Staatswissenschaft, Religion und Tagesgeschichte beziehen, streng ausgeschlossen bleiben. Insertionen aber nur unter ausdrücklichem Vorbehalt der Rechte des hiesigen Intelligenz-Comtoirs aufgenommen werden können.
>
> Wegen der Censur haben Sie sich an den Herrn Bürgermeister Jochmann daselbst zu wenden, und werden Sie außerdem noch angewiesen, die erscheinenden Nummern monatweise an das Königliche Ober-Censur-Kollegium, so wie an mein Bureau, unter Kreuzband und portofreiem Rubrum einzusenden.
>
> Breslau, den 8. März 1836.
>
> Der Königliche wirkliche Geheime Rath und Ober-Präsident der Provinz Schlesien.
>
> v. Merckel.
>
> An den Buchdrucker Herrn Pfingsten zu Liegnitz.
> 828

Bis 1860 leitete Pfingsten das Blatt, das dann in den Besitz des Herrn von Scheibner überging, um nach 6 Jahren in die Hände von Heinr. Herm. Krumbhaar zu gelangen, der es seit Oktober 1866 täglich erscheinen ließ. Seit 1881 führt das Blatt den Untertitel: „Liegnitzer Tageblatt", der später (1886) zum Haupttitel werden sollte. Nach dem Tode des Kommerzienrats Herm. Krumbhaar übernahmen seine Söhne Dr. Heinrich und Kurt Krumbhaar das Blatt, das als nationalliberales Organ neben dem freisinnigen „Liegnitzer Anzeiger" (gegr. 1871) und der konservativen „Liegnitzer Zeitung" erschien.

Der heutige Stand des Liegnitzer Zeitungswesens ist der folgende:

Auch nach der November-Revolution von 1918 nimmt das „Liegnitzer Tageblatt" nach wie vor eine ausgesprochen nationale und liberale Haltung ein. Mit weit über 30000 Beziehern hat es die größte Auflage im alten Niederschlesien. Der „Liegnitzer Anzeiger", der sich seit Gründung der demokratischen Partei dieser angeschlossen hat, führt als einziges Morgenblatt in Niederschlesien, seit 1920 den Namen „Niederschlesische Morgenzeitung", mit der alten Bezeichnung als Untertitel. Seit September 1912 erscheint als sozialdemokratisches Organ die „Liegnitzer Volkszeitung"; zunächst als Ableger der Breslauer „Volkswacht" in Breslau gedruckt, wird sie seit 1. April 1919 im Lohndruck in Liegnitz hergestellt. Außerdem erscheint in Liegnitz die konservative „Liegnitzer Zeitung" seit dem Jahre 1882.

Dr. H. B.

Literatur: Liegnitzer Tageblatt. Jubiläumsausgabe 31. 3. 1911. 75. Jhrg. Hrsg. Darim: *Dr. E. Wilhelmy*, Vom Stadtblatt zum Tageblatt. Zur 75jhr. Jubelfeier des Liegnitzer Tageblattes. Prof. *A. Zumwinkel*, Aus der Entwicklung der Liegnitzer Presse unter der Preußischen Verwaltung von 1740—1840. *Dr. K. Ewald*, Wie das Liegnitzer Tageblatt entsteht.

Bücher- und Zeitschriftenschau.

(Nur Bücher, die in *zwei* Exemplaren eingeschickt werden, werden *ausführlicher* besprochen.)

Handwerkliche Kunst in alter und neuer Zeit. Herausgegeben vom deutschen Werkbund. Verlag von Hermann Reckendorf, Berlin-W. 35. Preis 60 M.

Karl Gross in Dresden hat sich mit diesem Jahrbuch das grösste Verdienst erworben, gibt der Band doch einen Einblick in das Kunsthandwerk, wie wir ihn selten bekommen. Da sehen wir köstliche alte Stücke neben dem Besten an neuen Leistungen und all das in Abbildungen, die glänzend sind, wie überhaupt die ganze Aufmachung des Jahrgangs dem Werkbund alle Ehre macht. Besonders erwähnt sei, dass der Text von den Künstlern selbst stammt, was dem Buch einen besonderen Reiz gibt.

Hübbe, Thomas. Der Zeitungsschreiber. Band 64 der Sammlung „Am Scheideweg" herausgegeben von H. Vollmer Berlin-Wilmersdorf, H. Paetel, 1920. 77 S. 8.

Dem Verfasser kann es nicht darauf angekommen sein, einen Berufsführer zu schreiben, der bewährte Handbücher ersetzen soll. Sein Buch kann aber denen von Nutzen sein, die sich überhaupt keinen Begriff von dem journalistischen Beruf machen können, insbesondere wird der Jugend wenigsten eine oberflächliche Bekanntschaft mit dem Wesen der Zeitung und den Aufgaben des Zeitungsmannes vermittelt. H. B.

Florry-Scholl. Allerlei für brave Kinder. Worte und Bilder. Görlitz 1921. Verlagsanstalt Görlitzer Nachrichten und Anzeiger. kl. 4° 34 S. 12.— M.

Was Druckausstattung und Papier anlangt, eine recht respektable Leistung, der freilich der künstlerische Wert der beigefügten Bilder nicht entspricht. Zwar sind auch sie sehr gut reproduziert, aber ihr eigentlicher Wert ist nicht allzugross.

Im Weihnachtsland. 22 Weihnachtserzählungen, Märchen und Erinnerungen von A. Schmitthenner, K. Söhle, Ch. Niese, H. Villinger, G. Schroer, W. Lobsien, K. H. Caspari, Frieda Jung und anderen. Berlin 1920. Schriftenvertriebsanstalt G. m. b. H., 8° 164 S.

Ein gutgemeintes Buch, dem man aber schon an der Ausstattung die Not der Zeit ansieht. Für Massenabsatz berechnet kann es natürlich in gegenwärtiger Zeit nicht besser ausfallen. Freilich die 17 Textbilder hätten besser sein können. Heute soll man aber auch dafür dankbar sein, da durch solche Bücher wenigstens die Möglichkeit vorhanden ist, auch Nichtbegüterten Lesestoff zukommen zu lassen.

Richard Wille, Vom Manuskript zum Buche. Schriftenreihe des A. V. (Allgemeine Vereinigung deutscher Buchhandlungsgehilfen) Heft 1. Verlag „Die Warte", Berlin W. 35. 16 S. 8°.

Das kleine Heftchen vermehrt die Zahl der zur Belehrung des jungen Buchhändlers geschriebenen Anleitungen in erfreulicher Weise. Kurz, aber erschöpfend und anschaulich für den gedachten Zweck, wird der Weg den das Manuskript aus der Hand des Verfassers bis zum Verleger und zur Druckerei durchzumachen hat, beschrieben. R. S.

Lindner, Professor Dr. P., Photographie ohne Kamera, Photogr. Bibliothek Band 29. Berlin, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 1920. 60 S. 8 + 16 Tafeln.

Die reichhaltige Sammlung kurzer photographischer Spezialwerke, die von der Deutschen Verlagsanstalt herausgegeben wird, hat in der vorliegenden Schrift von Professor Lindner eine wertvolle Bereicherung erfahren. Über Naturselbstdruck und Lichtpausverfahren führt der Verfasser zur Luminographie, bei welcher ein hart arbeitendes Gaslichtpapier Verwendung findet und es ermöglicht, etwa eine Buchseite ohne Anwendung einer Kamera auf einfachstem Wege wiederzugeben. Weiter wird über bereits früher angestellte Versuche über die Anwendung parallelen Lichtes zu Schattenbildaufnahmen und über die Technik der Hell- und Farbschattenaufnahmen gehandelt.

Botanik und Zoologie haben von diesen Verfahren ganz besondere Vorteile zu erwarten, weil diese Aufnahmen Feinheiten zum Ausdruck bringen, wie sie sonst nicht erreichbar sind. Leider ist die Reproduktionstechnik nicht im Stande, das Original einwandfrei wiederzugeben, sodaß man sich für wissenschaftliche Zwecke mit dem Einkleben der Bilder in den Text wird behelfen müssen.

Für den naturkundlichen Unterricht in der Schule dürfte Professor Lindners Schrift einen Hinweis auf eine neue Art der Behandlung naturkundlicher Gegegenstände bedeuten. H. B.

Friedrich Schlegel, — Lucinde, Doppeltitel, Kopfleisten, Bilder und Druckleitung von Ludwig Enders-München. München: G. W. Dietrich 1918. 131 Seiten. 8°.

Eine kleine handliche, geschmackvolle Ausgabe, künstlerisch einheitlich ausgestattet von Ludwig Enders-München. Die reizvollen, etwas pikanten Illustrationen zeugen vom Verständnis des Künstlers für Schlegels Werk, sowie für den Zeitgeist, aus dem heraus es geboren ist. Die anmutige Ausgabe ist als Geschenkband sehr geeignet. Dt.

Braun, Alex. — Münchner Silhouetten nach dem Leben. Bilder zu Münchens Kunst- und Kulturgeschichte. Mit 40 bisher meist unveröffentlichten Selbstporträts und Bildern seiner Meister. München: G. W. Dietrich 1918. 174 Seiten 8°.

In den Charakter des Buches führt am besten das Vorwort des Verfassers ein. Er sagt darin, daß er das Leben Münchner Künstler in einfachem Umriß aufzeichnen wolle, und, was das Wertvolle daran ist, aus eigener, persönlicher Fühlungnahme heraus. Der Verfasser berichtet über Künstler der bildenden, wie der darstellenden Kunst, widmet auch einige Seiten den Vertretern von Wissenschaft, Natur, Dichtung. Mit wenigen kurzen Worten gibt er das Wesentliche aus dem Werdegang des Künstlers mit einer verständnisvollen Würdigung seines Schaffens. So ist es ihm gelungen, ein Buch zu schaffen, das weit über München hinaus großes Interesse finden wird. Dt.

Bürger, Gottfried August, — Wunderbare Reisen zu Wasser und zu Lande. Feldzüge und Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen, wie er deren bei der Flasche im Zirkel seiner Freunde zu erzählen pflegt. Mit Bildern nach den Holzschnitten von Gustav Doré München: Phöbusverlag. 165 Seiten 8°. (Literarische. Bausteine. Eine Sammlung von Meisterwerken der schönen Literatur aller Völker. Buch I).

Man muß es dem Phöbusverlag als Verdienst anrechnen, die bekannten Erzählungen des Freiherrn von Münchhausen in dieser Ausstattung neu herausgegeben zu haben. Die zahlreichen Holzschnitte des bekannten französischen Künstlers Doré treffen vorzüglich den Charakter des Buches. Launig unterstreichen sie die kleinen, ergötzlichen Scenen und wissen die Situation in geschickter Weise karikaturistisch auszunutzen und zu beleuchten. Besonders die kleinen, leicht hingeworfenen Zeichnungen fügen sich gut in den Text ein und erhöhen den amüsanten Eindruck dieser Lektüre. Dt.

Keßler, Heinrich. Die Photographie. Mit 32 Abbildungen und 3 Tafeln. 6. neubearbeitete Auflage, (Sammlung Göschen Bd. 94) 140 S. 8°.

Die Neubearbeitung des für jeden, der sich über die Grundzüge der Photographie unterrichten will, brauchbaren Büchleins erfüllt nach wie vor ihren Zweck als erste Einführung in die Probleme. H. B.

Verlags-Almanache 1921.

Insel-Almanach auf das Jahr 1921. Leipzig 1921. Insel-verlag. 221 S. 8°

Der Putto. Engelhorns Jahrbüchlein für 1921. Stuttgart 1921. I. Engelshorns Nachf. 144. S. 8°

Velhagen und Klasings Almanach herausgegeben von der Schriftleitung von Velhagen und Klasings Monatsheften 1921. Leipzig 1921. Berlin (1921) 144 S. 8°

Amalthea Almanach auf das Jahr 1921. Leipzig 1921. Amalthea Verlag 112 S. 8°

Die Reihe der *Insel-Almanache* hat durch den Wegfall des Kalenders für 1920 eine Unterbrechung erfahren, die im Interesse der Geschlossenheit der Serie recht zu bedauern ist. Haben doch die seit 1900 ausgegebenen Inselalmanache als vollständige Reihe bereits einen Liebhaberwert erreicht, wie er kaum zu erwarten gewesen wäre. Der neue Almanach bringt zahlreiche Proben und Stücke aus Werken des Inselverlags, Gedichte und Szenen, sodaß ein anschauliches Bild vom Wirken des Verlags im verflossenen Jahre zustande gekommen ist. *Engelhorns „Putto"* möchte sehr viel. „Er möchte zum Nachdenken reizen, er möchte Verständnis für große und kleine Fragen unseres politischen und kulturellen Lebens wecken er möchte der gute kleine Hausgeist jeder Bücherei werden". Und das dürfte ihm dank seinem manigfaltigen Inhalt gewiß bei vielen Lesern gelingen. — *„Velhagen und Klasings Almanach"* erscheint wie immer mit zahlreichen Abbildungen, die den Wert des Buches ganz besonders heben. Ein Aufsatz von Max Osborn über Otto Goetze als Radierer, mit zahlreichen Reproduktionen seiner fesselnden Radierungen, bringt weiteren Kreisen einen Künstler nahe, dessen Können unbestreitbar ist. — Der *„Amalthea Almanach"* leitet, wie das vergangene, so auch das Jahr 1921 mit einem Gedenken an Gottfried Keller ein. Ein seltenes Goethebildnis ist vorangestellt: Die Wiedergabe eines Stiches von Joh. Heinr. Lips, den dieser von Geothe geschätzte schweizer Künstler 1791 in Weimar nach dem Leben ausgeführt hat. Er stammt aus der berühmten Physiognomischen Sammlung Lavaters, dessen eigenhändiges Motto er trägt. H. B.

Schahin-Bücher des Schahin Verlags, Darmstadt.

Siyawush, eine alte persische Sage aus dem Koenigsbuche des Firdusi. Aus dem Persischen von Georg L. Leszczynski. Schahin-Verlag München (1920) 248 S. 8° (10 M).

Bülbül el Hazar. Die Liebes-Rhytmen aus den Tausend Nächten und der einen Nacht, übertragen nach Mardrus. (8 M, erweiterte Ausgabe 12 M, Vorzugsausgaben mit Buchschmuck nach alttürkischen Mustern und Radierungen 50 M).

Diese beiden hübschen Dünndruckpapierausgaben wären einer besseren Kartonierung würdig und auf ihr äußeres Gewand hin wird sie so leicht niemand kaufen. Ihres Inhalts willen werden sie aber als erste Übersetzungen arabischer Liebesgesänge und einer altpersischen Sage sicherlich Freunde finden. R. S.

Otto Flake, Die fünf Hefte. — Das erste Heft. München, 1920. Roland-Verlag. Dr. A. Mundt. 48 S. 8°

Geistreiche Auseinandersetzungen mit Büchern und Menschen, ohne Anspruch auf systematische Geschlossenheit, plaudernd aber ernsthaft vorgetragen. R. S.

Tribüne der Kunst und Zeit, eine Schriftensammlung herausgeben von Kasimir Edschmid. Berlin 1919/20. Verlag Erich Reiß.

No. IV. *Walter Müller-Wulkow,* Aufbau-Architektur 1919. 90 S. 8°

No. VI. *Paul Bekker,* Neue Musik. 3. Aufl. 1919. 80 S. 8°

No. X. *Frans Masereel,* Politische Zeichnungen. 1920. 80 S. 8°

No. XI. *Willi Wolfradt,* Die neue Plastik. 2. Aufl. 1920. 90 S. 8°

Der Verlag hat mit der Begründung dieser Schriftenreihe eine Sammlung geschaffen, in der „Das Neue", das uns umgibt in Kunst, Leben, Religion, nicht „spielerisch zerfasert, sondern produktiv aufbauend" behandelt werden soll. R. S.

Goethekalender begründet von Otto Julius Bierbaum, fortgesetzt von Karl Schüddekopf auf das Jahr 1921. Herausgegeben von Dr. K. Heinemann. Mit 8 Tafeln. Leipzig 1920. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung

Bei der Zusammestellung des neuen Jahrgangs leitete den Herausgeber der Gedanke, das, was der Dichter über sich selbst gesagt hat, zusammenzufassen, sodaß eine Art Selbstbiographie entstanden ist, die ihre besonderen Reize hat.

Den Einband schuf der Leipziger Graphiker Oswald Weise. H. B.

Hans Franke, Meine Welt. Gedichte. Heilbronn (1920) Walter Seyfert Verlag. 173 S. 8°

Buchschmuck und Bildbeigaben des hübsch gebundenen, in Schwabacher Typen gedruckten Bändchens stammen von Franz Gaudeck-Dresden. R. S.

Landknechtskunst. Nikolaus Manuel, Urs Graf, Hans Holbein d. J., Tobias Stimmer u. a., Herausgegeben von Dr. Albert Baur, Basel, (1920) Rhein-Verlag. 5 S. Text und 29 Bilder. 8°

Unter einem ungeschickt gewählten Titel wird uns ein Bändchen geboten, das den Landsknecht als Gegenstand graphisch-künstlerischer Darstellung zeigt, wie ihn die obengenannten Künstler auffaßten. Ein guter Gedanke, in buchtechnisch einwandfreier Weise dargeboten. R. S.

Phillipp Graf Caylus, Kutscher Wilhelm. Rokokoschwänke aus der Umwelt des Stalles. Umdichtung und Geleitwort von Karl Toth. Bilder von Bayros. Zollikon-Zürich 1918. Amalthea-Verlag.

Eine reizende Rokokogeschichte mit einer Reihe dem Inhalt angepaßten farbigen Bildbeigaben von Bayros. In der Ausstattung durchaus Friedensware. R. S.

Die Bücher des deutschen Theaters. Herausgegeben von Heinz Herald und Hermann Rosenberg. Bd. VIII. Der Urfaust von Goethe. Mit einem Vorwort von Professor Dr. Otto Pniower und Szenenbildern von Otto Baumberger-Zürich. Berlin 1920. Verlag F. Fontane & Co., 96 S. 8°

Die bunten Bildbeigaben sind nach den Inszenierungen Max Reinhardts hergestellt. R. S.

J. Lehmann, Dr., Direktorialassistent am städt. Völkermuseum in Frankfurt a. M. — Die Ornamente der Natur- und Halbkulturvölker. Mit einem Beitrag zur Entwicklung der Ornamente und ihrer Verwertung für Kunstgewerbe und Architektur. Mit 61 Tafeln. Frankfurt a. M. 1920. Selbstverlag. 160 S. 8°

Das Werk wird nicht nur dem Ethnographen, sondern auch dem Künstler eine willkommene Gabe sein, der sich über die Arten und Abarten des Ornaments orientieren will. Die umfangreichen Literaturnachweise bringen nicht die gesamte überhaupt vorhandene Literatur, sondern scheiden aus, was sich im Laufe der Zeit durch umfangreichere und neuere Werke überflüssig gemacht hat. H. B.

Fritz Loescher, Die Bildnisphotographie. Ein Wegweiser für Fachmänner und Liebhaber. 5. Auflage, neubearbeitet und erweitert von Karl Weiß. Mit 121 Bildbeispielen. Berlin 1920. Union Deutsche Verlagsgesellschaft. VIII + 101 S. 8°

Das bekannte Werk von Loescher ist durch K. Weiß umgestaltet worden, wie es die Zeitverhältnisse erforderten und wird sich weiterhin als ausgezeichneter Ratgeber bewähren. H. B.

Phillipp Frank, Regenbriefe mit 50 Federzeichnungen. Berlin (1920) Wohlgemuth und Lißner, Kunstverlagsgesellschaft m. b. H., 98 S. 8⁰

Eine langweilige Sache, diese langweiligen Regenbriefe zu lesen, langweilig, diese Federzeichnungen zu betrachten, — langweilig wie der Regen. R. S.

Münchner Archiv für Philologie des Mittelalters und der Renaissance, herausgegeben von Friedrich Wilhelm. Heft 8. Friedrich Wilhelm, zur Geschichte des Schrifttums in Deutschland bis zum Ausgang des 13. Jahrhunderts. I. Von der Ausbreitung der deutschen Sprache im Schriftverkehr und ihr Gründen. München, 1920. Verlag Georg D. W. Callwey. 55 S. 8⁰

Von seiner in drei Teilen geplanten Arbeit legt der Verfasser Teil I vor und gedenkt in Kürze die Schlußhefte folgen zu lassen. Die Begrenzung bis zum Jahre 1300 ist bedingt durch die Tatsache, daß sich das deutsche sprachliche Material nur bis zu dieser Zeit mit einiger Vollständigkeit überblicken läßt; rein literarisch hätte sich eine Fortsetzung bis 1400 leicht durchführen lassen. R. S.

Joseph Frhr. von Eichendorff, Aus dem Leben eines Taugenichts. Mit Bildschmuck von Karl Sigrist, Stuttgart 1920. Walter Hädeke Verlag. 167 S. 8⁰.

Hans Volkert, Waldweben. 22 Steinzeichnungen zu Eichendorffs Gedichten. München (1920) Verlag Parcus & Co., 26 Bl. 4⁰.

Den Eichendorff-Freunden werden zwei Publikationen geboten, die den wirklichen Freunden des Dichters kaum die reine Freude machen werden, die ihnen zu gönnen gewesen wäre.

Gewiß hat der Verleger bei dem in Tiemann-Fraktur schön gedruckten „Taugenichts" alles getan und ist für ein würdiges Gewand besorgt gewesen. Daß aber der Künstler der Dichtung mit seinen Bildschöpfungen wirklich den jeweils höchsten Stimmungsgehalt abgelauscht habe, muß bezweifelt werden. Der „Taugenichts" enthält Stellen von so köstlichem Humor, daß man billigerweise unter 14 Vollbildern wenigstens eines erwartet hätte, das nach dieser Richtung hin befriedigte.

Die Steinzeichnungen Hans Volkerts zu Gedichten Eichendorffs wollen nur Waldlandschaften wiedergeben und verzichten auf alles Beiwerk. Durch 22 Tafeln hindurch wirkt das etwas ermüdend. R. S.

Waldemar Bonsels, Die Biene Maja und ihre Abenteuer. Mit 16 farbigen Steinzeichnungen von Fritz Franke. Frankfurt (Main) 1920, Rütten & Loening. 181 S. 8⁰.

Das in so ziemlich alle Kultursprachen übersetzte Märchen von der Biene Maja und ihren Abenteuern hat in der Neuausgabe von Rütten & Loening eine Bereicherung durch farbige Steinzeichnungen von Fritz Franke erfahren, die dem Buch zu weiterer Verbreitung verhelfen werden. Die Ausstattung ist gut, aber demgemäß ist das Buch nicht billig geworden, wenn es auch mit 48 M heutzutage gewiß nicht überzahlt ist. H. B.

Dreßler's Kunsthandbuch. 8. Jahrgang. Das Buch der lebenden deutschen Künstler, Altertumsforscher, Kunstgelehrten und Kunstschriftsteller. Berlin 1921. Verlag von Ernst Wasmuth.

Nach 7jähriger Pause liegt Dreßlers Kunsthandbuch wieder vor. Das ist zweifellos ein Verdienst des Verlags. Alle, denen Kunst am Herzen liegt, werden es ihm danken. Vollständig kann dieser Band nicht sein, der die deutschen Baukünstler, Maler, Bildhauer, Griffelkünstler, Kunstgewerbler, Archäologen und Kunstgelehrten sowie die Kunstschriftsteller der Gegenwart in alphabetischer Reihenfolge mit kurzen Angaben enthält. Man wird aber auch Vollständigkeit nicht verlangen können, wenn man die Zeitumstände in Betracht zieht. Ein kurzer Blick für Leipzig zeigt, daß leider Männer wie Karl Seffner, Erich Gruner, Arthur Michaelis, Hans Alexander Müller usw. fehlen. Vielleicht dürfte es sich empfehlen, für künftige Auflagen doch für jede größere Stadt, die in Frage kommt, die Namen der Künstler zusammenzustellen, damit wenigstens alle bedeutenden Künstler auch wirklich verzeichnet sind. Im übrigen wünschen wir Verlag und Urheber, daß sie ihre Arbeit künftig wieder regelmäßig auf den Neujahrstisch legen können. Am.

Weber, Otto. Altorientalische Siegelbilder. 1. Band Text. 2. Band Tafeln Leipzig 1920. J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. 8⁰ 133 + 117 S. Preis 17.50 + 60% Teuerungszuschlag.

In der Sammlung „Der alte Orient" 17. und 18. Jahrgang gibt uns der Direktor des Vorderasiatischen Museums in Berlin. Professor Dr. Weber mit den vorliegenden 2 Heften eine außerordentlich wertvolle Zusammenstellung altorientalischer Siegelbilder. Wer diese kennt, weiß, wie nötig bei der großen Mannigfaltigkeit eine solche Zusammenstellung ist, besonders da wir hier Ordnung und System vor uns haben. Daß dem Verfasser die wissenschaftlichen und technischen Hilfsmittel der vorderasiatischen Abteilung der Preußischen Staatsmuseen mit zur Verfügung standen, spürt man der trefflichen Arbeit auf Schritt und Tritt an. Dem Verlag gebührt daneben volle Anerkennung, daß er bei der heutigen Zeit keine Kosten gescheut hat, nicht weniger wie 596 Abbildungen in einem besonderen Band beizugeben. Am.

Rudolf Johannes Schmied, Carlos und Nicolás. Mit vielen ganzseitigen Originalsteindrucken von Georg Walter Rößner. Berlin (1920). Verlegt bei Rich. Reiß. 152 S. 8⁰.

Der erste Teil der reizenden Kindergeschichte von Carlos und Nicolás erschien vor länger als einem Jahrzehnt, kaum beachtet, bei Pieper in München; 1909 kam der zweite Teil bei Rich. Reiß in Berlin heraus, begleitet von einer begeisterten Vorrede von Hermann Bang. Wieder ein Mißerfolg. Trotz allem hat sich der Verleger im Vertrauen auf die künstlerisch-pädagogischen Qualitäten des Buches entschlossen, eine Neuausgabe beider Teile, diesmal geschmückt mit trefflichen Steinzeichnungen von Walter Rößner, zu veranstalten und man sollte hoffen dürfen, daß endlich Verständnis für dieses, Kinder und Erwachsene gleichermaßen entzückende Buch aufkommen möchte.

„Als ich unter den vielen Büchern, die ein Mensch liest, auf „Carlos und Nicolás Kinderjahre in Argentinien" stieß, wünschte ich den jungen Mann kennen zu lernen, der es geschrieben hatte. Denn er schien mir unter den vielen Schriftstellern — ein Dichter zu sein!"

Wem, der je seine Freude an dem Brüderpaar haben durfte, ginge es nicht wie Hermann Bang? Spärlich aber ist, was über den Verfasser in Erfahrung zu bringen war. Ein Deutsch-Argentinier, der jahrelang in Berliner und Münchner Literaten-Cafés verkehrt, von dem geistvolle und witzige Bonmots kolportiert werden, der ein einziges Buch schreibt, eben seinen „Carlos und Nicolás", und der während des Krieges wieder heimkehrt in die Heimat seiner beiden kleinen Freunde — das ist alles.

Was für ein sonderbarer Mensch aber muß dieser Unbekannte gewesen sein, der uns ein solch famoses Kinderbuch schreiben konnte, was für ein vollkommener Pädagoge! Und wie konnte es möglich sein, daß jahrzehntelang ein solches Buch zum Schmerzenskind seines Verlegers werden mußte? In der Tat, ein schlechtes Zeugnis für die Zeitgenossen mit der ewigen Klage über den Mangel an guter Jugendliteratur!

Hier ist das Buch geschrieben, das unter Verzicht auf alle Lehrhaftigkeit eines der lehrreichsten Bücher geworden ist für große und kleine Kinder. Möge sein Schicksal sich bessern! H. B.

Inhaltsverzeichnis

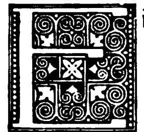
Herausgeber: Deutscher Verein für Buchwesen und Schrifttum. — Verantwortlicher Schriftleiter: Prof. Dr. Albert Schramm, Leipzig.
Druck von Heinrich Schmidt, Ostrau i. Sa.

Der Bilderschmuck der Frühdrucke

Von

Professor Dr. Albert Schramm

Direktor des Deutschen Museums für Buch und Schrift in Leipzig.

in Quellenwerk für die Geschichte des Holzschnittes ist seit langem ein dringendes Bedürfnis. Was bis jetzt auf diesem Gebiete erschienen ist, war nur eine Auswahl, die natürlich nicht objektiv sein konnte und die vor allem ganze Gebiete des großen Gebietes unberücksichtigt lassen mußte. Nun entsteht ein Corpus, das sich Vollständigkeit zum Ziel gesetzt hat, sodaß wir künftig ein unentbehrliches Nachschlagewerk für Bibliotheken, Museen, Bücherliebhaber und Antiquare haben werden. Alle Holzschnitte sind in Originalgröße wiedergegeben. Kurze Angaben über die Drucker, über die wichtigste Literatur, und vor allem die zum Verständnis der Holzschnitte nötigen Texte sind beigegeben. Das Quellenwerk, das eine Fülle von ungehobenen Werten enthält, wird ein unvergleichliches Material für kunst- und kulturhistorische Studien abgeben, wie es auch der Buchkunde neue, nicht gekannte Möglichkeiten für vergleichende Studien erschließen wird. 24 Bände sind in Aussicht genommen, um das wertvolle Material, das bis jetzt niemand in dieser Vollständigkeit gesehen hat, vorzuführen. Von allen Seiten wird das Werk von Fachleuten aufs Freudigste begrüßt, wie die unten abgedruckten Zuschriften zeigen. Bis jetzt sind folgende Bände bearbeitet:

1. Die Drucke von Albrecht Pfister in Bamberg. In Vorbereitung.
2. Die Drucke von Günther Zainer in Augsburg.
   Bereits erschienen. Folio (44×34 cm) 24 Seiten Text und 100 Tafeln. Preis 300 M, Ausland 600 M; zu beziehen durch den Verlag Karl W. Hiersemann in Leipzig.
3. Die Drucke von Johann Bämler in Augsburg. Erscheint demnächst.
4. Die Drucke von Anton Sorg in Augsburg. In Vorbereitung.
5. Die Drucke von Johann Zainer in Ulm. In Vorbereitung.
6. Die Drucke von Konrad Dinkmuth in Ulm. In Vorbereitung.

Einige Urteile von Fachmännern, die dem Herausgeber zugegangen sind:

„Ich hätte es nicht geglaubt, daß Sie die Frucht Ihrer langjährigen Tätigkeit nun doch im Druck erscheinen lassen können. Für unsere Kunstgeschichte und für die Kulturgeschichte von allergrößter Bedeutung! Nun können sich unsere Studenten, denen das Material bis jetzt so gut wie unzugänglich war, und wir selbst uns rasch orientieren. Es ist gar nicht genug zu danken, daß Sie uns das prächtige Hilfsmittel geschaffen haben und weiter schaffen. Der deutsche Holzschnitt ist es wirklich wert, in dieser Weise ein unvergleichliches Corpus erhalten zu haben."

„Diese Veröffentlichungen werden, wenn Sie sie fortsetzen, ein so unschätzbares Vergleichsmaterial für kunst- und kulturgeschichtliche Untersuchungen der allerverschiedensten Richtungen darstellen, daß die Bände zu den meist gebrauchtesten Handbüchern großer Bibliotheken werden müssen. Wie das Heft in dieser Form heutzutage entstehen konnte, ist mir unerfindlich . . . ."

„ . . . . Sie bringen mich in den Besitz einer Kostbarkeit, nach der ich mein Leben lang nur hätte hinblinzeln können. Sie ist mein und ich schlage sie auf . . . Ich habe mich in Berlin noch unter Kristellers freundschaftlichen Einfluß viel um diese Holzschnitte gekümmert. Ich kann beurteilen, was es heißt, daß wir nun durch Sie ein Corpus bekommen. Und was für eines! . . . ."

ZEITSCHRIFT DES DEUTSCHEN VEREINS FÜR BUCHWESEN UND SCHRIFTTUM

Nr. 11/12 NOVEMBER/DEZEMBER 1920

Die Erfindung der Schrift.

Von Universitätsprofessor Dr. WILHELM UHL in Königsberg. (Schluß.)

V.

Dies Stück nimmt also ganz offenbar Bezug auf die sizilische Eruption. Damit ist aber ohne Zweifel festgelegt, daß Aischylos selber stets von der vulkanischen Theorie der Feuerentstehung überzeugt war.

> „Das höchste Maass innerer Wahrscheinlichkeit besitzt daher die Vermutung, daß in der Nachbarschaft von Lavaergüssen aus Vulkanen die Menschen zuerst und dauernd mit den Wohlthaten des Feuers bekannt wurden." [1])

Dieser Urkraft, die aus dem Innern des ganzen Erdballs hervorströmt, galt also der Kult der Indogermanen, besonders der Griechen.

Durch Feuer schreckt man die wilden Tiere. Der Satyr ist aber noch ein Halbtier. Bekannt ist eine Episode aus dem Robinson. Der Wilde vermutet im brodelnden Kochtopf ein Tier, greift hinein und verbrennt sich die Hand. Dem Wilden ist also das Feuer unbekannt, und so auch dem Satyr. An die Robinsongeschichte erinnert daher ein Aischylos-Fragment (aus dem „Feueranzünder" πυρκαεύς), bei *Hermann* [2]) 219 (*Nauck* 207) [3]: τράγος, γένειον ἄρα πενθήσεις σύ γε, *Droysen* [1] (209) übersetzt:

> „Böcklein, du willst ein Leides anthun deinem Bart?
> (Es verbrennt dich, wenn du's anrührst.")

Die Situation ist folgende: auf dem Altar glüht die Flamme empor, das Böcklein springt hinzu und will sie zärtlich umarmen. Ihm ist das Feuer noch unbekannt: also war es vordem nicht auf der Erde. Prometheus, der hier zum Satyr spricht, muß es mithin geraubt haben.[1])

Der Kinnbart ist ein erotisches Motiv (γένειον zu γιγνώσκω). So greift man einem jungen Mädchen schäkernd unters Kinn. Dort ruht eine Schilddrüse, die bei der Schwangerschaft anschwillt. Von dort aus verbreitet sich der Feuerstrom durch den Körper.[2]) Man beachte auf den Vasen- usw. Bildern das vorgestreckte lüsterne Kinn der Satyrn und Faune.[3]) Auch im deutschen Sprichwort ist die körperliche Eigenschaft eines vorspringenden Kinnes nach Gebühr bezeichnet.[4]) Andrerseits wissen die Dichter den Reiz eines schönen weiblichen Kinnes (mit dem Grübchen) nicht genug zu preisen.[5])

---

[1]) Oskar *Peschel,* Völkerkunde. 6. Aufl., bearb. v. Alfred *Kirchhoff,* Lpz. 1885, 138. (Vgl. S. 136—144; mit wichtiger Literatur. Zu unserer Stelle citiert Peschel: *Darwin,* die Abstammung des Menschen I, 44.) — Über erotische Verfeinerungen bei den Naturvölkern vgl. *Peschel,* aaO. 135[3].

[2]) Gottfried *Hermann* (+ 1848), Aischyli tragoediae et fragmenta, ed. Mauritius *Haupt,* 2 Bde. Lpz. 1852 (also postum; [2] Berlin 1859.

[3]) Tragicorum Graecorum Fragmenta rec. Augustus *Nauck.* 2. Lpz. 1889. Derselbe sagt dort (S. 69) zur Stelle: *„Äschylo versum supra scriptum probabiliter vindicavit Stanley."*

---

[1]) So schließt mit Recht Dr. Ludwig *Schmidt,* Äschylos Prometheus erklärt von Berlin 1870, 4. — Vgl. noch F. G. *Welcker,* Die Äschyleische Trilogie Prometheus. Darmstadt 1824., nebst Nachtrag: Abhandlung über das Satyrspiel. Frankfurt a. M. 1826.

[2]) *Sappho:* „Ein feines Feuer rieselt mir unter der Haut hin." Ἐγὼ δὲ μόνα καθεύδω.

[3]) *Lübker,* [8]. 917 b. *Brunn-Bruckmann passim.*

[4]) *Wander II,* 1334: „Im spitzen Kinn sitt de Düwel in."

[5]) Karl *Weinhold.* Die deutschen Frauen in dem Mittelalter. I[3]. Wien 1897, S. 204 m. Anm. 5.

Das bärtige Böcklein ist nun aber ein solcher Gesell, daß es durch derartige Mißerfolge sich nicht abhalten läßt. Jammerschade, daß vom „Feuerzünder" nicht mehr erhalten blieb. Wir hätten vielleicht Einblicke in den *Kabirendienst* damit gewonnen. Die heftig umstrittene Frage nach dem gegenseitigen Verhältnis der vier Aischyleischen Stücke: *Προμηθεύς, πυρφόρος, δεσμώτης, λυόμενος; ὁ πυρκαεύς* interessiert uns hier augenblicklich weniger.[1]

Daß Prometheus zum Aetna Beziehungen hatte, sahen wir bereits. Es wird sogar ein Sohn von ihm erwähnt, welcher den Namen *Αἰτναῖος* führte.[2] Aber wir müssen weiter östlich im europäischen Inselgebiete, den Herd des Vulkanfeuers aufspüren. Nicht Sizilien im adriatischen, sondern Lemnos im ägäischen Meere war der unterirdische Sitz des *Ἥφαιστος*[3]. Er hauste dort im feuerspeienden Berge *Μόσχυλος*[4], seine Gehilfen waren die Kabiren, kunstreiche Schmiede. Über ihren Kult ist leider wenig bekannt.[5]

Im Dramenkatalog des Aeschylos wird ein (verlorenes) Stück mit dem Titel *Κάβειροι* erwähnt. *Wecklein* vermutet wohl mit Recht, daß es ein Satyrspiel gewesen sei.[6] Über den Inhalt sind wir leider ausschließlich auf Hypothesen angewiesen. Man hüte sich vor vagen Vermutungen.

Es wäre ein schöner Traum, hier den Urgrund der Deposition anzusetzen. Also, etwa folgendermaßen! Hephaistos taucht einen Holzstab in die glühende Lava und „brandmarkt", als Depositor, die sich meldenden Adepten. Nachher folgt ein großer Tanz (die *σίκιννις, -ιδος*), unter Führung des Oberkabiren (also des Sikinnos aus Kreta). Solche Tänze sind auf Vasenbildern dargestellt.[1]

Die Kabiren sind wörtlich die „Feuerländer". Sie hatten ein Heiligtum in Theben: *τὸ καβείριον*.[2] Eine Stadt im Pontus, der Lieblingssitz des Mithridates, führte den Namen *τὰ Κάβειρα, -ων*[3] (später Diospolis oder Sebaste genannt: *Καβειραία*[4]) hieß eine Gegend in Böotien, *Καβειρία*[5] war eine Stadt in Asien, im Lande der *Καβείριοι* (nach Stephanus von Byzanz). Der Kult ist also asiatisch, oder doch klein-asiatisch. Feueranbetende Sekten werden dort heute noch gefunden. Ihre Riten sind meist mit schweren Kasteiungen verbunden; man denke an die indischen Fakire[6].

Eine Trazierin, die Tochter des Proteus und der Anchinoe, hieß *Καβειρώ, οῦς*[7], von ihr hatte Hephaistos drei Töchter, die *Καβειρίδες νύμφαι*. Die Kabiren selber sollen von einem Berge (oder Gebirge) in Berekyntia (Phrygien) ihren Namen tragen[8]. Das Kabirenfest heißt bei Hesych: (*τὰ*) *Καβείρια*[9]. Den Titel des Äschyleischen Stückes erwähnt *Plutarch,* quaestiones convivales (oder symposiacae) II, 1, 1; also an einem sehr bezeichnenden Orte! (Das Fest fand im Hochsommer statt.)

In der Tat muß es beim Kabirenkult (oder -mysterium) noch viel toller hergegangen sein, als bei den Dionysos- und Bachusfesten. Die (vulkanische) Anlage der *eurasischen* Gebiete[10] ist geologisch eine ganz andere als die von Griechenland und Italien. Dieser Unterschied bedingt auch vielleicht die Wanderung des Alphabets. Es kam also wohl doch aus dem Osten? Denn die Eruption muß ja älter sein als die Lava!

[1] Einige halten die Stücke in dieser Folge für eine Trilogie mit Satyrspiel; andere sind dagegen. Vgl. Godofredus *Hermann,* De Aeschyli Prometheo soluto dissertatio, 1828 in: Opuscula 4, Lps. 1831, 253—283; R(udolf) *Westphal,* Prolegomena zu Aeschylus Tragödien. Lpz. 1869. — Das Feuerzünder-Fragment bei Plutarch, Mor. 86a. Dazu Wilamowitz (vom Dithyrambus zum Drama, Lübker[8] 309 ff.

[2] *Pausanias* 9, 25, 6. (Pape-*Benseler*[3], 42 a.) Brockhaus unter „Kabiren."

[3] Der Name bedeutet: *Louc* (Flamme) von *φαίνω* (P.-B. 476 a).

[4] (Hesych hat *Μόσυχλος*). Sommerlatte (P.-E. 946, h. d. h. ein Berg mit junger Anpflanzung (Sommerladenovallum german.)

[5] Oder eigentlich gar nichts. Vgl. *Preller,* Griech. Mythol. II[3], 521 (Register); Hauptstelle I, 695—709. Ityphallische Embleme I, 333.

[6] N(icolaus) *Wecklein,* Äschyli Fabulae. Partis I auctarium: Fragmenta. Berlin 1893, 476 (wohl nach älterem Vorgang). Wecklein bietet hier *Κάβιροι,* während der *Mediceus* *Κάβειροι* hat. (*Wecklein* 471; *Kirchhoff* 382). Doch ändert die Schreibung nichts an der Etymologie.

[1] Friedrich *Wieseler.* Das Satyrspiel nach Maßgabe eines Vasenbildes dargestellt. Göttingen 1848. (Göttinger Studien 184—187).

[2] Pausanias 9, 26, 1. („*Lohwig*" P.-B 587 a.)

[3] „*Lohenstein*" (P.-B. 586 b.)

[4] „*Lohe*" (d. i. Feuergegend) P.-B. 586 b.

[5] „*Lohleben*", P.-B. 586 b. (Auch Beiname der *Demeter:* Pausanias 9, 25, 5. — *Friedrich,* Kabiren und Keilinschriften. Lpz. 1894.

[6] Dr. Otto *Zöckler.* Kritische Geschichte der Askese. Frankfurt a. M. u. Erlangen 1863. 31 ff. Die „*Bastonade*" (also wieder der Stab) war bis 1844 eine Militärstrafe im türkischen Heere.

[7] Vgl. hierüber, sowie über das Folgende, *P.-B.* 587 a.

[8] „*Lohenstein*" oder „*Lohberl*" (d. i. feuerstrahlend); aaO.

[9] „*Lohberlfeier*": aaO.

[10] Zur Zeit des Aischylos war der Moschylos (320 m hoch) auf Lemnos wohl schon erloschen.

„Noch zwanzig Jahre nach dem Ausbruche des Jorullo vermochte man an den Spalten seiner Hornitos oder Zwergkrater Späne zu entzünden, wie Alexander von Humboldt uns berichtet. (Kosmos 4, 334. 341.) Ein Menschenalter spendete also die Lavamasse die Möglichkeit, immer von neuem mit Feuer sich zu versehen. Auf dem Boden mancher Krater, wie bei den Hawaii-Vulkanen oder wie bei der sogenannten Hölle von Masaya hat aber die glühende Lavamasse ohne Unterlaß durch säkulare Zeiten gebrodelt. Ferner fehlt es einzelnen Gegenden nicht an sogenannten Feuerquellen, das heißt an Brunnen, die entzündliche Luftarten, nämlich Kohlenwasserstoffe aushauchen.[1])

Wir verstehen jetzt erst die Klage des Prometheus (*Vinctus*, 92—95 *Kirchhoff*); dazu *Westphal* S. 216: *ἴδεσθέ μ'οἷα πρὸς θεῶν πάσχω θεός. δέρχθηθ' οἵαις αἰκίαισιν διακναιόμενος τὸν μυριετῆ* 95. *Χρόνον ἀθλεύσω*[2]) Der Ausdruck *διακναιόμενος* (94) bezieht sich auf die *Pfählung*[3]); desgleichen *αἰκίαισιν* (93) denn *αἰκία* heißt: Mißhandlung, Schmach, entehrende Strafe, besonders durch Schläge. Der Pfahl ist der Stift, der Stab; der Speer des Longinus! Es ist der Holzspahn, der in die glühende Lava eingetaucht wurde[4]); das Marterinstrument, das Folterwerkzeug für Verbrecher („Schande“[5]) zu „schinden“; wovon „schänden“ das Causativ!). Mit dem Lineal schlägt man die Schulkinder zur Strafe auf die Hand. Die Zahl der Schläge (höchstens wohl drei bis sechs) muß nach den Gesetzen der Elementar-Pädagogik im Klassenbuch eingetragen werden.

Der geistliche Nebenbegriff des Strafens tritt noch im ags. *scrîfan* stv. altfries. *skrîva* stv. zu Tage („Beichte hören“). Verwandt ist: *mîlites scribere* (germanische Legionäre; frühes nachchristliches Jh.)[1]) Noch im 15./16. Th.: „Knechte, ein Fähnlein schreiben“; die „Einschreibegebühr“ noch heute. (Das „verschenkte“ Postulat!)[2])

Der Botenstab ist ein königliches Symbol! Mit dem Szepter belehnt der König den Boten. (Dem Verurteilten wird der weiße „Stab gebrochen“ und vor die Füße geworfen.)

Auf einem Ölgemälde der holländischen Schule (von Gerhard *Dow*[2]) empfängt Urias den verhängnisvollen Brief (naiv couvertiert und versiegelt). König David sitzt auf dem Thron und berührt den Brief, den Urias bereits in der Hand hält, mit seinem Szepter. Daneben spritzt der Schreiber die Feder aus, mit einer unbeschreiblichen Miene. Rührend ist der vertrauenselige Gesichtsausdruck des Hethiters Uria (Bellerophon).

Das Wort für unser „Brief“ (aus lat. *breve;* vgl. „Tafel“ aus *tabula)* ist im Lateinischen *epistula*, aus griech. *ἐπιστολή* (Auftrag).

Dies bedeutet aber erst später die schriftliche Mitteilung; ursprünglich heißt es nur „Auftrag, Befehl, Botschaft“. Es handelt sich also eigentlich nur um *mündliche* Übermittlung; denn *ἐπιστέλλω* hat den Sinn: a: „hinschicken, zusenden“: b: „auftragen, befehlen“.[3])

Ein „Auftrag“ ist wörtlich etwas, das zum *Tragen auf*erlegt wird. Wir sprechen heute noch von einem drückenden Auftrag. Der Knoten in der Uhrkette erinnert in seiner Unbequemlichkeit an das geplante Vorhaben. Er wird erst gelöst, wenn der Plan ausgeführt ist. (So ließ sich der Perserkönig Dareios täglich von einem Sklaven zurufen: „Herr, gedenke der Athener!“)

Als Erfinderin des Briefschreibens galt *Atossa*, die Schwester und Gemahlin des Kambyses (Herodot III, 68 ff.)[4]). Sie wird von Tatian erwähnt,

---

[1]) *Peschel*, Völkerkunde[6] (bearb. v. *Kirchhoff*,) Lpz. 1885, 138.

[2]) *Droysen*[4] (Berlin 1884), 345: „Seht her auf mich, wie in Schmach, wie in Qual, Wie zerbrochen ich hier Jahrtausende lang Hinmühen mich soll.“

[3]) Weniger glücklich übersetzt Dr. Johannes *Minckwitz* das Wort: „mich, den Zerfleischten“; denkt also an den Geier. (Griechische Dichter 34, Stuttgart 45, 135.)

[4]) „Dieses Stäbchen tauch' ich ein“: *Schiller*, das Lied von der Glocke. (Ein Bild des Lebens, vgl. *Goethe*, Epilog zu Schillers Glocke 1815. Es ist aber die Deposition des Glockengießers (mit dem Schwengel?). Vgl. Laden-Galgenschwengel! Schillers Sohn Karl, der Forstmann, scherzte über das schlechte „Holz vom Fichtenstamm“ mit Unrecht.

[5]) Der Schandpfahl ist der Pranger, niederdeutsch „Kaak“ (Berlin, zur kurfürstlichen Zeit). Er lebt noch im Kinderspiel (Franz Magnus *Böhme*, Kinderlied und Kinderspiel, Lpz. 1897, nr. 493). Der Kaak darf in der Kriminal-Abteilung des deutschen Schriftmuseums nicht fehlen.

---

[1]) H.(einrich) *Zimmer*, Aus der Bedeutungsgeschichte von *schreiben* und *Schrift*. Zeitschrift für deutsches Altertum Band 36 (Neue Folge 24), Berlin 1892, S. 145—150. — DWB 9 (1899), 1689 ff.

[2]) In der Kriminal-Abteilung darf das Weidenruten-Bündel des fridericianischen Profossen ebensowenig fehlen, wie der Bischofsstab und eine Nachbildung des Leipziger und Lüneburger Postulat-Geräts. (Vgl. „postulierter Bischof.“)

[3]) Vgl. Hermann *Menge* (Gr. Wb. 198 a): ein praktisches Hilfsmittel auf streng wissenschaftlicher Grundlage. *(Rost, Passow, Pape)*.

[4]) Richard *Bentley*, Abhandlungen über die Briefe des Phalaris. Deutsch von Dr. Waldemar *Ribbeck*, Lpz. 1857, 530 ff. Atossa war auch Gemahlin des Darius Hystaspes. Sie ist die Tochter des Kyros und tritt in den „Persern“ des Aischylos auf. (*Droysen* stellte den *πρωκαεύς* nach *Welcker* zur Perser-Trilogie.)

im Anfang seiner Rede gegen die Griechen. Er gebraucht dort den Ausdruck: ἐπιστολὰς συντάσσειν („Aufträge zusammenordnen"); scheinbar ein militärischer Ausdruck. Also ein Soldat wird gewissermaßen mit mehreren Tornistern bepackt, deren Inhalt er hierhin und dorthin abzuliefern hat. Von dieser Einrichtung bis zu den glänzenden Heroiden des Ovid, oder gar bis zur modernen *ars epistolandi*, ist wiederum ein weiter und doch gerader Weg.[1]) Daß der Liebesbrief eine große Rolle im Leben der Völker, und also auch in der Weltliteratur spielt, ist ja bekannt. Der obligate „Briefsteller[2]) für Liebende beiderlei Geschlechts" zeigt uns aber, daß auch hier das erotische Element durch strenge Erziehungsvorschriften (die Etikette der Anrede usw.) gemäßigt wird. Mozarts „Zauberflöte" ist die Deposition für die Liebenden, für die höheren und die niederen Stände.

In weit auseinanderliegenden Zeiträumen das anthropologisch (nicht ethnologisch) allen Menschen (nicht Völkern) gemeinsame Gut aufzudecken, ist wohl keine Kunstbetrachtung geeigneter, als gerade die der Schreibkunst.

So tritt der Prometheuspfahl (νάρθηξ, ferula) nach Jahrtausenden als Morsestift auf; aber auch als Tippdrücker des armen, mit Unrecht verspotteten Schreibfräuleins. So fliegt der göttliche Funke des „Lauffeuers" heute elektrisch von Land zu Land! Ja, so entpuppt sich gar die berühmte *„drahtlose Telegraphie"* der „Funkenstation" (der *Marconi*-Apparat mit seinen Antennen) nur als eine Weiterbildung (oder wenn man will, als ein kümmerliches Surrogat) der uralten *„Trommelsprache"* der Naturvölker.[3]) — O Mensch, wie klein bist du!", so schallt es uns überall entgegen. (Und doch wie groß!)

Das Instrument der Verständigung (der Stift oder Stab) ist gleichzeitig das Werkzeug der Züchtigung und das Werkzeug der Liebe. So erzieht sich die Menschheit durch Zuckerbrot und Peitsche! Verständigung, Züchtigung und Liebe

[1]) Vgl. Walter *Eiermann*, Gellerts Briefstil. (Teutonia 23) Lpz. 1912. (Mit Literatur). Hierher gehört auch das Kapitel „Verschreiben" (seine Seele dem Teufel; „Blut ist ein ganz besondrer Saft"). Vgl. Rud. *Meringer* u. Karl *Meyer*, Versprechen und Verlesen. Stuttgart 1895.

[2]) Zum Worte *„Briefsteller"* vergleiche man *„Schriftsteller"*. (Der Schriftsetzer ist eigentlich nichts Anderes!)

[3]) Dr. Karl *Weule*, Leitfaden der Völkerkunde. Lpz. u. Wien 1912. Tafel 113: Telegraphie und Signale der Naturvölker: Tafel 114: Verständigungsmittel der Naturvölker.

sind von feuriger Natur; und zwar von der Natur des „Notfeuers![1])

Denn: „.... nicht anders als die Inder zur Zeit der Hymnendichtungen bereiteten die alten Griechen das Feuer. Ihre *pyreia* oder Feuerzeuge bestanden ebenfalls aus zwei Stücken, einer Unterlage aus weichem, am liebsten aus Epheuholz, *eschara* geheißen, und dem aus Lorbeer geschnittenen *trypanon*, was füglich mit Bohrstift übersetzt werden kann."[2])

Im Weltkriege sind alte Methoden der Feuerbereitung wieder zu Ehren gekommen. (Eisen und Stein, eventuell mit Schwamm oder Zunder, am Gasherd in Ermangelung von Streich-, d. h. Reibehölzern. Ein echtes Kriegskulturbild: — Uraltes (?) neben Urneuem! An's eigentliche Feuerreiben hat sich aber wohl bisher noch niemand herangewagt.

Zu den Insignien des *poeta laureatus* gehörte ein szepterähnlicher Stab (*Könnecke*, Bilderatlas[2]; 118). Einen ähnlichen, mit Medaillen gezierten Stab, hält der Nürnberger Spruchsprecher Veit *Weber* in seiner Hand; auf dem Bilde bei Johann Christoph *Wagenseil*, Buch von der *Meister-Singer* holdseligen Kunst Anfang usw. (in Wagenseils *De .... Civitate Noribergensi commentatio*, Altdorf 1697), S. 478/79. Daselbst S. 468—479 steht nämlich das Gedicht: „Auszführliche Erzehlung / wie es mir Wilhelm Weber / zu Altdorff ergangen in der *Deposition*. (Lesenswert, auch bei *Schade* aaO. S. 327 ff. ausgehoben). Altdorf, Helmstedt und Königsberg sind, nächst Prag, Erfurt, Wittenberg, Leipzig, die eigentlichen Depositions-Universitäten! In Helmstedt erfolgte die definitive Abschaffung 1664; worüber es heißt:[3])

„Hieraus ist nun zu ersehen, wie schwer es hergegangen, ehe dieses Untier

[der Pennalismus]

hat können vertilget werden, und wird es auf anderen Universitäten ohne Zweifel ebenso gewesen seyn."[4])

Diesem ehrlichen Abscheu stellen wir die tiefere Auffassung *Lobecks* entgegen, der in seiner bereits erwähnten, schönen akademischen Rede den Gedanken ausführt: das Leben eine Deposition (also

[1]) Der englische Ausdruck *willfire* bezieht sich ebenfalls auf eine Entzündung durch Reibhölzer. (*Peschel*[6], 143.)

[2]) (*Ebenda.*) Die Entwicklungsgeschichte des Feuerzeugs gehört ins Schriftmuseum.

[3]) Beim alten Christian *Schöttgen*, Historie des ehedem auf Universitäten gebräuchlich gewesenen *Pennal-Wesens*, Dresden u. Lpz. 1747, S. 120.

[4]) Über *Königsberg* siehe *Arnoldt*, Historia d. Königsbergischen Univers.; im Allg. *Fabricius*, der auch *Schoch's Comödia* ediert hat, München 1892, Friedr. *Kluge*, Deutsche Studentensprache. Straßburg 1895, 87a: deponieren.

kein „Traum"![1]) Die strenge Erziehung hat Preußen groß und stark gemacht.

Blicken wir nun rückwärts auf diese lange Reihe von Jahrtausenden, so sehen wir überall das gleiche Bild der Entwicklung. Die Menschheit ringt sich langsam empor, aus dem Dunkel der Nacht; unter unsäglichen, grausamen Qualen! Erleuchtete Geister tragen ihr die Schriftfackel voran; so die Philosophie der Theologie, als deren Magd. Vorsichtig folgt die Priesterkaste und hütet ihre Privilegien. Im Tempeldienste fehlt nicht das erotische Element, das auch im Buchdruck noch auftritt.

Der König ist der erste Diener seines Staates. Und der letzte. Wenn er sein Volk zur Höhe geführt hat, muß er fallen. Die Aufklärungswaffe wird gegen ihn selber gekehrt. Den Prometheus pfählt man am Felsen. Ein biologisches Grundprinzip! So stirbt bei vielen Insekten-, Schmetterlings- usw. Arten das Männchen nach der Begattung. Es hat seinen Zweck erfüllt. Das Individuum kann vergehen, die Art bleibt erhalten. (Schopenhauer.)

Und dennoch lohnt es, nur des Prinzipes wegen, diesen ewigen Kampf stets aufs Neue wieder zu kämpfen. (Also nicht, wie *Schopenhauer* vorschlug, sich der Fortpflanzung zu enthalten.) Nicht die Verneinung, sondern die Bejahung des Willens zum Leben entspricht dem trotzigen Grundsatze des Menschenvaters Prometheus. Er ist der wahre Adam![2])

Mit der Bilderschrift verschwindet auch das „Medaillon", verblaßt allmählich der Glanz des Königsnamens. Mit ihm geht langsam der augenfällige Bedeutungsinhalt der Lettern, besonders der Anfangsbuchstaben, verloren. Im Hieroglyphen-Alphabet ist dieser Sinn aber noch ganz lebendig. Ähnlich finden wir im *futhark* oder *futhörk*, dem nur aus 18 Buchstaben bestehenden, älteren Runen-Alphabete, zu Anfang die folgenden 6 Zeichen (nach denen es benannt ist): ᚠ (fê; Vieh, Besitz) = F; *(ur)* = Auerochse; ᚦ *(Ahurs)* = Riese; ᚨ (öss) = Mündung eines Flusses; ᚱ *(reidh)* Reiten, Wagen; *(Kaun)* = Geschwulst. Besonders imposant, in ihrer Einfachheit, ist die Rune ᛁ *(is)* = Eiszapfen.[2]) Wir müssen uns hierbei, in einer Winterlandschaft, das eingeschneite skandinavische Blockhaus denken, dessen weit zum Erdboden hinabreichendes Dach mit Eiszapfen behängt ist. Der Eiszapfen, betrachtet von der norwegischen Mitternachtssonne, ist der Zauberstift des Wintergottes Odin.[3])

Heute verbinden wir kaum noch mit irgend einer Majuskel den ursprünglichen Begriff des ihr einst entsprechenden Ideogramms. (T der Galgen, Schandpfahl?) Nur in der Kinderfibel zeigt sich noch, wenn auch nur schwach angedeutet, das alte Prinzip. Dort wird es ewig weiterleben.[4])

Immer jedoch regt sich in alter Frische noch das unsterbliche Symbol des güldenen Herrscherstabes, der belohnend und strafend zugleich, königlich und demokratisch über die Menschheit gebietet. Dieser Zaubergriffel verkörpert in sich das Menschenlos, in Lust und Leid einer hohen Idee zu dienen.

So ist und bleibt der Mensch in seiner zwiespältigen Anlage stets von der Mutter Natur der gleiche. Die Krone der Schöpfung, das Werk des siebenten Tages, „der König der Könige"[5]): — ein geborener Sklave, ein A-B-C-Schütz, eine elende . . . . *„Schreiberseele"!*

[1]) *Lobeck* (Rede vom 18. Jan. 1852) aaO. 215: . . . . vetus proverbium: *„vexatio dat intellectum"*. . . Nam si rem ex vero aestimamus, tota vita est depositio, qua ad introitum illius coelestis universitatis praeparamur et initiamur plena illa vexationum et obtrectationum.

[2]) Es findet sich der Ausdruck *adams gerte* (-penis) in den Fastnachtspielen des 15. Jahrh. (317, 18; 324, 20; 325, 7 der Ausgabe von Adelbert *Keller*, Stuttgarter Litterar. Verein nrr. 28 29; St. 1853.) — Biblisch ist der Stachel des Ochsentreibers heranzuziehen (Büchner sub voce). Vgl. i. Cor. 15,55: „Tod, wo ist dein Stachel?"; Ap-Gesch. 9, 5: „wider den Stachel zu löcken." (= hinten ausschlagen.)

Nachträge.

Scaliger stellte die Kabiren zu hebr. *„kabbirîm"* = die Starken. Dieser Ansicht schlossen sich an: C. *Robert*, Theogonie und Götterlehre, 4. Aufl. Berlin 1894, S. 848[6]); H. *Lewy*, Die semitischen

[1]) Nach der bereits citierten kleinen populären, aber guten Schrift von Heinrich *Brugsch*: Über Bildung und Entwicklung der Schrift. Berlin 1868. (Virchow-Holtzendorff nr. 64.) Mit einer Tafel in Steindruck.

[2]) Literatur über die Runen oben im ersten Aufsatz: März-Aprilheft, 43 b[3]. Die Runenschrift war eine *Geheimschrift* (vgl. *raunen*) für die Priester.

[3]) Ganz anders erscheint das feurige Menetekel Belsazars. (Daniel 5, 25.)

[4]) Ein moderner Veruch, das Prinzip zu beleben: J. E. *Pichon* und F. Sättler, Deutsches Leben. Freiburg (Baden) 1913.

[5]) „Ich Darius, . . . der Achämenide, eine Perser, . . . von arischem Samen". *Spiegel*, Keilinschriften S. 53.

[6]) Inzwischen ist auch die von Robert bearbeitete 4. Aufl. des 2. Bandes der Prellerschen Mythologie erschienen.

Fremdwörter im Griechischen. Berlin 1895, S. 212; O. *Gruppe*, Griech. Mythologie u. Religionsgesch. München 1906, II. 230. — Dagegen: Dr. J. *Haury*, Über die Herkunft der Kabiren und über Einwanderungen aus Südpalästina nach Böotien. München 1908. Er stellt das Wort (S. 4) zur Wurzel *hbr* „verbinden". *(hâbêr)* = Genosse; gräzisiert: *Κάβειρ-ος*. S. 5; „Kabeiroi bedeutet also die Genossen κατ' ἐξοχήν d. h. diejenigen großen Götter, die unter sich, andererseits mit einem menschlichen Verband durch besondere Zeremonien verbunden sind . . . .") Weiteres bei Thomas *Friedrich*[1], Kabiren und Keilinschriften. Leipzig 1894. (Mit Literatur; bes. O. *Crusius*, Beiträge zur griech. Mythologie, Leipzig 1886. Programm der Thomasschule.) — Herodot schrieb irrtümlich diese Kulte den (thyrsenischen?) Pelasgern zu. Vgl. *Weiske*, Prometheus u. s. Mythenkreis. Leipzig 1842, S. 472; Ed. *Meyer*, Die Pelasger in Attika und auf Lemnos.

Die Kabarnoi waren ein Priestergeschlecht auf Paros *(Crusius* aaO. S. 13 *Anm. 1.)* Die „Genossen" sind die Diener der Μεγάλη Θεά ('Ρέα), der Göttermutter (Kybele). Nach Diodor (III, 58, 16) ist *Κυβέλη* und „Berg" gleichbedeutend. Das erotische und orgiastische Element ist mit der vulkanischen Gebirgsnatur verwandt.

Die Modernen interessieren sich wieder für Narkotika (Kokaïn) und die lesbische Liebe *(Sudermann*, Die Freundin). Seit der Revolution ist auch die Prometheus-Figur zu neuem Leben erwacht. Am 24. April 1920 wurde im Hörsaal der I. med. Klinik der Berliner Charité das von Prof. Hugo *Vogel* gemalte und gestiftete Kolossal-Gemälde enthüllt[2]). Geheimrat *His*, als Direktor der medizinischen Klinik, würdigte die Entstehung des Bildes, Kultusminister *Haenisch* übernahm das Gemälde für den Staat. Prometheus schwingt im fahlen Morgengrau den *brennenden Baum*[3]) auf einer unwirtlichen Felsenklippe. Die Menschen kriechen aus ihren Höhlen. (Vgl. *F. St.*, Berl. Tagebl. 27. IV. 20. Morgen-Ausgabe.) Abbildung z. B.: Berliner Illustr. Ztg. 9. Mai 1920. (Monumentalgemälde *al fresco.)*

Die 16 Wohltaten des Prometheus. Er selbst, bei Aschylos, zählt sie auf (dem Chor der Okeaniden): *Vinctus* 438—473; 478—508 (Kirchhoff): 1) Ziegelhaus, 2) Zimmermannshandwerk, 3) Astronomie (Kalender), 4) Zahlenkunst, 5) Schrift (γραμμάτων συνθέσεις), 6) die Zugtiere vor den Pflug gespannt, paarweise, 7) die Pferde vor den Wagen gespannt, 8) das Segelschiff. Zweite Abteilung: 9) Gemischte Speise, 10) Getränke, 11) Medizin und Salben, 12) Seherkunst und Opferdienst (mit Freundschaft und Geselligkeit). Endlich 13—16 *Kunde* der *Metalle, Erz, Eisen, Gold, Silber.* Noch nicht aber die *Bearbeitung* der Metalle?

Die beiden Abteilungen sind kunstvoll geordnet und durch den *Einschub 474—477 (Rede* der *Chorführerin)* passend getrennt. Vom Scholiasten des *medicus* treffend glossiert, als Atempause für den Darsteller des Prometheus.

Die erste Abteilung umfaßt die *äußeren* Künste, die *niederen;* die zweite die *inneren*, die *höheren.*

Es ist *bezeichnend*, daß die *Schrift* (hinter *Zahlenkunst* und *Astronomie)* unter den *äußerlichen, niederen* Künsten auftritt. Diese drei Künste rangieren zwischen *Hausbau* und *Ackerbau.*

Die Schrift wird z. B. keineswegs mit der *Mantik* zusammengestellt.

Auch mit dem *Feuer* wird die Schrift nicht zusammengebracht.

Die *Deutung* der *Flammenzeichen* (500 f) ist eine *höhere* Kunst; sie gehört zur *Mantik.*

Das Feuer ist für *beide* Arten von Künsten unentbehrlich. Daher sagt Prometheus mit Stolz *(Vinctus* 611, zur Jo): Πυρὸς βροτοῖς δοτῆρ' ὁρᾷς Προμηθέα. „Ich bin Prometheus, dem der Mensch das Feuer dankt" (Donner).

Ähnlich äußert er sich zum Okeaniden-Chor (508): Πᾶσαι τέχναι βροτοῖσιν ἐκ Προμηθέως. „Es schuf Prometheus alle Kunst den Sterblichen" (Donner 505).

Über *Kadmos* siehe die Literatur bei *Lübker*[8]. — Vgl. im allgemeinen auch noch: Ernst *Maaß*, Orpheus. München 1895. — J. *Wackernagel*, Indisches und Italisches. **4. *kúbera.*** Zs. v. vgl. Sprachforsch. 41. Band, Gött. 1907, S. 314—318. (Die phönizischen *Kabirim*, eine Erfindung. Κάβειρος ein *chthonischer* Gott, wie der ind. *Kubera.* Also indogermanisch.)

Über *Ausgrabungen* vgl. *Rubensohn*, Die Mysterienheiligtümer in Eleusis und Samothrake. Berlin 1892. (Berichte des Kaiserl. Instituts.) Hier führt der Weg hinüber zum Labyrinth.

[1]) Vgl. bes. S. 75 *Anm. 3* über die Strabo-Stelle (Pherekydes bei Strabo X, 3 § 21, Cap. 472).

[2]) Die medizinische Fakultät der Berliner Universität verlieh ihm dafür zum Danke die Würde eines Ehrendoktors.

[3]) Prof. Vogel scheint also doch noch an *Blitz*-Feuer gedacht zu haben.

Babylonisches Schrifttum.

Von Professor Dr. ECKHARD UNGER-Berlin. (Schluß.)

6. Der Keilschriftgriffel.

Die ersten genaueren Beobachtungen zur Ermittelung des Instrumentes, mit dem die Keilschrift in den Ton geritzt wurde, machte de Morgan in dem Recueil de Travaux rel. à la philol. et à l'archéol. égypt. et assyr. 27 (1905) S. 234 f., der einen Griffel von dreieckigem gleichseitigen Grundrisse annehmen wollte. Unabhängig davon, ausführlicher und genauer ist der Aufsatz von Leopold Messerschmidt in Orient. Lit. Ztg. IX (1906), S. 185, 304, 372: „Zur Technik des Tontafelschreibens". Er stellte fest, daß der Schreibgriffel aus Rohr bestand, was der babylonischen Bezeichnung als „Qân tuppi" d. h. (Ton) Tafelrohr entspricht. Die Eindrücke des Keilschriftgriffels sind keilförmig, sie haben also drei Flächen (Abb. 38). Diese erweisen sich bei genauer Beobachtung als verschiedene, dadurch nämlich, daß zwei, die kleine Fläche am Kopf, sowie die linke (bei senkrechten Keilen), das ist die untere Fläche, bei wagerechten und schiefen Keilen, Riefelung zeigen, die von den Rillen des Rohres herstammte. Die dritte Fläche dagegen ist glatt und rührt von der glatten Außenseite des Schreibrohres her. Die Aufsicht der Keile gibt in der älteren Zeit (bis 2800 v. C. etwa) ein gleichschenkliges Dreieck mit der Spitze abwärts. Je schmäler der Keil, umso tiefer ist er eingegraben. In späterer Zeit aber haben die Keilformen die Gestalt eines rechtwinkligen Dreiecks, besonders in der assyrischen Zeit; die eine Langseite verschiebt sich nach rechts als Hypotenuse. Die größte Fläche des Keils war jetzt glatt, wurde also von der Außenseite des Rohres eingeritzt.

Messerschmidt stellt den Schreibgriffel folgendermaßen wieder her; er schneidet aus der Rinde des Rohres einen Stab von handlicher Breite heraus. Dieser wird unten gerade oder auch schräg abgeschnitten, sodaß links ein rechter oder spitzer Winkel entstand, mit welcher Ecke geschrieben wurde. Die glatte Außenfläche des Rohrstiftes kam beim Schreiben nach unten, siehe OLZ aaO., S. 305 f. Abb. 6, 8, 9, hier Abb. 39.

Es ist bisher nun nicht beachtet worden, daß die Denkmäler eine ganze Reihe von Keilschriftgriffeln (im ganzen sind mir 27 Fälle bekannt) abbilden, die die Wiederherstellung von Messerschmidt bestätigen. Auf einer großen Anzahl der sogenannten Grenzsteine (Kudurru) ist neben anderen Symbolen das des Gottes Nebo dargestellt. Es findet sich fast immer neben dem verwandten Symbol des Gottes Marduk, der durch sein heiliges Tier, den Muschruschu, nebst einem tempelartigen Postament, auf dem eine Lanzenspitze steht, symbolisiert ist. Nebo ist aufs engste im Kultus mit Marduk verbunden. Aus seiner Stadt Barsip besucht er alljährlich das nahegelegene Babylon und dort den Gott Marduk. Daher ist ihm auch dasselbe heilige Tier zugeteilt. Nebo ist der Gott der Weisheit, der spezielle Gott des Tontafelschreibens, „der den Schreibgriffel in der Hand hält". Assurbanipal hat seine Schreibkenntnisse dem Gotte Nebo zu verdanken. So ist es an sich schon zu erwarten, daß Nebo ein Symbol besitzt, das aus der Schreibkunst herrührt (Abb. 4).

Es ist darum nur natürlich, wenn auf einem Grenzsteine eine Tontafel, verdeutlicht durch zwei wagerecht eingemeißelte Keile auf einem Postamente als das Symbol des Gottes Nebo erscheint, Kudurru, Susa 15 (Hinke, Figur 2)[1]. Auf einem anderen Grenzsteine des Britischen Museums Nr. 90836 sehen wir ebenfalls eine große Tontafel auf dem Postamente, zwei Schriftkolumnen mit je drei Feldern sind darauf eingeritzt und darüber liegen, wegen der Kleinheit der Darstellung allerdings etwas undeutlich, zwei Keilschriftgriffel, die rechts zugespitzt erscheinen; vergl. King, Babylonian Boundary Stones, Tafel LXXXII. In den sonst vorkommenden keilförmigen Symbolen des Nebo haben wir nun, unter Heranziehung der Wiederherstellung von Messerschmidt, einen Schreibgriffel zu sehen. Meistens liegt er, gelegentlich aber steht er auch, dann mit der breiten Seite nach oben gerichtet. Diese ist demnach die wichtige Seite, mit ihr wurde geschrieben. Sie ist nun zum Teil gerade abgeschnitten, noch häufiger aber flach eingekerbt. Der Keilschriftgriffel Messerschmidts, der schräg abgeschnitten ist, ist danach nur in soweit zu verbessern, als er nicht nur von links her, sondern auch von der rechten Ecke her schräg abgeschnitten, nach der Mitte zu also eingekerbt wurde, Abb. 39. Wahrscheinlich schrieb man mit der linken Ecke die wagerechten und schiefen Keile und die Winkelhaken, mit der rechten die senkrechten. Die Griffel sind

[1]) Hinke, A new boundary stone of Nebuchadrezzar I. from Nippur, Philadelphia 1907.

außerdem vielfach noch in der Mitte des Schaftes mit Quer- und Kreuzstrichen verziert. Alle diese Schreibgriffel stammen von Denkmälern aus kassitischer Zeit, um die Mitte des zweiten Jahrtausends.

In späterer Zeit war die Breite der Keilzeichen, wie gesagt, viel größer als früher; diese bilden, in der Aufsicht gesehen, ein rechtwinkeliges, nach rechts verschobenes Dreieck. Dementsprechend müssen wir auch gerader abgeschnittene Griffel erwarten. So zeigen es auch die Denkmäler. Auf den Kudurrus des neunten Jahrhunderts (z. B. Brit. Museum 90922, King aaO. Tafel 103, hier Abb. 40) haben die Griffel breitere Formen. Sie sehen aus wie aufgeschnittene Rohrhalme, deren Wände als zwei senkrechte Stege erscheinen mit einer Querverbindung in der Mitte. Es gewinnt den Anschein, als ob damit ein Absatz des Rohres gemeint ist, wie er beim Wachstum entsteht. Ganz dieselbe Gestalt erkennt man beim Nebosymbol auch auf unzähligen neubabylonischen Siegelzylindern und Gemmen. Manchmal ist es hier wie zwei ineinandergesteckte Keile geformt. Damit ist die Gestalt des Keilschriftgriffels wenigstens für die Zeit von 1500 bis 500 v. C. genau ermittelt, vergl. Abb. 39, 40.

Im Anschluß daran sei noch auf die Haltung des Keilschriftgriffels beim Schreiben kurz hingewiesen. Wie der Griffel von den Babyloniern geführt wurde, hatte Messerschmidt noch nicht erkannt. Auf Grund des Bronzereliefs von Balawat und anderer assyrischer Reliefs habe ich in meiner Schrift „Zum Bronzetor von Balawat", 1912 S. 51 nachgewiesen, daß die Keilschrift, mit dem Griffel in der Faust, in die Tafel eingeritzt wurde und J. H. Breasted, „The physical process of writing in the early Orient" in American Journ. of Sem. Languages 32 (1916), S. 230 f. hat darin beigestimmt. In jeder Art des Einritzens von Schriftzeichen, in Ton, in Blei, ja sogar beim Malen von Vasenbildern, wurde im ganzen Altertume der Griffel bezw. der Pinsel in der Faust gehalten, Abb. 5.

7. Bilderschrift in den ältesten Urkunden.

Daß die Keilschrift aus einer Bilderschrift hervorgegangen ist, begegnet heutzutage keinem Zweifel mehr. Schon frühzeitig wurden die Zeichen allgemein auf Tontafeln geschrieben und so mußte bald, wie gesagt, eine Veränderung der Zeichen eintreten. Von den ersten, ursprünglichen Bildzeichen besitzen wir jedoch keine Beispiele mehr. Selbst in den ältesten erhaltenen Tafeln sind die runden Linien, ein wesentlicher Bestandteil besonders der den organischen Vorbildern entlehnten Bildzeichen, schon fast ganz durch eckige Linien verdrängt. Als wichtigstes Beispiel der archaischen Schrift werden die sogenannten Blaumonumente,[1] mehrere Steintafeln mit Schrift und Bild angesehen. Ihrer Echtheit stehen aber verschiedene Bedenken entgegen, so die Verständnislosigkeit des Inhalts und der bildlichen Darstellungen, das Auftreten einer ganzen Reihe von Zeichen, die in der archaischen Keilschrift sonst unbekannt sind.

Diese Denkmäler können andererseits aber nicht in moderner Zeit gefälscht sein, da zur Zeit der Auffindung erst wenig archaische Inschriften vorhanden waren. Wohl aber dürften sie Kopien nach alten Vorbildern aus der archaisierenden Zeit des neubabylonischen Reiches im 6. Jahrhundert sein, wo man offiziell Ausgrabungen nach den ältesten Urkunden anstellte, diese möglichst schriftgetreu nachahmte, auch bildliche Denkmäler kopierte. So ist z. B. der bekannte Siegelzylinder des Königs Ur-Engur (um 2500 v. C.) kein echtes Werk seiner Zeit. Die tadellose Erhaltung zusammen mit Unmöglichkeiten in der bildlichen Darstellung beweisen das zur Genüge. Andererseits ist eine moderne Arbeit wiederum ausgeschlossen, da der Zylinder eines der ältesten Fundstücke überhaupt ist. Er ist deshalb mit Sicherheit eine Kopie in neubabylonischer Zeit, jedenfalls in einer Zeit, die der Epoche des Originals fern lag.[2] So bleiben uns nur wenige Originale der ältesten Zeit übrig. Reicher sind die Urkunden um 3200 v. C., wo wir auch umfangreiche Denkmäler besitzen, die Zeit des Ur-Nina von Lagasch und seiner Nachfolger, Abb. 7. Von Wert sind auch noch einige Steininschriften, an die wir uns des archaischen Charakters wegen halten müssen, des Königs Lugalsaggisi von Uruk, der aber sehr roh und provinziell schreibt, des Königs

[1] Jetzt im Brit. Museum in London Nr. 86260 1 Amer. Journ. of Archaeol. IV (1888) S. 39 Taf. 4/5.

[2] Solche Denkmäler sind: Kopie eines Gewichtes des Königs Dungi von Ur (2400 v. C.) durch Nebukadnezar (um 600 v. C.) Brit. Mus. 91005, Guide to the Bab. and Ass. Antiquities 1908, S. 193 E. Unger, Katal. der Bab. und ass. Sammlung Konstantinopel III, 1. S. XI f.; Ton-Abdruck eines Reliefs des Schamasch in Sippar von Nabuaplaiddina (um 860 v. C.) durch Nabopolassar (um 620 v. C.) L. W. King, Bab. Boundary Stones Nr. 90922; Ton-Abdruck einer Inschrift des Scharganischarri von Akkad (um 2800 v. C.) durch einen neubabylonischen Interessenten namens Nabuzêr-lischir im Museum der Univ. in Philadelphia (The Museum Journal III, S. 23 f.). Siegel des Ur-Engur: Brit. Mus. 89126· J. Menant, Les pierres gravées de la Haute-Asie, Recherches s. l. Glyptique orientale, 1883, I, Taf. IV, 2.

Manischtusu von Agade (Akkad), eines der ersten bedeutenden semitischen (akkadischen) Fürsten. Gelegentlich sind manche Zeichen in diesen archaischen Inschriften nicht belegt, und wir müssen tiefer hinab in die Zeit des Gudea (2600 v. C.), der 2. Dynastie von Ur (2400 v. C.) steigen, um Beispiele zu finden. Aber je später, umso mehr entfernt sich das Zeichen von dem Urbilde, desto vorsichtiger muß man in der Deutung sein.

8. Ursprung der Keilschriftzeichen.

Die babylonische Keilschrift ist nicht ein Erzeugnis der semitischen Babylonier, sondern eine Schöpfung der ältesten Bewohner des Landes, der sogenannten Sumerer, die einem noch unbekannten Volksstamme angehören. Die Ausbildung der Schrift erfolgte im Verlaufe des 4. Jahrtausends v. C. Man verwendete in dieser Schrift bildliche Zeichen, die einen ganz bestimmten Wortwert besaßen, was wir jetzt mit Ideogrammen bezeichnen, und benutzte diese Werte auch zur Schreibung von andern Wörtern, sodaß die Zeichen auch Silbenwerte bekamen. Diese Schrift fanden die später zur Macht gelangenden semitischen Babylonier vor und übertrugen sie auf ihre gänzlich verschiedene Sprache. Sie behielten die Ideogramme bei, lasen sie aber semitisch, sie übernahmen auch die Silbenwerte und fügten noch andere hinzu, sodaß die Schrift eine Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit in Bezug auf die Lesung der Keilschriftzeichen erhielt, daß man über die Schwierigkeit staunen muß, die ein Erlernen der Keilschrift zu jeder Zeit gehabt hat, noch mehr aber über die Langmut der Menschen, die jahrtausendelang eine solche umständliche und unpraktische Schrift anwendeten.

Fast gleichzeitig mit dem Fortschreiten der Entzifferung tauchte natürlich auch die Frage nach dem Ursprung der Keilschriftzeichen auf. Zu den ältesten ausführlicheren Versuchen darüber gehören die Bemerkungen von Julius Oppert in seiner „Expédition scientifique en Mésopotamie" II, Kap. IV (1859). Die meisten Schriften zu dieser Frage, wie auch diese, mußten aber unvollkommen bleiben, solange es an wirklich echt archaischen Inschriften mangelte. Vorerst aber standen nur die archaistischen Inschriften des spätbabylonischen Königs Nebukadnezar II. zur Verfügung, die für eine Frage nach der Entwicklung der Schrift nicht den geringsten Wert hatten. Erst als in den siebziger Jahren die archaischen Denkmäler von Tello, dem antiken Lagasch, gefunden wurden, konnte Aussicht auf Lösung des Problems bestehen. Unter den Arbeiten hebe ich hervor: Houghton, „On the Hieroglyphic or picture origin of the Characters of the assyrian syllabary" in: Transact. of the Soc. of Bibl. Archaeol. VI (1878) S. 454. Houghton bildet hier einige Tafelbruchstücke aus der Bibliothek Assurbanipals aus Ninive ab, wo die assyrischen Gelehrten des 7. Jahrh. v. C. die Keilschriftzeichen ihrer Zeit mit angeblichen archaischen Zeichen identifizieren, allerdings, wie es scheint, in gänzlich unrichtiger Weise. Von Bedeutung ist ferner Fritz Hommel, „Der hieroglyphische Ursprung der Keilschriftzeichen" (überreicht auf dem Pariser Orientalisten-Kongreß 1897), der schon eine ganze Reihe von Zeichen mit den alten Vorbildern gleichsetzt und richtig erklären kann, was Houghton nur bei einigen wenigen glückte. Am ausführlichsten behandelte F. Delitzsch in der „Entstehung des ältesten Schriftsystems" Leipzig 1897, dieses Thema, das er in manchen Punkten förderte; aber er mußte in der Erklärung stecken bleiben, weil er die Zeichen im allgemeinen auf Grund ihrer späteren Gestalt und Zusammensetzung betrachtete und zerlegte, die doch sehr oft rein zufällig sein konnte und war. Es fehlte außerdem noch an einer zuverlässigen Sammlung der archaischen Zeichen nebst ihrer Gleichsetzung mit den jüngsten Typen. Das brachte F. Thureau-Dangin in seinen „Recherches sur l'origine de l'écriture cunéiforme", 1898/9 mustergültig zustande. Die ältere Literatur bis 1904 findet man bei C. Fossey, „Manuel d'Assyriologie", I, 1904. In neuerer Zeit ist zwar gelegentlich auch über den Ursprung der Keilschrift geschrieben worden, zuletzt von G. A. Barton, „Origin and Developement of the Cuneiform writing" in den Beitr. z. Assyriologie IX; man ist aber immer mehr ins Raten gekommen, was Barton so überaus liebt, daß bisher kein Fortschritt gegen früher zu verzeichnen ist. Es gibt nur spärliches Material altarchaischer, halbbildlicher Inschriften und auch diese, sämtlich im Kunsthandel erworben, stehen unter dem Verdachte der Fälschung. Allen voran die oben besprochenen „Blau-Monumente", ferner die „Tafel Hoffmann" (Barton S. VII) und eine andere archaische Tafel in Philadelphia (Univ. Mus. 16105, The Museum Journal III, S. 4)[1]) halte ich für falsch oder antik nachgemacht. Eine weitere, vielleicht echte Tafel kaufte V. Scheil (Rec. de Trav. XXII, S. 149, Mém. Délég. en Perse, II, S. 130);

[1]) Barton in Or. Lit. Ztg. 1913, S. 6 f. Echt ist eine Tafel aus Fara in Paris, Rev. d'Assyriol. VI, 143 f.

sie ist ebenfalls in Amerika in einer privaten Sammlung zu Baltimore.

Der Vorsichtige scheidet demnach diese angeblich ältesten Denkmäler aus und hält sich an die ausgegrabenen, wenn sie auch nicht so bildmäßig sind. Bis jetzt war es auch noch nicht möglich, so alte Denkmäler zu finden, da noch nicht ein einziger Ruinenhügel bis auf die untersten Fundamente hinab ausgegraben worden ist. Solange nicht Originaldenkmäler mit der ältesten Bilderschrift vorliegen, muß auch eine Erklärung der Keilschriftzeichen Stückwerk bleiben. Zuvor muß noch die Bedeutung der Zeichen, die in Folge der Entwicklung so vielseitig ist, auf das Gründlichste untersucht werden, vor allem aber welche Bedeutungen ihnen in den ältesten Urkunden zukommen. Barton hat eine nur sehr lückenhafte Zusammenstellung der Bedeutungen, meist mit Benützung späterer Texte und Zeichenlisten, zusammengebracht. Das „Sumerische Glossar" von F. Delitzsch füllt diesen Mangel manchmal aus. Solange aber die Bedeutung der Zeichen in ältester Zeit nicht systematisch ermittelt ist, muß eben die Erklärung der Zeichen unvollkommen bleiben. So dürfte noch einige Zeit vergehen, bis die Keilschrift in ihrem ältesten Ursprung völlig verständlich sein wird.

9. Beobachtungen über die Bildzeichen.

Die Feststellung der ursprünglichen Bildtypen wird dadurch erschwert, daß die Zeichen in ältester, vorliegender Gestalt schon durch die Technik des Tontafelschreibens erheblich umgewandelt sind. Sie ist um so schwieriger, als im Laufe der Zeit die meisten Keilschriftzeichen eine solche Fülle von Bedeutungen angenommen haben, daß sich die ureigentliche Grundbedeutung nur mit Mühe ermitteln läßt, meist nur dann, wenn das Zeichen einigermaßen hinsichtlich der Bildform erkennbar ist. Dazu kommt, daß bei nicht wenigen Zeichen die Grundbedeutung noch nicht erschlossen zu sein scheint. Man ist im allgemeinen auf ein Raten angewiesen, und das hat seine üblen Früchte bei den bisherigen Erklärungsversuchen gezeitigt. Wir beschränken uns daher auf die unserer Ansicht nach absolut sicheren Ergebnisse. Es ist, wenn man die Menge der Zeichen — rund 560 — betrachtet, nicht viel, was man bestimmen kann. Immerhin lassen sich doch einige feste Regeln gewinnen, die hier zusammengestellt sein mögen:

1) Die Gegenstände sind in ihrer charakteristischen Ansicht gegeben, teils im Profil, teils in Vorderansicht gesehen (s. Liste der Keilschriftzeichen).

2) Bei einer Wiedergabe im Profil sind die Bilder stets rechtshin gerichtet, ihre Teile sind dementsprechend gezeichnet, z. B. ein Tierschwanz (Nr. 11) linkshin. Es ist ja auch bei andern Schriftarten das übliche, daß die Bilder im Gegensinne zur Schriftrichtung blicken.

3) Man begnügte sich mit der Darstellung eines charakteristischen Teiles des Gegenstandes, der dann als pars pro toto steht, z. B. Ochsenkopf für Ochse (Liste Nr. 55).

4) Sehr häufig sind mehrere archaische Zeichen ganz verschiedener Art später zu *einem* Zeichen zusammengeflossen, das dann die Bedeutungswerte der betreffenden Zeichen in sich trägt; oder besser gesagt: eine oder mehrere Urformen sind verschwunden und eine beibehaltene hat die Bedeutung der verschwundenen Zeichen übernommen, z. B. bei „Tu", „Sar", „Be" (hier kein Beispiel).

5) Gelegentlich aber sind aus einem Zeichen *zwei* neue entstanden, z. B. „Dup" und „Miš" (Nr. 29, 58, 59), „ardu" und „uš" (Nr. 5, 47), „Muh" und „kubšu", 2 Zeichen für „Sig" = grün.

6) Vielfach existiert eine Grundform einfacher Art und Bedeutung, die durch Anfügen charakteristischer Elemente eine differenzierte Bedeutung erhält. Vorläufig nur ein Beispiel: Hals mit mehreren Strichen (d. i. Mähne) und gesenktem Eselskopf erhält je verschiedene Ohren oder Hörner, zum Teil noch unerklärbare Aufsätze, und bedeutet dann: Esel, Widder, Löwe, Antilope, Ziegenbock u. a. m. (s. Nr. 17, 27, 44, 83, 84, 87, 88, 92).

7) Die Bedeutung des Zeichens verändert sich durch Hineinschreiben eines anderen Zeichens (Nr. 34).

8) Durch Beisetzung eines anderen Zeichens wird ein neuer Zeichenkomplex mit anderer Bedeutung geschaffen (Nr. 7, 8, 14).

9) Zum Erkennen eines Gegenstandes ist zu beachten, daß ehemals runde Linien jetzt eckig gebrochen, aber in derselben Richtung geschrieben sind, z. B. bei den Zeichen für „Brot" oder „Silber" (Nr. 90, 97).

10) Laufen zwei Keile in spitzem Winkel von rechts und von links aufeinander zu, so war hier der Gegenstand spitz, z. B. „Pflock" (Nr. 50 und Abb. 23).

11) Die Zeichen erhalten durch Anstreichen eines besonderen Teiles derselben eine besondere

Note, die darauf hinweist, daß der angestrichene Teil gemeint ist. Das Zeichen „Sag" (d. i. Kopf und Hals) wird am unteren Teile des Kopfes schräg angestrichen, so entsteht das Zeichen „Ka" (Mund); „dubbin" ist das Ochsenbein mit angestrichnem „Huf"; „išdu" ist der Unterschenkel mit Fuß, welch letzterer angestrichen ist und bedeutet „Wurzel, Fundament, Grundstein"; „Tum" ist Unterkörper mit Oberschenkeln, der Unterkörper bis zum Gesäß schraffiert, und es bedeutet „Körpermitte, Taille" (Nr. 21 und 6; 41 und 16; 39, 43).

12) Durch Beifügung mehrerer (drei oder vier) Parallelstriche wird die Bedeutung des Zeichens, wie es scheint, verstärkt, was man Gunierung des Zeichens nennt (Nr. 38).

13) An einigen Zeichen findet sich unten ein kurzer senkrechter Strich, der mit dem Zeichen nichts zu tun hat und nur als eine Art Unterscheidungsmerkmal gedeutet werden kann, z. B. „Ši" (d. i. (Tier) Auge), „Pi" (d. i. (2 Tier-) Ohren), „Me" (d. i. Zunge) (Nr. 89, 79, 91, 67b).

14) Zwei am Fußpunkte des Zeichens in spitzem Winkel zueinander von obenher gezeichnete selbstständige Keile zeigen an, daß der Gegenstand auf dem Boden steht, „Stehzapfen", z. B. bei Tür, Bett, Denkmal, „Bal" (d. i. Spindel), bei Standarten (Nr. 13, 85, 73, 1, 68, 63).

15) Hohle Gegenstände, meist Schalen und Vasen, werden durch einen horizontalen Füllstrich als voll angedeutet, z. B. Brot ist Schale (Korb) mit Füllstrich (Nr. 97).

16) Vier senkrechte kurze Striche oben zeigen an, daß der Inhalt oben sichtbar ist (siehe das 2. Beispiel weiter unten und Nr. 62 und 10). Ein kurzer Strich bedeutet eine Öffnung (Nr. 5, 47).

17) Aus den späteren Zeichenformen läßt sich nicht immer auf die ursprüngliche Form zurückschließen, z. B. „nangaru" und „amtu" (hier kein Beispiel).

18) Die am häufigsten verwendeten Zeichen haben sich auch am schnellsten abgeändert, sodaß sie schon frühzeitig ihre Bildformen einbüßten, z. B. „Ur" (d. i. Knecht und Hund Nr. 94), war wohl einst ein Hundekopf mit Hals.

Wie eine Entzifferung nur aus der Summe von Einzelbeobachtungen gewonnen wird, so läßt sich auch die Deutung der Bildzeichen nur allmählich durch langsame, bisher noch recht dürftige Beobachtungen erzielen.

Daß man gelegentlich auch die Denkmäler zur Erklärung mit herbeiziehen kann, mag an zwei Beispielen erläutert werden. Das Zeichen „Dug" bedeutet „Topf" schlechtweg (Nr. 56). Das Bild zeigt ein unten zugespitztes Gefäß mit hohem Hals und einer Ausgußröhre. Man vergleiche dazu den noch zu Gudeas Zeiten bei Opfern gebräuchlichen Krug zum Wasserspenden, Bezold, Ninive und Babylon, 2. Auflage, S. 35 (unten), ein anderes Beispiel hier Abb. 41, Diener hinter dem König.

Das zweite Beispiel diene zur Erklärung des komplizierten Zeichens „Jl" (Nr. 62), das schon Hommel ziemlich richtig beschrieben hat als: Hals und Kopf, daneben Arm, der einen Krug hält. Diese Hieroglyphe ist nichts weiter als eine Darstellung, wie sie das Relief des Ur-Nina zeigt, Bezold, aaO. S. 38, dadurch erklärt sich das Bildzeichen noch genauer; über dem Kopfe ist ein wagerechter Strich, d. i. das Tragkissen; darüber ist ein unten runder Korb, gefüllt mit Ziegeln, die über den Korbrand hinausragen, was durch die vier kurzen Striche angedeutet wird. Den Korb hält die rechte Hand fest. Die Bedeutung des Zeichens ist: „Tragkissen, erheben, tragen" (Abb. 41).

Obige Regeln lassen sich aus einer genauen Beobachtung der Bildzeichen entwickeln. Wir erkennen, daß die Schrifterfinder nach einem System gearbeitet haben, das durch die fortschreitende Forschung in seinen weiteren Einzelheiten noch bestimmt werden wird.

Bücher- und Zeitschriftenschau.

(Nur Bücher, die in *zwei* Exemplaren eingeschickt werden, werden *ausführlicher* besprochen.)

Goethes Faust. Der Tragödie erster Teil. Mit Zeichnungen von Peter Cornelius. Eingeleitet von Alfred Kuhn. Berlin 1920. Verlag Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). XV + 190 S. 4°.

In Zeiten der tiefsten Unzufriedenheit mit dem Bestehenden, den politischen Zuständen und äußeren Lebensverhältnissen, blüht die Romantik auf, um die Brücke nach einem besseren — vergangenen oder zukünftigen — Traumland zu schlagen. Jenseits der enttäuschenden realen Welt baut sich der Geist eine solche seiner Sehnsucht auf. Das deutsche Volk durchlebt jetzt abermals eine Epoche gleicher Seelenstimmung, und die Faust-Tragödie im neuen Gewande erscheint wie aus dem Geist der Zeit geboren. Auch Goethe ist in seiner Faustdichtung wieder Romantiker. In jenen trostlosen Zeiten schlug sein Herz, ergriffen vom patriotischen Schwunge, wieder mit dem der Nation. Unter dem Eindrucke der 1808 erschienenen Dichtung schuf der junge Cornelius, Zögling der Düsseldorfer Akademie, seine Faustillustrationen, die wohl als eines der besten Zeugnisse deutscher Romantik zu bezeichnen sind. „Man

kann sie die bildkünstlerische Tat der national-revolutionären Bewegung der Freiheitskriege" nennen. Die dem Werke beigegebenen 15 Illustrationen in Lichtdruck suchen nicht in der Feinheit der Technik ihre Wirkung, sondern in der Intensität des Ausdrucks, in der Tiefe des Erlebnisses. In ausgesprochenstem Gegensatze zum damals kultivierten französischen Rokoko sucht Cornelius seine Vorbilder im deutschen Mittelalter. Die Randzeichnungen zum Gebetbuch Kaiser Maximilians sind zweifellos nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben. — Das vorliegende Werk, in einer alten Schwabacher gesetzt, macht in jeder Hinsicht einen gediegenen und geschmackvollen Eindruck und wird zu Geschenkzwecken besonders willkommen sein. Lz.

Schiller als Erzähler. Mit einer Einleitung von Adolf Bartels und 14 Originalholzschnitten von Hans Alexander Müller. Leipzig 1920. R. Voigtländers Verlag. 368 S. 8°.

Die Versuchung liegt wohl nahe, zu fragen, ob es unter den heutigen Verhältnissen nicht überflüssig sei, die Schiller'schen Erzählungen in einer besonderen Ausgabe erscheinen zu lassen, da doch die gesammelten Werke in den weitesten Kreisen als Hausschatz längst verbreitet sind. Trotzdem ist die Ausgabe zu begrüßen, denn das Wiederauflebenlassen von Schillers Geiste und Idealismus ist schon an sich ein verdienstvolles Werk. Gerade in unserer Zeit des krassesten Materialismus tut es mehr denn je not, Schillers Geist heraufzubeschwören, den Mann zum Volke sprechen zu lassen, der mit unbeugsamem Idealismus begabt in einsamer Dachkammer und größter äußerer Entbehrung das „Lied an die Freude" dichten konnte. Gemeinhin wird ja Schiller als Dramatiker genannt und geschätzt — ohne Zweifel die Domäne seiner dichterischen Begabung. Dennoch spricht auch aus den Erzählungen die bestimmte Eigenart seines Wesens, das Verstehen des realen Lebens in so warmer Form, daß es wertvoll erscheint, sie aus größerem Zusammenhange losgelöst besser und unmittelbarer genießen zu können. Außer dem Roman „Der Geisterseher" sind vier kleinere Erzählungen und zwei Proben seiner historischen Erzählerkunst in dem vorliegenden Bande zusammengefaßt. „Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache" ist in den gewöhnlichen Schillerausgaben in der Regel nicht enthalten. (Es ist die Bearbeitung einer Diderot'schen Geschichte, in neuester Zeit von Karl Sternheim zu einem Drama verarbeitet. Die technisch vollendeten Holzschnitte von Hans Alexander Müller gereichen der Ausgabe zur Zierde und werden dazu beitragen, den Erzählungen weite Verbreitung zu verschaffen. Lz.

Wilhelm Ostwald. Die Farbschule. Eine Anleitung zur praktischen Erlernung der wissenschaftlichen Farbenlehre. Mit 6 Tafeln u. 11 Figuren im Text. Leipzig 1919. Unesma-Verlag. IV + 48 S. 8°.

Dem Drange der Zeit auf dem Gebiete des Unterrichtswesens folgend ist die Einführung der neueren Farbenlehre in den Lehrplan der Schulen nur eine Frage der Zeit. Vorher muß jedoch der Lehrer selbst über die Materie genügend unterrichtet sein. Die bisher erschienenen wissenschaftlichen Werke waren für diesen Zweck zu umfangreich und tiefschürfend, während die weit verbreitete kleine „Farbenfibel" des Verfassers nur ein kurzgefaßtes Lernbuch sein will. Das vorliegende Bändchen soll die Lücke ausfüllen und ist zunächst für die Hand des Lehrers bestimmt. Der Weg der Einführung geht über die Harmonie der Farben zum Farbkörper und zu den Farbnormen in folgerichtigem Stufenbau weiter, gemäß Goethes Wort vom Gesetz, „das allein uns Freiheit geben kann." Durch die in einer Mappe beigefügten Erklärungstafeln wird das Selbststudium wesentlich erleichtert und belebt. Die buchmäßige Ausstattung, dauerhafter Einband, gutes Papier und klarer Druck, seien noch besonders anerkennend hervorgehoben. Lz.

Ostwald, Wilhelm. Die Farbenlehre. II. Buch. Physikalische Farbenlehre. Mit 64 Figuren im Text. Leipzig 1919. Verlag Unesma. XII + 259 S. 8°.

Als zweiter Band der auf 5 Bücher berechneten „Farbenlehre" erscheint der physikalische Teil. Im Rahmen weniger Zeilen ist es nicht möglich, einen Überblick über den Inhalt des wissenschaftlich tiefgründigen Buches zu geben, das würde selbst andeutungsweise bei der Fülle der hier gebotenen neuen Untersuchungen und ihrer Erlebnisse, die zum Teil erstmalig der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden, ein vergebliches Unterfangen sein. Noch weniger kann auf gedrängtem Raume sachlich Stellung zu einzelnen Problemen genommen werden, denn W. Osterwald sagt selbst: „Ich will mir nicht verhehlen, daß die große Menge des Neuen, welches neben Altbekanntem in diesem Bande der Öffentlichkeit dargeboten wird, dessen Prüfung und Aufnahme in den anerkannten Wissensbestand erheblich erschweren und verzögern wird." Bei der Fülle des Stoffes hat sich der Verfasser insofern eine Beschränkung auferlegt, als er sich in der Behandlung der allgemeinen physikalischen Verhältnisse, z. B. der Optik, mit Zeichnung der Grundlinien begnügte, während die Kapitel der speziellen Farbenlehre, z. B. Messung des Farbtons, des Weiß- und Schwarzgehalts, ein tieferes Eingehen in Form wissenschaftlicher Abhandlungen erfahren haben. So bringen die Kapitel über Messung des Gehalts der Farben die ersten ausführlichen Nachrichten über dieses Verfahren und die Entwicklung der Farbenlehre aus einer „qualitativen zu einer quantitativen" Wissenschaft. Das vorletzte Kapitel bringt wesentlich Neues und legt die Grundbegriffe für künftige ausgedehnte Forschungsgebiete fest. Hiernach kann dem nächstens erscheinenden dritten Bande, der die chemische Farbenlehre behandeln wird, nur mit spannendem Interesse entgegengesehen werden. Lz.

Teure Heimat. Ausgewählte Gedichte von Josef Freiherr v. Eichendorff. Mit 4 Vollbildern von Moritz v. Schwind und Ludwig Richter nebst 11 Abbildungen nach Gemälden oder stimmungsvollen Naturaufnahmen. Berlin 1920. Verlag M. Hiemesch & Co. (I. Bändchen der „Kleinen Heimatsbüchlein") 23 S. Kl. 8°.

Auf der Wanderschaft. Ausgewählte Gedichte aus dem deutschen Dichterschatze. Mit 4 Vollbildern von M. Schwind, L. Richter u. K. Spitzweg nebst 10 Abbildungen nach Gemälden und stimmungsvollen Künstler-Naturaufnahmen. Berlin 1920. (Im gleichen Verlage Bändchen II der „Kleinen Heimatbüchlein" 25 S. Kl. 8°.

Alte liebe Bekannte in neuer Gewandung finden wir in den beiden schlichten Bändchen wieder, Studenten-, Heimat- und Wanderlieder in bunter Folge, umrahmt von stimmungsvollen Bildern echter deutscher Hauspoesie bekannter Meister. Ein Laienbrevier für den Gottesdienst in freier Natur. Die gediegene Ausstattung macht die Bändchen für Geschenkzweck, als Freundschafts- und Erinnerungszeichen, besonders geeignet. Ein Widmungsblatt kommt dieser Zweckbestimmung entgegen. Lz.

Bröger, Karl. Die vierzehn Nothelfer. Ein Buch Legenden. Mit Bildern von Rudolf Schiestl. Berlin-Zehlendorff 1920. Verlag von Fritz Heyder. 30 Bl. 8°.

Wer fühlte sich nicht beim Lesen dieser uralten Legenden, denen Karl Bröger in kraftvoll gestaltenden Dichtungen ein neues Gewand gegeben hat, für eine Stunde den Nöten der Zeit entrückt? Aus dem Geiste unserer Tage geboren, als Nothelfer für die Mühseligen und Beladenen geschaffen, führen uns die Heiligen die Eitelkeit und Vergänglichkeit alles Irdischen vor Augen und lenken den Blick nach einer andern Welt, wo

> „Alle Menschen sind gut und gleich,
> Leben unter einem Szepter und Reich
> Und ist der Freude und des Segens
> Kein Ende abzusehen. — —"

Die charakteristischen Holzschnitte in Dürer'scher Art werden dazu beitragen, dem Büchlein Freunde zu erwerben. Lz.

Eberhardt, Paul. Das ist ein süßes Klingen. Bilder von Ludwig Richter. Gotha 1920. Verlag Friedrich Andreas Perthes. 38 S. 8⁰. Preis 10 M.

Der Dichter gibt selbst Zweck und Inhalt des Büchleins im Eingangslied an, wenn er singt:

„Das ist ein süßes Klingen
und jedermann bekannt,
wenn liebe Laute dringen
aus unserm Kinderland."

Aus dem hastenden Getriebe unserer Tage, den Nöten des grauen Alltags, will er uns in jenes glückliche Land der sorglosen Kindheit entführen, wo der Himmel voller Geigen und die Erde in harmonischem Glück. Zu bekannten Bildern Ludwig Richters aus der „guten alten Zeit", als Großmütterchen hinterm Ofen noch Geschichten erzählte, die in ihrer natürlichen Schlichtheit und tiefgefühlten Innerlichkeit jedes an sich schon ein Trostgedicht sind, hat Paul Eberhardt klingende, stimmungsvolle Verse geschrieben. Das Büchlein ist wohl geeignet, einen Schimmer stillen Glücks auch in der bescheidensten Hütte zu verbreiten. Lz.

Wingenroth, Max. Die alten Kunstsammlungen der Stadt Freiburg i. B. Karlsruhe 1920. Verlag C. T. Müller. 48 S. 8⁰.

Vorliegendes Heft erscheint als Nr. 9 der vom Landesverein „Badische Heimat" herausgegebenen Zeitschrift: Vom Bodensee zum Main. Die Ausführungen sollen keine gelehrte Abhandlung im kunsthistorischen Sinne sein, sondern vielmehr dem breiteren Publikum als Anleitung zum rechten Genusse der Sammlungen dienen. Diesen Zweck dürfte das Heft voll und ganz erfüllen. Der wertvollste bewegliche ältere Kunstbesitz der Stadt, vornehmlich aus dem Dominikanerkloster Adelhausen und dem von St. Ursula stammend, ist in dem Colombischlößle in XIX Zimmern ausgestellt. Trotz der reichen künstlerischen und geschichtlichen Belehrung wirkt das Heftchen doch an keiner Stelle ermüdend, und die Wanderung durch die Ausstellungsräume gestaltet sich zu einer nachhaltig genußreichen. Lz.

Die Schulbibliothek. Anlage, Errichtung und Verwaltung von Lehrer- und Schulbibliotheken von Dr. Hans Knudsen und Dr. Willy Pieth. Berlin 1920. Weidmannsche Buchhandlung. 40 S. 8⁰.

Aus dem andauernden Steigen der Bücherpreise und der Notwendigkeit, mit dem meist beschränkten Etat sorgsam hauszuhalten, ergibt sich die Pflicht bei Neueinrichtung und Weiterführung einer Schulbibliothek einen wohlerwogenen Plan zu verfolgen, um die Bibliothek auf einem würdigen und dem jeweiligen Zweck entsprechenden Niveau zu erhalten. Ein Wegweiser hierzu will das vorliegende Bändchen sein, das einem vielfach gehegten Wunsche Rechnung tragen dürfte. In knappster Form sind die wesentlichsten Ordnungs- und Verwaltungsarbeiten behandelt, getrennt noch Lehrer- und Schülerbibliothek, und zwar sowohl vom Standpunkte des Schulpraktikers, als auch von dem des Fachbibliothekars aus betrachtet, denn zwischen beiden muß in diesem Rahmen ein Kompromiß geschlossen werden. Das Schlagwörterverzeichnis am Schlusse ermöglichst eine schnelle Orientierung. Lz.

Deutsche Sagen zur Geschichte des Mittelalters. Mit Federzeichnungen von Otto Ubbelohde. Köln 1920. „Schaffsteins Blaue Bändchen." Verlag Hermann Schaffstein. Bdch. 117. 64 S. 8⁰.

Resi, eine Erzählung für Kinder und solche, die Kinder lieb haben, von Ilse Mainz. Mit Bildern von Arpad Schmidhammer. Köln 1920. Bdch. 124 der gleichen Sammlung. 68 S. 8⁰.

Tiermärchen aus dem Sachsenlande und Siebenbürgen. Gesammelt von Joseph Haltrich. Mit Federzeichnungen von Franz Jüttner. Köln 1920. Bdch. 126 der gleichen Sammlung. 55 S. 8⁰

Die kurze Wanderschaft und andre Erzählungen von Karl Stöber. Mit Federzeichnungen von Franz Jüttner. Köln 1920. Bdch. 127 der gleichen Sammlung. 68 S. 8⁰.

Schaffsteins „Blaue Bändchen" wollen in einer Auswahl der schönsten Sagen und Märchen, Lebensbilder und Gedichte den breitesten Schichten eine gute Lektüre zu billigem Preise vermitteln. Die bisher erschienene Folge ist dem Gedanken treu geblieben, und auch die vorliegenden Bändchen können der Jugend nur warm empfohlen werden. Im Kampf gegen die immer dreister sich ausbreitende Schundliteratur möge den „Blauen Bändchen" ein guter Erfolg beschieden sein. Lz.

Kinderleben. Sechs Kunstblätter nach Gemälden Ludwig Richters in feinstem Kupfertiefdruck nebst zwei Umschlag- und drei Textillustrationen. Mit vier Gedichten von Otto Ernst. Berlin 1920. Heimatverlag M. Hiemesch. 6 Bl. 2 Umschl. 8⁰.

Köster, Herm. L. Geschichte der deutschen Jugendliteratur. In Monographien. 3. Auflage. Braunschweig und Hamburg 1920. Verlag von Georg Westermann. 476 S. Gebunden 40 M.

In rund 10 Jahren drei Auflagen! Diese Tatsache spricht mehr als viele Worte für das Buch, das sicherlich vielen Lesern wohlbekannt ist. So genüge hier nur dessen Anzeige! Am.

Gardthausen, Victor. Handbuch der wissenschaftlichen Bibliothekskunde. 2 Bde. (XII, 239, IV, 147 S.). Leipzig 1920, Verlag von Quelle & Meyer. 8⁰.

V. Gardthausen, bekannt und hochgeschätzt als Verfasser der Griechischen Palaeographie, 2. Aufl. 1911, von Augustus und seine Zeit, 2 Teile 1891—1904, als Herausgeber des Ammianus Marcellinus, 2 Bände 1874—75 und als Bearbeiter des Catalogus codicum graecorum Sinaiticorum, 1886 sowie des Katalogs der griechischen Handschriften zu Leipzig, 1898 ist durch die Ziele der genannten wissenschaftlichen Arbeiten und durch die Vermittlung von Schriftwesen und Handschriftenkunde in nahe Verbindung mit dem Bibliothekswesen getreten und war längere Jahre neben seinem Beruf als Professor an der Universität Leipzig Bibliothekar an der Universitätsbibliothek. Nachdem er einige Jahre vor dem Kriege aus dem praktischen Bibliotheksdienst ausgeschieden war, hat er Vorlesungen über wissenschaftliche Bibliothekskunde an der Leipziger Universität gehalten. Das Kollegienheft hat er umgearbeitet zu einem Handbuch der Bibliothekskunde, dessen Besprechung diese Zeilen gewidmet sind. Es tritt neben Graesel, Handbuch der Bibliothekslehre (2. Aufl. 1902), das vorzugsweise unter dem Gesichtspunkt der Volksbibliotheken gearbeitete Buch von Ladewig, Politik der Bücherei (1912) und ein von mehreren Mitarbeitern verfaßtes und von Dahl herausgegebenes Handbog i bibliotekskundskab (2. udg. 1916), welches als in dänischer Sprache geschrieben und nicht ins Deutsche übersetzt trotz seines wissenschaftlichen Wertes einen größeren Einfluß namentlich in Deutschland nicht gefunden hat. Gardthausen will zwischen dem mit Stoff, besonders in den Anmerkungen, wie er meint, allzusehr überladenen Buch von Graesel und der Politik von Ladewig, die auf 427 Seiten überhaupt keine Fußnote hat, die richtige Mitte finden. Es kam ihm besonders auf den Plan, Umfang und die Anordnung des Ganzen an, daß nichts Wesentliches fehlt und Alles den richtigen Platz findet. Er wollte sich dabei auch auf die der Bibliothekskunde wesentlichen Kenntnisse beschränken und manche Wissenszweige, die dem Bibliothekar nötig sind und die z. B. Dahl mitbehandelt, ausschließen.

Verfasser geht vom Inhalt und Kern der Bibliotheken, dem Buche aus und faßt darunter Papyrus, Pergament- und Papierhandschrift und das gedruckte Buch. Das erste Buch ist S. 1—74 von Band I dem „Buche" gewidmet. Nach einer genauen Definition des Begriffs „Buch" werden die Beschreibstoffe behandelt: Papyrus und Pergament kurz, eingehender Papier, dessen Herstellung und Wasserzeichen, neben Lumpen- und Büttenpapier auch die moderne Entartung, das Holzpapier und seine Vergänglichkeit. Weiter Form (mit der Kartothek) und Format (vom sog. Haustürenformat bis zu Ostwalds Weltformat). Das 4. Kapitel erörtert die Entstehung und die Arten des Buches

mit einer Skizze der Handschriftenkunde, das 5. Kapitel das gedruckte Buch, wobei die Erfindung der Buchdruckerkunst und die Inkunabelkunde unter Angabe der wichtigeren Literatur behandelt wird. Hier wie bei manchen anderen Teilen des Buches macht sich ein gewisser Zwang geltend, der durch den kontraktlich vorgeschriebenen Umfang des Buches veranlaßt war. Anscheinend hat der Verfasser, um diesen Umfang nicht zu überschreiten, im Manuskript streichen müssen, sodaß die Titel stark gekürzt wurden. Panzer, G. W., Annales typographici (—1536) Nürnberg 1792—1803. — Weller, E., Repertor. typogr. Nördl. 1864. Suppl. zu G. W. Panzers Annalen 1500—1536 — so aufgeführt Bd. I, S. 41 — dürfte namentlich für den erste Belehrung Suchenden unzureichend sein. Dasselbe gilt auch für die Literaturangaben der Einleitung, in denen für Periodica vielfach nur der erste Band oder Jahrgang angegeben ist ohne Andeutung der Fortsetzung. Wenigstens für die Anfänger hat korrekte und vollständige Behandlung der Titel auch eine pädagogische Bedeutung. Die Benutzung von Graesels Führer 2. Aufl. 1913 ist als Ergänzung in dieser Hinsicht zu empfehlen. Etwas unvermittelt schließt sich an die Inkunabelkunde der anastatische Neudruck und neueres Druckverfahren an. Nur gestreift wird das Recht des Buches. Die dabei angeführten alten Dissertationen von Stryk usw. sind für die Gegenwart ganz bedeutungslos. Ein 6. Kapitel ist der Behandlung des Buches gewidmet. Die Eigenart der Anordnung des Werkes führt dazu, daß hier wie bei manchen anderen Kapiteln die Anwendung auf Papyrus, Pergament und auf das moderne gedruckte Buch in unmittelbarem Zusammenhange behandelt wird. Belehrend und wichtig sind die Mitteilungen über die kranken Bücher und die Fälschung der Bücher. Das 7. Kapitel beschäftigt sich in sehr eingehender und dankenswerter Weise mit dem Einband, dessen Geschichte, den Liebhaberbänden und dem modernen Bibliotheksband. Das stellt eine Ergänzung des in Lehrbüchern bisher Überlieferten auf Grund einer sorgfältigen Benutzung der neueren Literatur dieses Gebietes dar. Zum Mönchsband bemerkt G., daß dies ein derber Band ohne handwerksmäßige Vollendung von Dilettanten, hauptsächlich Mönchen hergestellt sei. Das ist wohl nicht richtig. In den Klöstern gab es unter den Brüdern gelernte Gewerbtreibende und der sogen. Mönchsband ist ein ansehnliches Erzeugnis gewerblicher Kunstfertigkeit. Vergl. hierzu neuerdings Schwenke, Die Buchbinderei des Petersklosters. Beitrag zu Theele, Die Handschriften des Benediktinerklosters St. Petri zu Erfurt. Beiheft z. Zentralbl. f. B. W. 48. Dann finden die schönen Einbände für Majoli und Grolier Erwähnung. Auch die Mitteilung der Elemente des modernen Einbandes ist dankenswert.

Im zweiten Buch behandelt G. die Erwerbung der Bücher in eingehender Weise und zwar Erwerbung und Preise der Bücher, Art der Erwerbung, Buchhandel, Verleger und Pflichtexemplar, Sortiment und Kundenrabatt, sowie Antiquariat. Die leidige Raumbeschränkung hat es wohl veranlaßt, daß die neuere Organisation des deutschen Buchhandels S. 92—93 nur kurz dargestellt wird, obwohl eine nähere Kenntnis für den Bibliothekar doch sehr wichtig ist. Unter dem „Deutschen Buchhändlerverein" (Bd. I S. 92 u. 198) ist der Börsenverein zu verstehen, dessen Satzungen, Verlagsordnung, Verkehrsordnung usw., Verband der Kreis- u. Ortsvereine, Verlegerverein, Buchhändlergilde und deren Zeitschriften doch hätten erwähnt werden sollen.

Das dritte bis neunte Buch behandeln den Hauptgegenstand des Werkes, die Bibliotheken und zwar ihre Geschichte, die Bibliotheken der neueren Zeit (dabei eine Übersicht über die Bibliotheken der einzelnen Länder), Privatbibliotheken und Bibliophilie (3. Buch), Verlust der Bibliotheken (4. Buch). Den Schluß des ersten Bandes bildet das 5. Buch: Die heutige Bibliothek gedruckter Bücher.

Für einen besonders wertvollen Teil des Buches möchte ich die Geschichte der Bibliotheken, besonders die des Altertums halten, die mit großer Sachkunde und voller Beherrschung des weitschichtigen Materials bearbeitet ist. Die griechisch-byzantinischen Quellen sind genau benutzt und überall ist den Handschriften ganz besondere Berücksichtigung zuteil geworden. In diesem Umfang ist die Zusammenstellung der vielfach in der Literatur verstreuten Nachrichten durchaus neu und wertvoll. Der Verfasser macht dabei von dem in seinem Hauptberuf als klassischer Philologe und Altertumsforscher angesammelten großen Kenntnissen einen die Bibliothekskunde sehr fördernden Gebrauch.

Die Aufzählung der Bibliotheken der einzelnen Länder ist knapp, enthält aber das Wichtigste der Literatur über dieselben und die gedruckten Kataloge, namentlich die der Handschriften. Bei dem Britischen Museum ist der große, vollständige alphabetisch geordnete, gedruckte Katalog des Bücherbestandes (vollendet und gedruckt von 1881—1900, dazu Nachträge für die Anschaffungen während des Druckes) nicht erwähnt oder doch mit der Anführung: „Br. Mus. Catalogue of Printed books. London 1882" nicht genügend charakterisiert. Die von G. Band I S. 146 und Band II S. 10 und 61 angeführten sachlich geordneten Kataloge sind nur die auch einzeln in den Handel gelangten, dem alphabetischen Katalog eingefügten realen Abteilungen wie die der Literatur über Bibel, Dante, Goethe, Periodica usw. Einzelne Teile beschränken sich auf Mitteilung der durch objektive Stichworte gekennzeichneten Literatur. Neben der sachlichen Zusammenfassung war sonach die Entlastung des alphabetischen Hauptteiles von Titeln ohne Namen das praktische Ziel dieser eingeschobenen Realkataloge. Bei den Zahlen des Bücherbestandes der deutschen Bibliotheken sind vielfach ältere Zählungen angegeben. Das Jahrbuch der D. Bibl. für 1920 konnte von G. nicht mehr benutzt werden. Aufgefallen ist mir besonders die für die Münchener Staatsbibliothek angegebene Ziffer, 658000 Bde. und 2475 Hss., während G. selbst nach Dahl schon anführt: 1100000 Bde. und 50000 Hss. und das Jahrbuch 1350000 Bde. angibt, wonach auch die Berechnung von fünf Angestellten auf je 100000 Bände, bei alles in allem 50 Beamten und Dienern (Bd. II S. 91) angestellt ist.

Mit dem 5. Buch kommen wir zu dem Hauptteil des Werkes, in welchem Technik und Praxis des Bibliothekswesens überwiegen und die geschichtlichen Schilderungen auch bei G. etwas zurücktreten. Es werden die Arten der Bibliotheken aufgezählt und dabei die wichtige Frage der Zentralbibliothek, Deutsche Bücherei und Berliner Bibliothek vorsichtig und in neutraler Haltung behandelt. Der Deutschen Bücherei steht Referent mit schärferer Kritik gegenüber. Ich beklage es, daß die Bücherei, die bei ihrer zeitlichen und inhaltlichen Beschränkung die deutsche Nationalbibliothek nicht sein und nicht werden kann, ein schweres Hindernis für das Erringen einer wahren deutschen Nationalbibliothek ist. Ich bin der Meinung, daß zwischen Nationalbibliothek als Organ der Staatsverwaltung und Archiv des Buchhandels (mit Einschluß der amtlichen Drucksachen usw.) ein unlöslicher Gegensatz besteht und die Bücherei in dem Meere des ihrer Zuständigkeit unterstellten Gedruckten nach längerer Zeit völlig ertrinkt und unübersichtlich wird. Da man aber vielfach anders über die Anstalt denkt und die Frage ihrer Zukunft von großer Wichtigkeit ist, hätte ich gewünscht, daß sie eingehender behandelt worden oder doch das das Material zu ihrer Beurteilung vollständiger angegeben worden wäre. Die nicht im Buchhandel erschienene sogen. grüne Broschüre: Deutsche Bücherei des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler zu Leipzig, Urkunden und Beiträge zu ihrer Begründung und Entwicklung, von der mir die 10. Ausgabe abgeschl. am 8. Nov. 1915 bekannt ist (115 S. fol. mit 6 Beilagen und 8 Bildertafeln) wurde als Propagandaschrift stark verbreitet. Ihr Titel ist in der Note S. 198 knapp angeführt, der wichtige Inhalt verdiente aber eine wenn auch nur kurze Charakteristik. Von den Berichten über die Verwaltung der Bücherei sind nur I u. II angegeben, während bis 1919 sieben erschienen sind. Es fehlt auch die Druckschrift zur Einweihung der D. Bücherei, Leipzig 1916, die wichtige Mitteilungen über Einrichtung und Zweck des Instituts enthält. Bei der nur kurzen Besprechung des

Bibliotheksgebäudes hat G. mit Recht auf die sehr gründliche und vollständige Darstellung in Graesels Handbuch mit zahlreichen Grundrissen und Abbildungen verwiesen.

Der 2. Band enthält im 6. und 7. Buche Verzeichnisse der Bücher (Bibliographie) und Kataloge, im 8. Buch Personal, im 9. Verwaltung. Der Verfasser gibt hier viele Beobachtungen und Winke aus seiner praktischen Erfahrung im Dienste der Leipziger Universitätsbibliothek. Es ist erklärlich, daß diese Erfahrungen für ihn vielfach maßgebend geworden sind. Die Bibliographie hat wieder unter dem Zwang der Raumbeschränkung gelitten; sie ist überhaupt nicht gerade mit Vorliebe behandelt. Die praktisch so wichtige und für Deutschland ehrenvolle buchhändlerische Bibliographie, besonders die Unternehmungen von Hinrichs, hätte ich gern ausführlicher geschildert gesehen, als es Bd. II S. 9 und 14 geschehen ist. Bei der Angabe der Literatur S. 14 ff. vermisse ich wichtige Werke wie Quérard, La France litéraire und La Literature française contemporaine, während das Dissertationsverzeichnis von Thelert mit dem anmaßenden Titel Supplement zu Heinsius nicht aufgeführt werden sollte. Chevalier, Répertoire gehört nicht unter Frankreich, sein Band 1 enthält Biographien des Mittelalters überhaupt mit bibliographischen Angaben. Die biographische Literatur ist aber überhaupt, auch sofern sie die Werke von Autoren aufzählt, vom Plane des Werkes ausgeschlossen. Georgi, Bücherlexikon (S. 7) ist richtig zu zitieren Th. 1—5 und Suppl. 1—3, Lpz. 1742—58. Der Katalog der Bünauschen Bibliothek ist von J. M. Francke (nicht Frank) verfaßt.

Name, Stichwort, Titel für Bibliographie und Kataloge werden in Anlehnung an die Instruktion für die preußischen Bibliotheken eingehend behandelt. Bei der Besprechung der Systeme der Bibliographie wird die Verwendbarkeit des Deweyschen Dezimalsystems für deutsche wissenschaftliche Bibliotheken mit Recht abgelehnt.

Bei der Besprechung der Kataloge werden die älteren Kataloge und deren neuere Verzeichnisse gewürdigt, dann die verschiedenen Arten der neueren Kataloge eingehend behandelt. Die Vorteile der Zettelkataloge werden betont und die verschiedenen Systeme geschildert. Von der Bibliothek des Reichsgerichts sagt G., es würden lose Blätter für den systematischen und Folianten für den alphabetischen Katalog verwendet. Es ist das System-Staderini, was in dieser Bibliothek für die Erwerbungen, die nach der Drucklegung des zweibändigen Katalogs erfolgten, benutzt wird und zwar sowohl für den systematischen als für den alphabetischen Katalog. Die Zettel sind in Kassetten befestigt, für den systematischen Katalog werden größere Zettel zu ganz vollständiger Titelaufnahme, für den alphabetischen kleinere mit teilweise kürzerer Titelaufnahme verwendet. Das System Staderini hat sich hier gut bewährt. Neben dem alphabetischen Katalog dieses Systems wird auch zum Handgebrauch der Benutzer im Büchermagazin ein solcher in zwei Foliobänden geführt. Es war beabsichtigt, den ganzen systematischen Katalog mit alphabetischem Register neu zu drucken, wobei der alphabetische Bandkatalog dann wieder nur die Neuerwerbungen seit dem Druck aufgenommen haben würde. Diese Absicht ist vorerst fallen gelassen. Die Frage des einheitlichen Zetteldrucks ist erörtert; nicht berührt wurde die Frage, ob die buchhändlerische Bibliographie (Börsenblatt und wöchentliches Verzeichnis) dazu benutzt werden kann. Ob die bibliographische Abteilung des Börsenvereins an die Deutsche Bücherei übergehen soll und diese letztere dann die Zetteldrucke besorgen würde, ist lebhafter erst nach beendetem Druck des besprochenen Werkes besonders durch Aufsätze von Frels im Börsenblatt erörtert worden. Die eigentliche Schwierigkeit ist, wie eine Bibliothek die ihr wünschenswerten Zettel bei einem Abonnement oder Vorausbestellung begrenzen soll. Ich halte das für kaum möglich und die Vorschläge von Frels (Börsenblatt 1920 Nr. 168) für ganz unpraktisch. Unausführbar scheint mir auch der Bezug der ganzen Titeldrucke, welche die Bücherei herstellen würde. Geordnete Aufbewahrung und alphabetische Einordnung der etwa wöchentlich einzusendenden Zettel würde vielmehr Umstände und auch Kosten verursachen, als durch den Wegfall der Titelaufnahme erspart würden. Aber auch die einzelne Bestellung der Titel etwa nach dem wöchentlichen Bedarf ist nicht durchzuführen. Die in der Bücherei zu haltenden Vorräte würden bald ein eigenes Haus beanspruchen. Lieferung der Titeldrucke in einseitig bedruckten Heften zum Ausschneiden und Aufkleben beseitigt nicht alle Schwierigkeiten. Schließlich bespricht G. das Problem des preußischen Gesamtkatalogs mit Ausblick auf die noch problemhafteren Ziele des Internationalen Bibliographischen Instituts in Brüssel.

Die beiden letzten Bücher, die Personal und Verwaltung zum Gegenstand haben, werden wieder mit eingehenden geschichtlichen Einleitungen versehen, die von der großen Belesenheit und Gelehrsamkeit des Verfassers zeugen und eine Bereicherung der Bibliothekskunde bilden. Für die Neuzeit ist Ausbildung und Examen skizziert. Die Mitteilung der deutschen einzelstaatlichen Prüfungsvorschriften, die im Jahrbuch der Bibliotheken zugänglich sind, verbot die Rücksicht auf den Raum. Dann sind Stellung des Direktors (mit dem wichtigen Kapitel der Finanzen) und der übrigen Beamten besprochen. Das 9. Buch ist der Verwaltung gewidmet, wobei die Behandlung der Handschriften mit ihren geschichtlichen Ausblicken wieder einen wertvollen und besonders dankenswerten Teil des Werkes bildet. Für die Neuzeit ist ihre Aufbewahrung und Bewachung, Ausleihen, Versendung, Photographie erörtert. Die Schicksale des gedruckten Buches werden im Akzessions-Journal, beim Buchbinder, beim Katalogisieren (Signaturen, Stempel, Exlibris), bei und nach der Aufstellung (Lesesaal, Magazinräume, Ausleihen, Revision) verfolgt.

Das Buch ist im Ganzen betrachtet in vieler Beziehung eine Bereicherung der bibliothekswissenschaftlichen Literatur, wenn es auch bei dem großen Umfang, den die als Bibliothekskunde zusammengefaßten Kenntnisse und Wissensgebiete unter Einfluß einer rührigen Literatur und einer vortrefflich geleiteten Zeitschrift mit starker Einwirkung der Tätigkeit anderer Kulturvölker erreicht haben, nicht alle Gebiete gleichmäßig behandelt hat. Wie schon das Handbuch von Graesel lehrte, ist es kaum mehr möglich, das ganze Gebiet in Geschichte, Technik und Praxis in einem Handbuch zusammenzulassen, und die weitere Entwickelung und Förderung unseres Berufs weist ganz entschieden auf Teilung des Stoffs in einzelne Zweige und Behandlung derselben in besonderen Lehrbüchern hin. Wir Bibliothekare sind dem Verfasser, der neben einer erfolgreichen Tätigkeit in seinem Hauptberuf sein Wissen und seine Kenntnisse in den Dienst der Bibliothekskunde gestellt hat, für das Ziehen der Summe des von ihm in diesem Nebenberuf Erreichten zu Dank verpflichtet. Das in ein Handbuch umgestaltete Kollegienheft verfolgt unter auferlegter räumlicher Beschränkung das Ziel, Ausgangspunkt für wissenschaftliche Untersuchungen zu sein. Diesem namentlich in den geschichtlichen Teilen zum Ausdruck kommenden hohen Ziele schließt sich in den technisch-praktischen Ausführungen die bescheidnere Aufgabe einer belehrenden Einführung und Anleitung an. In seiner ganzen Anlage und Ausführung ist das Buch von den Vorschriften für die bibliothekarischen Prüfungen nicht beeinflußt. Trotzdem ist seine Benutzung zur Einführung in den wissenschaftlichen Bibliotheksdienst neben anderen Werken zu empfehlen. Den länger tätigen Fachmann wird es durch die historische Fundierung der Bibliothekskunde belehren. Augenscheinlich will es aber dem Gelehrten überhaupt Vertrautheit mit dem Bibliothekswesen, die über die Ergebnisse der praktischen Benutzung der Bibliotheken hinausgeht, vermitteln und ihn zur Mitarbeit an der Vertiefung der Bibliothekskunde anregen. Möge das Handbuch in diesen verschiedenen Richtungen Nutzen stiften.

K. Schulz, Bibliothekdirektor a. D.

Inhaltsverzeichnis

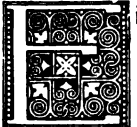
Herausgeber: Deutscher Verein für Buchwesen und Schrifttum. — Verantwortlicher Schriftleiter: Prof. Dr. Albert Schramm, Leipzig.
Druck von Heinrich Schmidt, Ostrau i. Sa.

Der Bilderschmuck der Frühdrucke

Von

Professor Dr. Albert Schramm

Direktor des Deutschen Museums für Buch und Schrift in Leipzig.

in Quellenwerk für die Geschichte des Holzschnittes ist seit langem ein dringendes Bedürfnis. Was bis jetzt auf diesem Gebiete erschienen ist, war nur eine Auswahl, die natürlich nicht objektiv sein konnte und die vor allem ganze Gebiete des großen Gebietes unberücksichtigt lassen mußte. Nun entsteht ein Corpus, das sich Vollständigkeit zum Ziel gesetzt hat, sodaß wir künftig ein unentbehrliches Nachschlagewerk für Bibliotheken, Museen, Bücherliebhaber und Antiquare haben werden. Alle Holzschnitte sind in Originalgröße wiedergegeben. Kurze Angaben über die Drucker, über die wichtigste Literatur, und vor allem die zum Verständnis der Holzschnitte nötigen Texte sind beigegeben. Das Quellenwerk, das eine Fülle von ungehobenen Werten enthält, wird ein unvergleichliches Material für kunst- und kulturhistorische Studien abgeben, wie es auch der Buchkunde neue, nicht gekannte Möglichkeiten für vergleichende Studien erschließen wird. 24 Bände sind in Aussicht genommen, um das wertvolle Material, das bis jetzt niemand in dieser Vollständigkeit gesehen hat, vorzuführen. Von allen Seiten wird das Werk von Fachleuten aufs Freudigste begrüßt, wie die unten abgedruckten Zuschriften zeigen. Bis jetzt sind folgende Bände bearbeitet:

1. Die Drucke von Albrecht Pfister in Bamberg. In Vorbereitung.
2. Die Drucke von Günther Zainer in Augsburg.
   Bereits erschienen. Folio (44 × 34 cm) 24 Seiten Text und 100 Tafeln. Preis 300 M, Ausland 600 M; zu beziehen durch den Verlag Karl W. Hiersemann in Leipzig.
3. Die Drucke von Johann Bämler in Augsburg. Erscheint demnächst.
4. Die Drucke von Anton Sorg in Augsburg. In Vorbereitung.
5. Die Drucke von Johann Zainer in Ulm. In Vorbereitung.
6. Die Drucke von Konrad Dinkmuth in Ulm. In Vorbereitung.

Einige Urteile von Fachmännern, die dem Herausgeber zugegangen sind:

„Ich hätte es nicht geglaubt, daß Sie die Frucht Ihrer langjährigen Tätigkeit nun doch im Druck erscheinen lassen können. Für unsere Kunstgeschichte und für die Kulturgeschichte von allergrößter Bedeutung! Nun können sich unsere Studenten, denen das Material bis jetzt so gut wie unzugänglich war, und wir selbst uns rasch orientieren. Es ist gar nicht genug zu danken, daß Sie uns das prächtige Hilfsmittel geschaffen haben und weiter schaffen. Der deutsche Holzschnitt ist es wirklich wert, in dieser Weise ein unvergleichliches Corpus erhalten zu haben."

„Diese Veröffentlichungen werden, wenn Sie sie fortsetzen, ein so unschätzbares Vergleichsmaterial für kunst- und kulturgeschichtliche Untersuchungen der allerverschiedensten Richtungen darstellen, daß die Bände zu den meist gebrauchtesten Handbüchern großer Bibliotheken werden müssen. Wie das Heft in dieser Form heutzutage entstehen konnte, ist mir unerfindlich . . . ."

„ . . . . Sie bringen mich in den Besitz einer Kostbarkeit, nach der ich mein Leben lang nur hätte hinblinzeln können. Sie ist mein und ich schlage sie auf . . . Ich habe mich in Berlin noch unter Kristellers freundschaftlichen Einfluß viel um diese Holzschnitte gekümmert. Ich kann beurteilen, was es heißt, daß wir nun durch Sie ein Corpus bekommen. Und was für eines! . . . ."

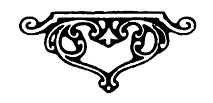
LISTE

von

Keilschriftzeichen

zur Untersuchung ihrer Entstehung aus der Bilderschrift

Die erste Spalte bringt das Zeichen in seiner ältesten Gestalt, die zweite Spalte in seiner assyrischen Form (7. Jahrh.), die dritte Spalte gibt die Urbedeutung des Zeichens, die vierte Spalte die Erklärung der Bildform, die letzte Spalte enthält die Belege der Bildzeichen aus den Inschriften der alten Könige, vgl. Vorderasiatische Bibliothek, Band I, Ur-Nina, Ean(-natum), Urukag(-ina) und Gud(-ea) von Lagasch (Tello), und anderer Könige: Man. (-ischtusu), Sarg.: Schargani-scharri, Lug(-al)sag(-isi), Lug(-al)kigub(-nidudu), Enschak(-kusch-anna). Andere Belege entstammen Publikationen, SH: Sarzec und Heuzey, Découvertes en Chaldée, Tafel . ., OBI: University of Pennsylvania, Old Babylonian Inscriptions, Band I, Délég.: Délégation en Perse, Mémoires, Th.-D.: Thureau-Dangin, Recherches sur l'écriture cunéiforme. (T) bedeutet, daß das Schriftzeichen den Tontafelinschriften entstammt.



Nr.	Älteste Form	Späte Form	Bedeutung	Erklärung	Belege
1			Spindel	Stange mit spitzem Stehzapfen, oben Triangel (vgl. Abschnitt 9, 14).	Ean.
2			Dolch	Dolchscheide mit Griff, durchsichtig, innen Längsstrich und Querstrich, gefüllt.	Urukag. (T)
3			Weg	Straße als Linie, wovon sich links und nach unten eine Straße abzweigt.	Ean.
4			Gott Himmel	Stern, linear, achtstrahlig.	Ean.
5			Mann	Phallus in Erektion, links unten: Ansatz des Phallus, oben Füllstrich und kurzer Strich ganz oben an der Öffnung (vgl. Nr. 47 und Abschnitt 9, 5, 16).	Man.
6			Reden Mund, Nase	Kopf mit Strich (Auge) und Hals. Der Kopf ist am Kinn einmal (auch öfter, Nr. 8) angestrichen.	SH XXXV
7			Beten Segnen	Kopf mit Augenstrich und Hals. Dieser ist viermal angestrichen und Hand davor gezeichnet (vgl. Nr. 72).	Th.-D.
8			Essen	Kopf mit Augenstrich und Hals, der untere Teil des Kopfes ist angestrichen, Brot vor dem Halse (vgl. Nr. 97) (Variation: Wasser vor dem Halse = „Trinken".)	Ur-Nina
9			Stadt	Turm und Mauerstück, Vorderansicht, linear.	Man.
10			Zypresse	Topf mit Pflanze, unten Bodenstrich, seitlich der Pflanze je zwei kurze Striche auf dem Topfrande: bis über den Rand gefüllt. (Vgl. Abschnitt 9, 16.)	Ean.
11			Schwanz	Schwanz eines Esels, der rechtshin geht. (Vgl. Abschnitt 9, 2.)	Sarg. (T)
12			Schwalbe	Nachbildung einer Schwalbe, Seitenansicht (vgl. Abschnitt 9, 1).	SH I bis
13			Tür	Pfosten mit Stehzapfen, an dem Pfosten Türflügel mit Markierung der Balkenfügung (vgl. Abschnitt 9, 14).	Man.
14			Gebären	Vogel, rechtshin, Seitenansicht, davor Ei. (Vgl. Abschnitt 9, 8.)	Urukag. (T)

Nr.	Älteste Form	Späte Form	Bedeutung	Erklärung	Belege
15			Rohr	Rohrhalm mit Blättern und Blüte oder Frucht.	Ean.
16			Huf	Stierhinterbein, oben unbestimmtes Element, der **Huf** ist angestrichen (vgl. Nr. 41).	Gud. (T)
17			Antilope	(Vgl. Abschnitt 9, 6.)	Gud.
18			Netz	Vier Stricke, oben vier Querstricke, unten offen.	Ur-Nina
19			Honig	Vase mit Inhalt (Tropfen?), steht auf Bodenstrich.	Gud. (T)
20			Horn	Horn, rechtshin, in Seitenansicht, links unten Ansatzstrich.	Man.
21			Kopf	Kopf mit Augenstrich und Hals, rechtshin, Seitenansicht (vgl. Nr. 6—8).	SH XXXIV
22			Schiff	Schiff in Seitenansicht, rechtshin, mit Markierung des Vorderstevens mit Verzierung (Tierkopf).	Ur-Nina
23			Zu Schiff fahren	Schiff (vgl. Nr. 22) auf Wasser (vgl. Nr. 95).	Man.
24			Zwilling Zwei	Zwei Striche.	Man.
25			Haus	Turm auf einem Hügel. Vorderansicht.	Ean.
26			Gestirn	Drei Sterne, achtstrahlig.	Gud. (T)
27			Asu-Tier	(Vgl. Abschnitt 9, 6.)	Ean.
28			Fischhaus	Turm auf Hügel (vgl. Nr. 25), darin Fisch (vgl. Nr. 96).	Ur-Nina
29			Tontafel Siegel	Tafel in Vorderansicht mit Querstrichen (Kolumnenteilung), oben Griffel (vgl. Nr. 58/9). Am Griffel Querstrich: Verzierung?	Man.

Nr.	Älteste Form	Späte Form	Bedeutung	Erklärung	Belege
30			Pillu-Pflanze	Topf mit zwei Gewächsen, Vorderansicht, Füllstrich im Topfe.	Man.
31			Park	Zwei Gewächse, darunter Wasser (vgl. Nr. 75 und 95).	Délég II, 130
32			Zwiebel	Zwei nebeneinander (in der Zeichnung übereinander) liegende Knollengewächse.	Ean.
33			Straße	Zwei sich kreuzende Straßen.	Ur-Nina
34			Wildstier	Stierkopf in Vorderansicht mit eingeschriebenem Gebirge (vgl. Nr. 55, 74). (Vgl. Abschnitt 9, 7).	Man.
35			Feuer	Feuerkandelaber mit Füllstrich und drei Flammen oben.	Ean.
36			Mahlen	Mörser mit Keule, daran Querstrich (Verzierung?), ohne Inhalt.	Ean.
37			Zermalmen	Mörser mit Keule, daran Querstrich, Mörser durchsichtig, darinnen eine Ähre (vgl. Nr. 75).	Ean.
38			Wohnung	Turm auf Hügel, Vorderansicht, im Hügel vier Striche (vgl. Nr. 25 und Abschnitt 9, 12).	Lug. kigub.
39			Fuß Wurzel Grundstein	Bein mit angestrichenem, vorderen Fuß. (Vgl. Abschnitt 9, 11.)	Gud.
40			Wildstier	Stierhinterfuß, Seitenansicht, rechtshin, oben seitlich je zwei kurze Striche, Behaarung.	Man.
41			Bein	Stierhinterfuß, Seitenansicht, rechtshin (vgl. Nr. 16).	Sarg. (T)
42			Gehen	Fuß, Seitenansicht, rechtshin.	Ur-Nina
43			Leibesmitte	Bauch und die Oberschenkel, der Bauch ist mit vier Strichen angestrichen. (Vgl. Abschnitt 9, 11.)	Ean.

Nr.	Älteste Form	Späte Form	Bedeutung	Erklärung	Belege
44			Esel	(Vgl. Abschnitt 9, 6.)	Lug-sag.
45			Rückseite	Bauch und Beine, Seitenansicht rechtshin, drei Striche am Kreuz.	Ur-Nina
46			Wein	Vase, Hals mit Querstrich.	Ur-Nina
47			Mann	(Vgl. Nr. 5 und Abschnitt 9, 5, 16).	Ean.
48			Bier	Vase mit Füllstrich, Hals mit zwei Strichen, Ausguß (dieser fehlt auch).	Ur-Nina
49			Kraut	Vase mit mehreren Füllstrichen, Hals mit Querstrichen.	Urukag. (T)
50			Pflock	Nagel, Vorderansicht. (Vgl. Abschnitt 9, 10 und Abb. 23.)	Ean.
51			Öl	Hoher, spitzer Napf mit Füllstrich.	Ur-Nina
52			Terrasse	Stück einer Terrasse mit zwei Rillen, dreiteilig, Vorderansicht.	Lug. kigub.
53			Netz	Vier vertikale Stricke, unten geschlossen, oben vier Querstricke.	Ean.
54			Holz	Holzblock.	Man.
55			Ochse	Ochsenkopf mit zwei geraden Hörnern, von vorn gesehen (vgl. Abschnitt 9, 3).	Gud. (T)
56			Krug	Vase mit Hals und Ausguß, im Bauch und Hals der Vase Füllstriche, diese fehlen auch (vgl. Abb. 41 und Abschnitt 9, Schluß).	SH Iter
57			Frucht	Breite Vase mit Hals, Füllstrich in Hals und Bauch, in letzterem noch drei Gegenstände (Früchte).	Sarg. (T)
58			Tontafel	(Vgl. Nr. 29 und 59.)	Sarg.
59			Siegel	Ausgebreiteter Siegelzylinder mit Griff (?). (Vgl. Nr. 29, 58 und vgl. Abschnitt 9, 5)	Th.-D.

Nr.	Älteste Form	Späte Form	Bedeutung	Erklärung	Belege
60			Pflanze	Zweimal je vier abgeschnittene, gekreuzte Grashalme.	Lug. sag.
61			Milch	Breite Vase mit einem oder zwei Füllstrichen im Bauch, senkrechter Strich im Hals.	Ur-Nina
62			Tragen	Kopf m. Augenstrich u. Hals, Seitenansicht, rechtshin; erhobener rechter Arm. Auf dem Kopf Tragkissen, darauf Korb m. Füllstrich, oben drei kurze Striche an der Öffnung, Inhalt sichtbar (vgl. Abschnitt 9, Schluß).	Ur-Nina
63			Land Volk	Standarte, Emblem auf Stange mit Stehzapfen, drei Querstriche durch die Stange. (Vgl. Abschnitt 9, 14.)	Lug. sag.
64			Tempel	Portalturm eines Tempels mit senkrechten Rillen, dreiteilig, oben Querstreifen: Oberstock; in Vorderansicht.	Ur-Nina
65			Baumstamm	Zwei Bäume mit drei Ästen (vgl. Nr. 76).	Ur-Nina
66			Saḫiru-Pflanze (?)	Rohr mit Blättern und Frucht (Blüte), drei kurze Striche auf der Blütenöffnung (vgl. Nr. 15).	Man.
67	a b		67a: Mensch 67b: Herr (später: König)	a: Kopf mit Augenstrich und Brust mit drei oder mehreren Querstrichen, Seitenansicht, rechtshin. b: Wie 67a, darüber Federkrone, linear, mit Zusatzstrich („groß"); an der späten Form sind vorn noch zwei wagerechte Keile anzufügen.	Ean.
68			Mond (der Gott)	Standarte, Mondsichel (zunehmend) an Stange auf Stehzapfen, rechtshin.	Ean.
69			Schulter	Die beiden Schulterblätter von hinten gesehen mit Nacken und Hals, in jedem Schulterblatt je drei wagerechte Striche.	Lug. sag.
70			Arm	Linker Unterarm von innen gesehen mit Hand und Armansatz links unten.	Ean.
71			Steingefäß	Napf mit rundem Boden, vier kurze Striche oben an der Öffnung.	Gud. (T)
72			Hand	Linke Hand von innen, Vorderansicht, linear.	Ean.
73			Bild Denkmal	Zweibeiniges Gestell auf Stehzapfen, darüber zwei Stierköpfe (vgl. Nr. 55).	Enšak.
74			Gebirge	Drei Bergspitzen, Vorderansicht, oder drei Steine.	Ean.

Nr.	Älteste Form	Späte Form	Bedeutung	Erklärung	Belege
75			Getreide	Ähre, Vorderansicht, linear.	Ur-Nina
76			Wald	Zwei Bäume (vgl. Nr. 65), darüber Ähre.	Man.
77			Mutterleib	Bauch mit Füllstrich.	Ean.
78			Schlüssel	Schlüsselhaken.	OBI Tafel VI/VII
79			Ohren	Zwei Tierohren, Vorderansicht, unten Zusatzstrich (vgl. Abschnitt 9, 13).	Ean.
80			Blitz	Zickzack.	OBI Tafel VI/VII
81			Knie Schoß	Knie oder Schoß in Vorderansicht.	Ean.
82			Bauch Eingeweide	Bauch mit Inhalt.	Ean.
83			Widder	(Vgl. Abschnitt 9, 6.)	Gud. (T)
84			Weltall	(Vgl. Abschnitt 9, 6.)	Man.
85			Bett	Zweibeiniges Gestell auf Stehzapfen (vgl. Nr. 73), darüber Giebel mit Verzierung, je vier kurze Striche an den Giebelseiten.	Urukag. (T)
86			Bogen	Ungespannter Bogen, Seitenansicht.	Sarg. (T)
87			Löwe	(Vgl. Abschnitt 9, 6.)	Ean.
88			Löwe Fuß	(Vgl. Abschnitt 9, 6.)	Lug. sag.
89			Auge	Tierauge, Vorderansicht, unten Zusatzstrich (vgl. Abschnitt 9, 13).	SH XXXIV
90			Silber	Gebogener Barren mit Querstrichen.	Ur-Dynastie
91			Zunge	Zunge, Seitenansicht, linear, unten Zusatzstrich.	Ean.
92			Ziegenbock	(Vgl. Abschnitt 9, 6.)	OBI Tafel VI/VII
93			Weib	Vulva, Vorderansicht.	Man.
94			Hund (Knecht)	Hundskopf mit Hals, Seitenansicht rechtshin (vgl. Abschnitt 9, 18.)	SH I ter
95			Wasser	Zwei Wellenlinien, linear.	SH I bis
96			Fisch	Fisch, Seitenansicht, rechtshin.	Gud. (T)
97			Brot	Korb mit rundem Boden und Füllstrich. (Vgl. Abschnitt 9, 9, 15.)	Gud. (T)

Zur Entzifferung der Keilschrift.

I. Dreisprachige Inschrift des Königs Darius I. (522–486) aus Persepolis.

Altpersischer Text — Elamischer Text — Babylonischer Text

II. Dreisprachige Inschrift des Königs Xerxes (486–465) aus Persepolis.

Altpersischer Text — Elamischer Text — Babylonischer Text

Erste Lesung und Übersetzung der altpersischen Texte durch Georg Friedrich Grotefend (1802)

I. *Dārheūsch. Khschêhiôh. eghré. Khschêhiôh. Khschêhiôhêtchāo. Khschêhiôh. Dāhûtchāo. Gōschtāspāhê. bûn. ākhêotchôschôh.*

Darius rex fortis rex regum rex Daharum (filius) Hystaspis stirps mundi rectoris.

Âh. ôoo. Môro. ēzûtchûsch

Jn constellatione mascula Môro τοῦ Jzed.

II. *Khschhērschê. Khschêhiôh. eghré. Khschêhiôh. Khschêhiôhêtchāo. Dārheûsch. Kschêhiôhahê. bûn. ākhêotchôschôh.*

Xerxes rex fortis rex regum (filius) Darii regis stirps omnium rectoris.

Die obigen Inschriften in jetziger Umschreibung und Übersetzung.

I.

Altpersisch:	dārajauauš |	kšāiatija |	uazarka |	kšāiatija |	kšāiatijānām |	kšāiatija ||	dahiunām |
Elamisch:	Ida-ri-ia-ma-u-iš	Isunkuk	ir-ša-ir-ra	Isunkuk	Isunku-ip-in-na	Isunkuk	Ida-a-ú-iš-be-na
Babylonisch:	Ida-ri-ia-a-muš	šarru	rabu-ú	šar	šarrāni meš	šar	matāte meš
Deutsch:	Darius,	der König,	der große,	König	der Könige,	König	der Länder

Altpersisch:		uištāspahiā |	puʾra |	hakāmanišija |	hia |	imam |	takaram |	akunauš
Elamisch:	I mi-iš-ba-za-na-laš-be-na	I mi-iš-da-aš-ba	Iša-akri	Iha-ak-ka-man-nu-ši-ia	ak-ka	ihi	Ida-iš-ša-ra-um	hu-ut-taš-da
Babylonisch:	iša nap-ḫa-ri li-ša-nu gab-bi	apil	Iuš-ta-as-pa	Ia-ḫa-ma-an-ni-iš-ši'	ša	bita	a-ga-a	i-pu-uš
Deutsch:	aller Zungen,	des Hystaspes	Sohn,	der Achämenide,	der	dieses	Haus	erbaut hat.

II.

Altpersisch:	kšajāršā |	kšāiatija |	uazarka |	kšāiatija |	kšāiatijānām |	dārajauahauš |	kšāiatijahiā |	puʾra |	hakāmanišija
Elamisch:	Iik-še-ir-ša	Isunkuk	ir-ša-ir-ra	Isunkuk	Isunku-ip-in-na	Ida-ri-ia-ma-u-iš	I sunkuk	Iša-akri	Iha-ak-ka-man-nu-ši-ia
Babylonisch:	Iḫi-ši-ar-ši	šarru	rabu-ú	šar	šarrani meš	apil Ida-a-ri-ia-a-muš	šarri		Ia-ḫa-ma-an-niš-ši-'
Deutsch:	Xerxes,	der König,	der große,	König	der Könige,	des Darius	des Königs	Sohn,	der Achämenide.

Abb. 1. Entzifferung der Keilschrift, zusammengestellt von Prof. Dr. F. H. Weißbach. (Deutsches Museum für Buch und Schrift, Leipzig.)



Abb. 2. Dioritstatue des Sumererkönigs Gudea (2600 v. Chr.) mit linksläufiger, vertikaler Schrift. (Paris.) Nach dem Gipsabguß im Museum für Buch und Schrift, Leipzig.



Abb. 4. Grenzstein (Kudurru) des neubabylonischen Königs Marduk-apla-iddina II. (700 v. Chr.). Links: König überreicht dem Lehnsmann (rechts) die Schenkungsurkunde aus Leder oder Papyrus. Oben links: Symbolisches Tier mit Postament und Keilschriftgriffel (Gott Nebo); rechts: Dasselbe und Lanze (Gott Marduk). (Berlin, V[order] A[sien] 2663.)



Abb. 3. Kopf des Basaltobelisken des assyrischen Königs Salmanassar III. (850 v. Chr.) mit rechtsläufiger, horizontaler Schrift. (Brit. Mus. London.) Nach dem Gipsabguß im Museum für Buch und Schrift, Leipzig.



Abb. 5. Zwei bemalte Tonfliesen, Wandschmuck zum Aufhängen von Teppichen, aus dem Palaste des assyrischen Königs Assurnassirpal III. (880 v. Chr.) mit konzentrischer gemalter Schrift. (Museum in Konstantinopel.)



Abb. 6. Oberst (links) und 2 Schreiber mit Tontafel bzw. Papyrus, vom Palaste des assyrischen Königs Tiglatpilesar III. (730 v. Chr.). (Brit. Mus. London, Nimrud Centr. Sal. 84.)



Abb. 7. Große sumerische Tontafel mit archaischer Schrift des Königs Eannatum von Lagasch (3200 v. Chr.). (Berlin VA. 2599.)



Abb. 8. Sumerische Tontafel aus Fara (3200 v. Chr.) mit linksläufiger Schrift. Vorderseite. (Berlin, VAT[ontafel] 12758).



Abb. 9. Sumerische Tontafel aus Fara. Rückseite (Berlin, VAT 12552).



Abb. 10. Altassyrische Tontafel (Mitte des 2. Jahrtausends) durch Striche und Eindruck als ungültig bezeichnet. (Berlin, aus Assur, VAT 8738.)





Abb. 11. Tontafel der Akkadischen Zeit (2800 v. Chr.), Vorderseite (links) und Rückseite (rechts), hier unten das Datum, aus Susa (in Paris) — Délég. en Perse, Mémoires Band XIV (1913) Tafel VII, 9. Das ausgebrochene Stück rechts gibt eine Kontrolle bei Beobachtung des Beschreibens der Rückseite im Verhältnis zur Vorderseite an die Hand.



Abb. 12. Tafel der 2. Dynastie von Ur, Rückseite mit Datum (um 2500 v. Chr.) (Berlin, VAT 2219). Die Längsseiten der Tafel sind eingezogen.



Abb. 13. Tafel der Hammurabizeit (2000 v. Chr.), Rückseite der Außenhülle mit abgerollten Siegeln, datiert aus der Regierung des Ammizaduga, aus Nippur. (Mus. d. Univ. in Philadelphia, Babyl. Exped. Serie A, Band VI, 1 Tafel X, Nr. 15.



Abb. 14. Tafel aus der Bibliothek des assyrischen Königs Assurbanipal in Ninive (7. Jahrh. v. Chr.), Hunger und Lamer, Altor. Kultur i. Bilde, Abb. 145; Rückseite mit Eigentumsvermerk der Bibliothek; Brit. Mus. in London.



Abb. 15. Tafel des Königs Schamasch-schum-ukin aus der spätbabylonischen Zeit (7. Jahrh. v. Chr.) (Berlin).



Abb. 16. Tafel der persischen Zeit des Königs Cyrus (6. Jahrh. v. Chr.) (Berlin).




Abb. 17. Tontafel mit gesiegelter Hülle (2400 v. Chr.). (Berlin, VAT. 646/7).



Abb. 18. Tontafel mit abgerollten Siegeln der altbabylonischen Zeit (2000 v. Chr.). (Berlin, VAT. 712, vgl. Abschnitt 5,3).







Abb. 19. Abdrücke von Stempelsiegeln auf einer persischen Tontafel, datiert aus der Regierungszeit des Königs Darius I., um 500 v. Chr. (Mus. d. Univ. in Philadelphia, Babyl. Exped. Serie A, Band VIII, 1, Tafel VI, aus Nippur.)



Abb. 20. Runde Schülertafel, altbabylonisch, um 2000 v. Chr., aus Nippur (H. V. Hilprecht, Ausgrabungen im Bel-Tempel zu N. 1903, Abb. 40.)



Abb. 21. Sumerische Tonolive des Königs Urukagina von Lagasch (3000 v. Chr.), mit Durchbohrung. (Berlin, VA. 5352.)



Abb. 22. Assyrische Tonhand, Konsole für die Zimmerdecke, aus dem Palaste des Königs Assurnassirpal III. (880 v. Chr.) in Nimrud, Schrift auf den Fingern. (Berlin, VA. 3128.)



Abb. 23. Tonnägel des sumerischen Königs Entemena von Lagasch, um 3000 v. Chr. (Louvre, Paris, Sarzec und Heuzey, Découvertes Tafel 32 bis, 3.



Abb. 24. Tonnagel des Gudea von Lagasch (2600 v. Chr.). (Berlin, VA. 7728).



Abb. 25. Tonnagel (Zigâtu) des assyrischen Königs Puzur-Aschir (um 1600 v. Chr.) aus Assur. (Berlin, VA 8251.)



Abb. 26. Tonnagel (Zigâtu) des assyrischen Königs Salmanassar III. (850 v. Chr). (Berlin, VA 8444.)

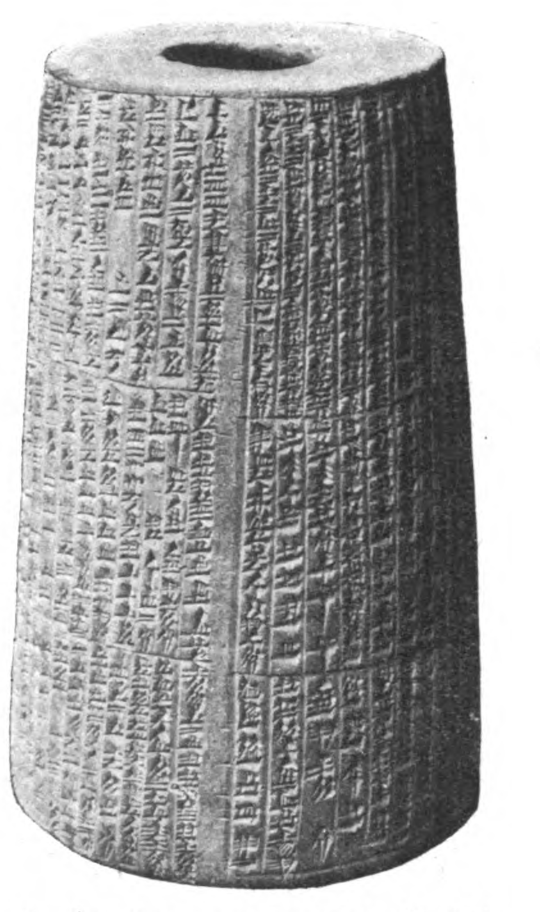


Abb. 27. Tonzylinder vom Tempel der Stadt Maradda vom neubabylonischen König Nebukadnezar II. (580 v. Chr.). (Univ.-Mus. in Leipzig).



Abb. 28. Altbabylonischer Zylinder. Anfang des 2. Jahrtausends, mit einer Tabelle von Hohlmaßen. (Berlin, VA. 2596.)



Abb. 29. Tönnchen des neubabylonischen Königs Nabu-naïd (550 v. Chr.). (Berlin, VA. 2536.)

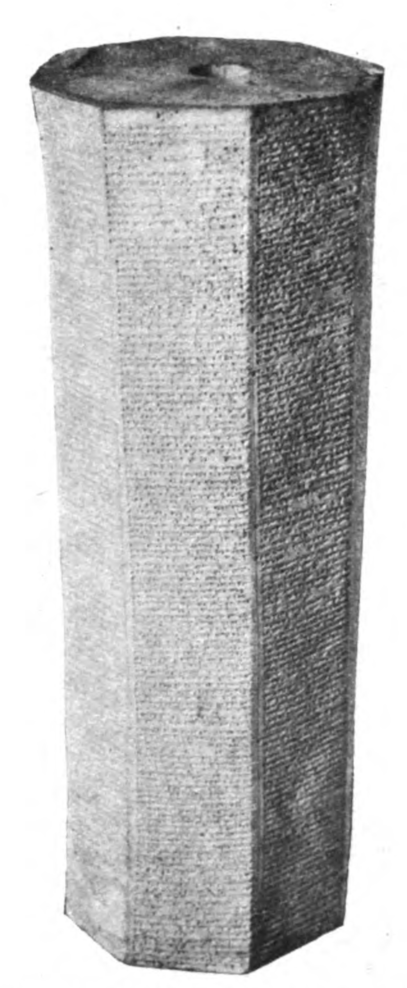


Abb. 30. Zehnseitiges Tonprisma des assyrischen Königs Tiglatpilesar I. (1100 v. Chr.) vom Tempelturm in Assur. (Berlin, VA. 8255.)

Abb. 31. Spätassyrisches Amulett mit einer Beschwörung. Der halsartige Ansatz, oben, ist querdurchbohrt zum Durchziehen einer Schnur, mit der das Amulett dem Kranken um den Hals gehängt wurde. (Berlin, aus Assur, VAT. 9730.)



Abb. 32. Babylonische Tonleber (eines Schafes) mit Keilschrift, als Unterlage für Wahrsagungen. (Gressmann, Texte und Bilder zum Alten Testament II, Abb. 84.)



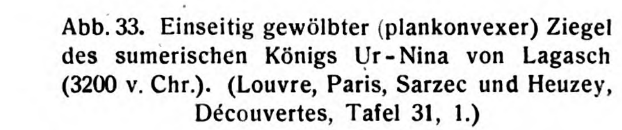


Abb. 33. Einseitig gewölbter (plankonvexer) Ziegel des sumerischen Königs Ur-Nina von Lagasch (3200 v. Chr.). (Louvre, Paris, Sarzec und Heuzey, Découvertes, Tafel 31, 1.)



Abb. 34. Runder beschriebener Bauziegel des sumerischen Königs Gudea von Lagasch (2600 v. Chr.). (Berlin VA. 3129).

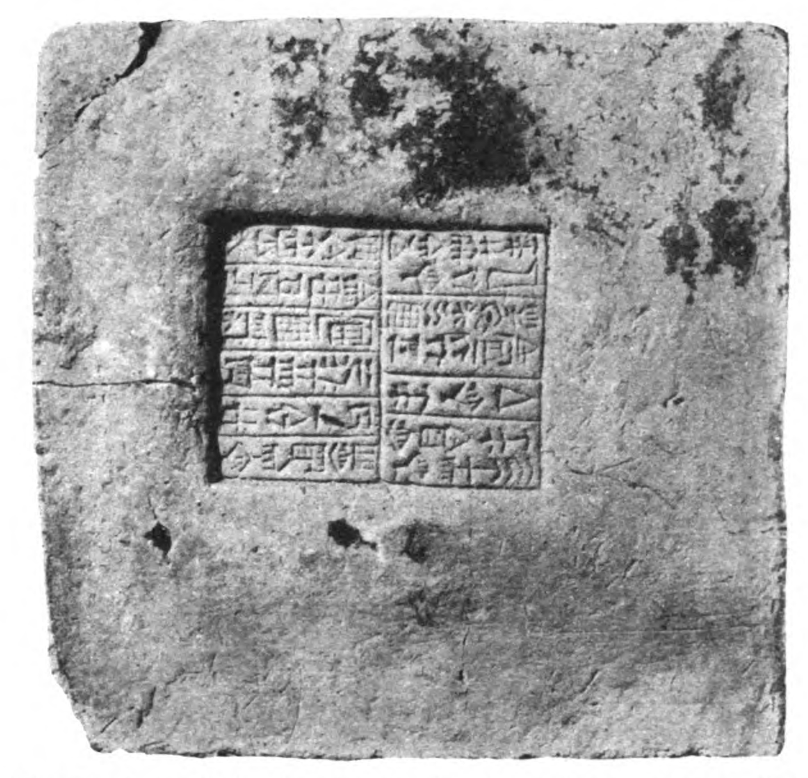


Abb. 35. Quadratischer bestempelter Bauziegel des sumerischen Königs Gudea von Lagasch (2600 v. Chr.). (Berlin, VA. 6930.)



Abb. 36. Stempelfläche eines Tonstempels für Bauziegel des akkadischen Königs Naram-Sin aus Nippur (2800 v. Chr.). (Mus. d. Univ. in Philadelphia, Babyl. Exped. Serie A, Band I, Tafel II, 3.)



Abb. 37. Griff eines Tonstempels für Bauziegel des akkadischen Königs Schargani-scharri (2800 v. Chr.) aus Nippur (wie Abb. 36, Tafel II, 2).

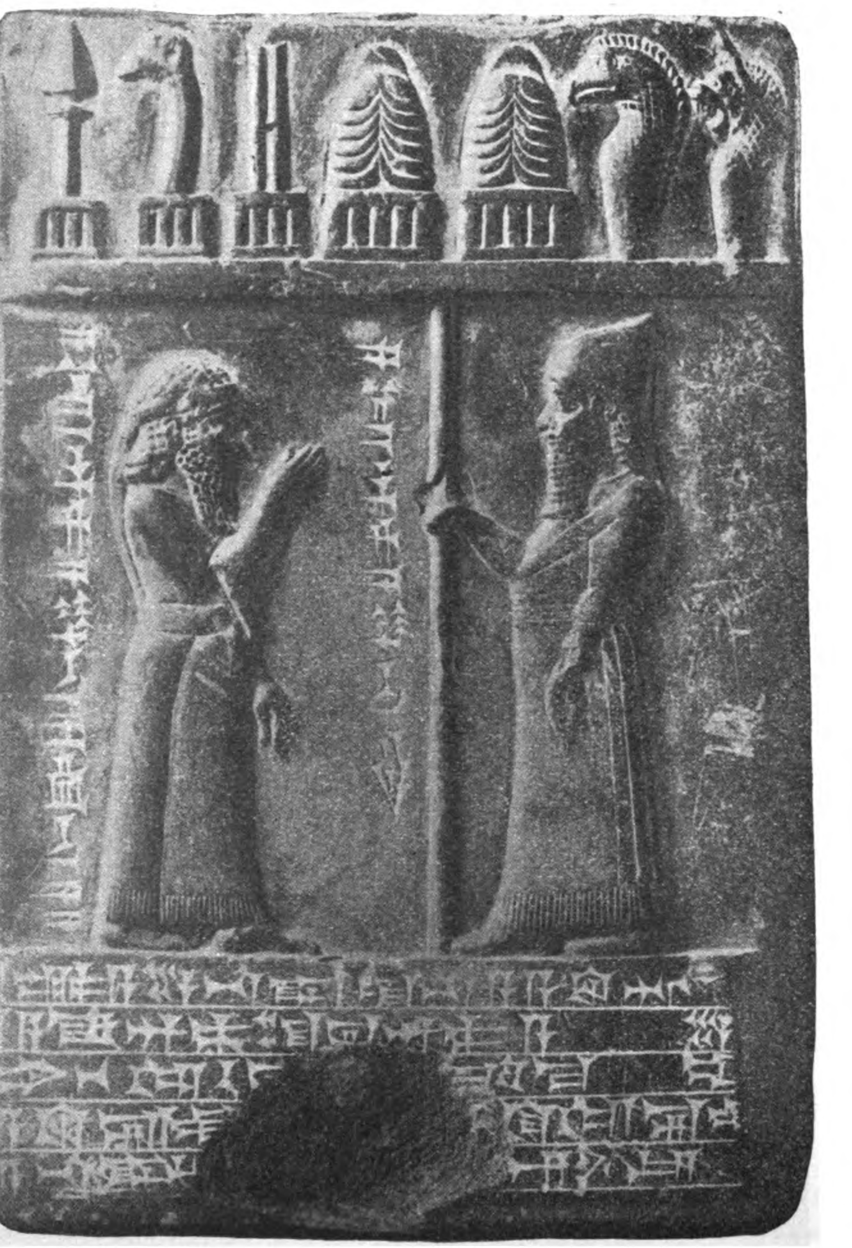


Abb. 40. — Grenzstein (Kudurru) des babylonischen Königs Nabu-apla-iddina (860 v. Chr.). Der König (rechts) belehnt einen Vasallen. In der oberen Reihe steht auf einem Postamente der Keilschriftgriffel, das Symbol des Gottes Nebo, das dritte Symbol von links. (Brit. Mus. 90922).



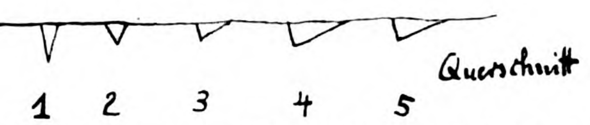


Abb. 38. Aufsichten und Querschnitte der Eindrücke des Keilschriftgriffels im Wechsel der Zeiten. (Nach Leopold Messerschmidt).

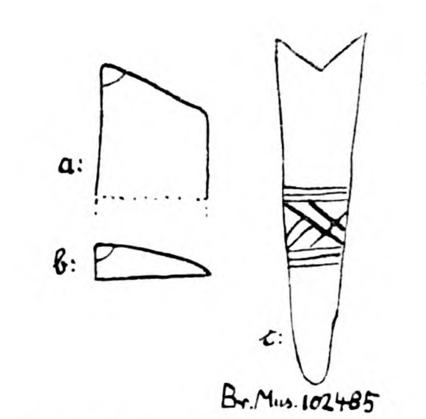


Abb. 39. Keilschriftgriffel nach L. Messerschmidt und Abbildung eines Griffels von dem babylonischen Grenzsteine (Kudurru) Brit. Mus. 102485.



Abb. 41. Kalksteinrelief des sumerischen Königs Ur-Nina von Lagasch mit Inschrift (3200 v. Chr.). Der König, im Kreise seiner Familie und Minister bringt (links) einen Korb mit Ziegeln herbei zur Grundsteinlegung eines Tempels, Vorbild für das Bildzeichen der Liste Nr. 62, vgl. Abschnitt 9, Schluß. Hinter Ur-Nina steht ein Mann mit einem Kruge, der das Vorbild für die Hieroglyphe Nr. 56 ist. Ähnlich auch im unteren Friese. (Louvre in Paris, Sarzec und Heuzey, Découvertes, Tafel 2bis, 1.)

DRUCK VON JULIUS KLINKHARDT IN LEIPZIG



